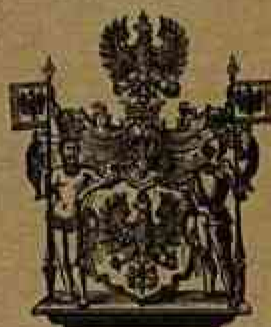
Die

Bau- und Kunstdenkmäler

der

Provinz Ostpreußen.

Im Auftrage
des
Ostpreußischen Provinzial-Landtages
bearbeitet
von
Adolf Boetticher.



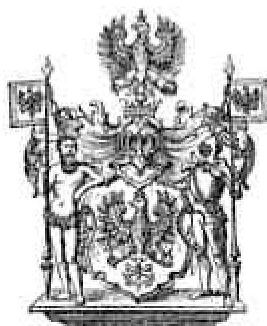
Heft VIII. Aus der Kulturgeschichte Ostpreußens. — Nachträge.

Königsberg.
Kommissionsverlag von Bernh. Teichert.

Druck von Emil Rautenberg.
1898.

Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen.

Im Auftrage
des
Ostpreußischen Provinzial-Landtages
bearbeitet
von
Adolf Boetticher.



Heft VIII. Aus der Kulturgeschichte Ostpreußens. — Nachträge.

Königsberg.
Kommissionsverlag von Bernh. Teichert.
Druck von Emil Rautenberg.
1898.

Aus der

Kulturgeschichte Ostpreußens.

Nachträge.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Königsberg.
Kommissionsverlag von Bernh. Teichert.
Druck von Emil Rautenberg.
1898.

Da Heft I, II und III, Samland, Natangen und Oberland, vergriffen sind, so werden sie, sobald dieses Heft zur Ausgabe gelangt ist, in erweiterter, zweiter Auflage erscheinen.

Das Namenregister kann erst nach dem Neudruck dieser Hefte ausgegeben werden, weil die Neuauflage darin berücksichtigt ist.



Inhaltsverzeichnis.



Abkürzungen.

A. B. = Acta Borussica.
A. J. = Altertumsgesellschaft Insterburg.
A. M. = Altpreußische Monatsschrift.
A. P. = Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg.
C. d. P. = Codex diplomaticus Prussicus.
C. d. W. = Codex diplomaticus Warmiensis.
D. O. = Deutscher Orden.
Hm. = Hochmeister.
Kspl = Kirchspiel.
Lftl. = Luftlinie.
N. P. P. B. = Neue Preußische Provinzial-Blätter.
P. M. = Prussia-Museum in Königsberg.
P. M. K. = Prussia-Museums-Katalog.
P. P. B. = Preußische Provinzial-Blätter.
Prov. M. = Provinzial-Museum zu Königsberg.
Quandt, Mſk. = Quandt, Nachrichten über die Kirchen Ostpreußens, Manuskript von 1738 in d. K. Bibl. z. Königsberg.
S. d. A. P. = Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia.
S. d. p. ö. G. = Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg.
S. r. P. = Scriptores rerum Prussicarum.
S. r. W. = Scriptores rerum Warmiensium.
Z. E. = Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands.



Benutzte Litteratur.

Scriptores rerum Prussicarum.
Voigt, Codex diplomaticus Prussicus.
Codex diplomaticus Warmiensis.
Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands.
G. Rey, Étude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie et dans l'île de Chypre. Paris 1871.
Essenwein, Die Kriegsbaukunst. Darmstadt 1889.
Steinbrecht, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens.
Watterich, Die Gründung des Deutschen Ordensstaates in Preußen. Leipzig 1857.
von Treitschke, Das Deutsche Ordensland Preußen. Leipzig 1865.
Freytag, Die Besiedelung des Ostens (Bilder aus der deutschen Vergangenheit). Leipzig 1871.
Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. 1872—86.
Lohmeier, Geschichte von Ost- und Westpreußen. Gotha 1881.
Horn, Kulturbilder aus Ostpreußen. Leipzig 1886.
Töppen, Geschichte Masurens. Danzig 1870.
" Historische comparative Geographie von Preußen. Gotha 1858.
Köhler, Die Entwickelung des Kriegswesens in der Ritterzeit.
Voigt, Geschichte Preußens. 1827—39.
von Quast, Denkmale der Baukunst in Preußen; 1852.
Otte (und Wernicke), Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie[5]. Leipzig 1883/84.
G. Jacob, Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter. Leipzig 1887.
Piper, Burgenkunde. München 1895.



Die vorgeschichtliche Zeit Ostpreußens.

Wenn wir im nachfolgenden versuchen wollen, eine Geschichte Ostpreußens zu schreiben, so handelt es sich selbstverständlich nicht darum, die politischen Geschicke des kleinen Landes zu behandeln, obschon sie gewichtig genug sind. Im Gegenteil wollen wir uns nur auf einen kleinen Teil der Kultur und Kunst beschränken.

Wenn wir dabei weit ausholen und mit der Gletscherzeit beginnen wollen, so bietet sich uns gerade in Ostpreußen ein reiches Feld.

Im Jahre 1891 hat die physikalisch-ökonomische Gesellschaft in Königsberg ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert und dabei von dem leider zu früh verstorbenen Dr. Tischler einen Bericht über die archäologisch-anthropologische Abteilung des Provinzialmuseums entgegengenommen, in dem in musterhafter Weise das in der Provinz jetzt vorhandene Material behandelt ist.

Dann hielt Professor Dr. Bezzenberger im Laufe des Winters 1894/95 eine Reihe von Vorträgen über die Prähistorie Ostpreußens.

Beiden uns eng anschließend wollen wir die Vorgeschichte behandeln.

„Die Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen ist eines der interessantesten Probleme, die den menschlichen Scharfsinn beschäftigt haben. Wir Geologen können diese Frage in geologischem Sinne mit ziemlicher Sicherheit beantworten für denjenigen Teil unserer Erde, welcher am besten nach allen Richtungen hin geologisch untersucht ist, für Europa. Der Mensch wanderte in Europa ein am Ende der Diluvialzeit; als Diluvialzeit bezeichnen wir geologisch die vor der historischen Zeit zunächst liegende Periode der Erdgeschichte; in der nächstfrüheren geologischen Epoche, der Tertiärzeit, war der Mensch in Europa noch nicht vorhanden: Hunderte von fossilen Tierresten wurden aus den Tertiärschichten von Europa gesammelt und liegen nun in unseren Museen wohlgeordnet beisammen; kein einziger menschlicher Rest, weder Knochen oder Zähne, noch Kunsterzeugnisse des Menschen wurden mit diesen tertiären Fossilien aus der Erde gefördert.

Europa befand sich zu der Zeit, als die ersten Menschen in diesen Kontinent vermutlich von Asien einwanderten, am Ende eines eigentümlichen geologischen Zustandes: auf das subtropische Klima der tertiären Epoche war zur Diluvialzeit eine Kälteperiode gefolgt, die eine mehr oder weniger starke Vereisung von Europa bewirkte. Es sind jetzt in den Alpen und in ihrem Vorlande drei hintereinanderfolgende Vergletscherungen

von verschiedener Stärke nachgewiesen; diese drei Eiszeiten waren durch zwei Perioden, in denen sich die Gletscher auf die Höhe der Alpen zurückzogen, also durch zwei interglaziale Perioden von einander getrennt.

Der älteste Mensch erscheint in Europa erst nach der mittleren Eiszeit, in der Zwischenperiode zur letzten jüngsten Eiszeit.

Diese ersten diluvialen Menschen lebten zusammen mit dem Mammuth, dem Rhinozeros, dem Höhlenlöwen, der Höhlenhyäne, dem Urochs. Die Berge bedeckten sich allmählich mit Wald, und zwar bestand der Wald damals aus Weißbirken, Bergahorn, Lärchen und Eiben.

Die letzte Eiszeit war etwas weniger kalt als die Haupteiszeit: das mittlere Europa blieb frei vom Eise.

Der Mensch der Interglazialzeit von Taubach bei Weimar lebte noch mit dem Elefanten zusammen; der Mensch kurz nach der letzten Eiszeit von Schussenried bei Biberach und von Schweizerbild bei Schaffhausen besaß bereits Rentierherden."
R. Lepsius, Kultur und Eiszeit, 1896.

Die ältesten Spuren des Menschen reichen in Ostpreußen bis in die jüngere Steinzeit zurück, bis ins zweite Jahrtausend v. Chr., bis in die Zeit vor dem Brande von Troja. Wir kennen aus dieser Zeit hauptsächlich Wohnplätze mit Scherben, Steingeräten und Abfällen, Knochen und Hornsachen, Überresten der Mahlzeiten.

Eine ganz besonders wichtige Rolle spielt die kurische Nehrung, welche von über hundert Plätzen sehr viel von den oben genannten Gegenständen geliefert hat und dadurch für die Kenntnis der neolithischen Zeit von ganz Ost-Europa von hervorragender Wichtigkeit geworden ist.

Äußerst charakteristisch sind die Thongefäße der Steinzeit. Da man es aber hier nur mit Wohnplätzen zu thun hat, wo hauptsächlich zerbrochene Gefäße weggeworfen wurden, so ist es nur mit großer Mühe gelungen, eine kleine Anzahl vollständiger oder fast vollständig zusammenzubringen.

Die für die Steinzeit unbedingt kennzeichnende Verzierung ist das echte Schnurornament, der Abdruck von (Bast-)Schnüren in dem Thon vor dem Brennen, außerdem noch eine Reihe anderer Ornamente (z. B. das Zickzack-, Kreis-, C- oder V-Ornament, niemals die Wellenlinie oder Spirale). Das Schnurornament hat geradezu chronologischen Wert, und besonders für die Steinzeit haben verzierte Scherben eine Wichtigkeit wie allenfalls noch für das jüngste heidnische Zeitalter.

Höchst merkwürdig sind die bearbeiteten Bernsteinstücke der Steinzeit, welche in größter Menge auf dem Haffboden bei Schwarzörth zusammengeschwemmt sind und bei Baggerungen der Firma Stantien und Becker gehoben wurden. (Klebs, Der Bernsteinschmuck der Steinzeit; 1882.) S. das Bernsteinmuseum in Heft VII.

Solche Wohnplätze und Feuersteinwerkstätten sind auch an andren Orten der Provinz gefunden (Claussen, Kr. Lyck; Eckersberg, Kr. Johannisburg).

Gräber der Steinzeit sind dagegen verhältnismäßig selten (Rossitten, Wuttrienen, Gilgenburg, Waplitz, Laserkeim, Gr. Söbrost bei Gerdauen), die sämtlich Skelettgräber sind. Auf der kurischen Nehrung sind sie südlich von Nidden und nördlich von Schwarzörth. Dann wurden zwei liegende Hocker im Wäldchen Kaup bei Wiskiauten vom Prof. Dr. J. Heydeck im J. 1873, untereinanderliegend, aufgedeckt. Sie waren nur 36 cm von einander entfernt. Der untere hatte einen Feuersteinschaber in der Hand und zwei Zierscheiben in der Hüftengegend, welche wahrscheinlich (nach Prof.

Brauns Angaben) aus Rentiergeweih geschnitzt waren. Der obere Hocker hatte einen Steinhammer; neben seinem Becken lag ein Feuersteinmesser und eine Nadel aus Knochen. Genaueres in S. d. A. P. 1893 46 ff. mit Abbildungen.

Beide Skelette sind mit den Beigaben im P. M. Zimmer I 1—9 aufbewahrt. (Liegende Hocker kommen in England noch in der „Bronzezeit" vor.)

Unter den erwähnten Beigaben ist ein Feuersteinschaber und ein Messer aus gleichem Gestein. Schon diese Feuersteine sind in Ostpreußen meist importierte Ware, denn die Provinz hat sehr wenige und geringe aufzuweisen. Feuersteine kamen hierher vielleicht aus Rügen, Dänemark und der Insel Bornholm.

Unter den vielen Fundgegenständen aus der neolithischen Epoche finden sich Feuersteinäxte und Feuersteinäxtchen, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein, Quer- und Spitzäxte, durchlochte und undurchlochte Hämmer. Tischler hat gezeigt, wie ein solches Loch im Stein hergestellt wurde: man nahm einen hölzernen Ständer, in dessen oberen Querbalken ein rundes Loch gemacht wurde und steckte in dieses runde Loch ein rundes und daher drehbares, hartes Holz, das man mit Bastfaden umwand. Das untere Ende dieses Holzes wurde auf den zu durchbohrenden Stein gesetzt und nun immerwährend trockener Sand aufgeschüttet, während das Holz vermittelst der Bastschnur in Bewegung gesetzt wurde. So wurde ein konisches Loch in den Stein gebohrt. Geräte, an denen sich noch Bohrzapfen finden, beweisen, daß sie hier gearbeitet sind. Und so sind auch feine Feuersteinsachen ohne Metall gearbeitet, wie Heydeck mit einem Hornhammer bewiesen hat.

Ferner fanden sich Hacken, Schleifsteine, Mahlsteine, Getreidequetscher und sog. Klopfsteine zum Loslösen der langen Feuersteinspäne aus Stein gemacht vor.

Die Gefäße — sei es Aufbewahrungsgeräte, Kochtöpfe oder Totenurnen — jener Zeit machte man entweder in grobem Thon mit kleinen Gesteinsbrocken gemischt, worauf man noch die Finger- oder Nägeleindrücke erkennen kann, oder in feinerem Thon, sehr glatt und besser gebraunt, gehenkelt und mit Löchern darin. Auch eine ovale Steinschale mit Einschnitt für den Docht, augenscheinlich für Talg, hat sich auf der kurischen Nehrung gefunden.

Bevor die Töpferscheibe hier bekannt war, knetete man den Thon freihändig, walzte dann die Masse in Scheiben und formte sie über einem Kern von Thon.

Der Boden der Gefäße läßt in den meisten Fällen sofort erkennen, ob die Drehscheibe angewandt ist oder noch nicht.

Neben dem Stein brauchte der Mensch vielfach Horn und Knochen zu seinen Geräten: Fischstecher, Angelhaken, Pfriemen, Speerspitzen, Hammer, Nadeln u. s. w. Solche Geräte sind namentlich in Jeglinnen, Neu-Jucha, im Szonstagsee und in Werder bei Arys gefunden.

Auch bearbeiteter Bernstein kommt gleichzeitig vor in Knöpfen, Ringen, Anhängern und menschlichen, sehr primitiven Figuren (Schwarzorth, Fischhausen, Schupenen, Wiskiauten, German).

Die Steinzeit rechnet man vom ersten Auftreten des Menschen bis ungefähr zu dem Jahre 1000 vor Christo.

Die Steinzeitmenschen waren nicht Nomaden, sondern fest angesessene Bewohner, wie dies z. B. der der Steinzeit angehörige Pfahlbau im Kownatkensee erweist. Unter den Küchenabfällen, die sich dort fanden, finden sich Kuh, Pferd, Schwein und Hund vor.

Sie lebten in Holzhütten, beschäftigten sich mit Fischerei und Ackerbau, hatten auch eine gewisse Kunstfertigkeit (Bernsteinschmuck) und die gefundenen Urnen sind hier zu Lande gefertigt; sie hatten also Handwerker und trieben sogar wahrscheinlich Handel.

Diese prähistorische Wissenschaft wird freilich wohl noch manche Wandlungen erfahren, seit man bemüht ist, die Urheimat der Arier nicht mehr in Asien, sondern in unserer Heimat zu suchen. R. G. Latham, dann Benfey, Lazarus Geiger, Spiegel, Cuno und andere verlegen diesen Ursitz, auf welchem die Arier noch zuletzt als ungetrennte Einheit saßen, in die litauisch-russische Ebene und noch weiter westlich. Geiger hielt Südwestdeutschland für die Heimat der Arier, die meisten jedoch verlegen sie innerhalb der Grenzen des heutigen Rußlands.

Neuere Forscher wollen von der auf die Steinzeit folgenden **Bronzezeit** nichts wissen: Sie behaupten, daß Eisen ebenso leicht schmiedbar sei, wie die aus zwei Bestandteilen bestehende Bronze schwer herzustellen. Sie nehmen daher als auf die Steinzeit folgend nur eine **Metallzeit** an und verwerfen gänzlich die nachher zu erwähnenden Perioden, als die Hallstätter, la Tène u. s. w.

Nach Ansicht der früheren Forscher folgte auf die Steinzeit die Epoche der **Bronze**.

Neuerdings ist man jedoch geneigt, zwischen den beiden noch eine **Kupferzeit** anzunehmen. In der That finden sich auch in Ostpreußen Geräte, die aus reinem Kupfer gearbeitet sind, so ein Messer in Bladiau, ein Meißel aus Tilsit. Kupfer ist weit geeigneter als Bronze, weil es sich leichter treiben läßt.

In **Hallstatt**, im Salzkammergut, fand sich 1827 ein 1500 m langer, vorzeitlicher Kupferstollen mit vielen Steingeräten darin. In andren Ländern (Ungarn, Schweiz, Spanien) sind viel Gegenstände aus reinem Kupfer gefunden worden. Für Ungarn hat sie von **Pulszki** († 1897) nachgewiesen; für Europa begründet ist sie durch **Matth. Much** (Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältniß zur Cultur der Indogermanen; Wien 1886).

Hierauf folgt die **Bronzezeit**, welche skandinavische Forscher wieder in eine ältere und eine jüngere zerlegen.

Die ältesten, uns erhaltenen Bronzegeräte sind durch Guß hergestellte Geräte und Waffen eines bereits sehr entwickelten eigentümlichen Stiles, meistens durch lineare und stilisierte figürliche Ornamente charakterisiert.

Hieran reihen sich die Funde, in denen neben **getriebener** Bronzeware auch häufig Eisengeräte und Waffen vorkommen.

Nach dem bedeutendsten Fundorte, **Hallstatt** im Salzkammergut (1846), bezeichnet man diese Klasse gewöhnlich als „**Hallstätter Typus**", den man als einen **älteren** und einen **jüngeren** unterscheidet und von 800 v. Chr. bis 400 v. Chr. rechnet. (In Hallstatt sind ungefähr 1000 Gräber geöffnet; davon waren 445 verbrannte, 525 unverbrannte Leichen.)

Die **Bronze** besteht aus etwa $^9/_{10}$ Kupfer und $^1/_{10}$ Zinn; da sowohl Kupfer als Zinn nicht in Ostpreußen gewonnen werden konnten, so mußten sie von außerhalb kommen: Das Kupfer kam vielleicht aus Ungarn, Böhmen oder Österreich. Das Zinn kam durch die Phönizier, wie es vielfach in ostpreußischen Geräten durch Analyse nachgewiesen ist.

An die sogenannte Hallstätter Periode schließt sich die sogenannte **La Tène-Zeit** (La Tène-Untiefe), welche ihren Namen herleitet von ihrem Hauptfundort La Tène

bei Marin auf dem Neufchateller See; dieselbe scheidet man wieder in eine ältere, 400—100 v. Chr., und eine jüngere, 100 v. Chr. bis 100 n. Chr.

Die Gegenstände dieses La Tène-Typus sind in Form und Verzierung nahe verwandt den Gegenständen etrurischer Herkunft, die namentlich in Frankreich und im Westen und Südwesten Deutschlands häufig gefunden werden, in Ostpreußen aber nicht vorkommen.

Funde aus der Hallstattperiode kommen in Ostpreußen sehr häufig vor; selten die aus der La Tène-Zeit.

Aus der Bronzezeit unterscheidet man Einzelfunde, Funde in Hügelgräbern mit Skelettbestattung (Rantau, Alknicken, Szlaßen), worunter Bronzenadeln, Axthämmer, Schwerter mit kurzer Griffzunge sind und die man dem VIII. bis VII. Jh. v. Chr. zurechnen kann, und Funde in Hügelgräbern mit Leichenbrand. Darunter sind Hohlkelte (Meißel oder Keil), Schaftkelte, Schlangen- und Rollennadeln, die wohl als Haarnadeln gelten können, Halsringe mit zurückgebogenen Enden (Lötzen, Gr.-Hubnicken), Schleifen- oder Ösenringe, Armringe (Gerdauen), Spiralarmringe, Lanzenspitzen und Schwerter mit eigentümlichen durchbrochenen Griffen (Braunsberg, Königsberg am alten Brandenburger Thor), Fibeln (Schließnadeln) in zwei Hauptformen, deren erstere aus zwei aus demselben Draht gebogenen Spiralenplatten mit Dorn besteht, die andere mit halbkreisförmigem Bügel (Hals), an deren einem Ende die Rolle (Kopf) sitzt, die sich zu der Nadel verlängert, welche in dem am anderen Ende befindlichen Nadelhalter (Fuß) federt. Bisweilen kommt diese Form mit einer zweiten Rolle oberhalb des Nadelhalters vor.

Der Übergang von der Bronze zum Eisen findet schon am Ende der Hallstätter Periode statt.

Die Eisensachen aus der La Tène-Zeit sind zunächst zweischneidige Schwerter mit kurzem Eisengriff und doppelt gebogener Parierstange.

Die Schließnadel (Fibel) hat eine ganz bestimmte Form, indem der Fuß (Nadelhalter) verlängert und mit dem Bügel verbunden wird, welcher seinerseits durch einige Spiraldrehungen mit der Nadel aus einem Stücke Draht besteht.

Die Urnen dieser Zeit bestehen aus zwei konischen Kegeln, die in der Mitte am breitesten sind und von denen der oberste mit flachem durchlochten Henkel versehen ist (Rantau).

Die Glanzperiode der ostpreußischen Urzeit, das erste bis vierte Jahrhundert n. Chr. bis ins fünfte, nimmt in den hiesigen Museen den größten Platz ein, und diese Ausgrabungen liefern auch stets die allerreichste Ausbeute. Man findet zu dieser Zeit große Flachgräberfelder, oft über mehrere Hektar ausgedehnt, in einzelnen Teilen der Provinz mit großen Steinpflastern über jedem Grabe, und die Leichen teils unverbrannt, besonders im Anfange der Periode (doch verschieden in den einzelnen Teilen der Provinz), oder verbrannt, und zwar die Knochen dann entweder in einer Aschenurne beigesetzt, oder in freier Erde. Es lassen sich in der Provinz verschiedene Regionen, mindestens vier, unterscheiden, jede in sich von einheitlichem Charakter, welche von einander sowohl durch die Grabgebräuche, als durch die Beigaben, besonders die Thongefäße, scharf und deutlich getrennt sind.

Infolge genauer topographischer Aufnahmen läßt sich bei diesen Gräberfeldern eine durchgängige Änderung der Begräbnisgebräuche und des Inventars von einem Ende bis zum anderen nachweisen und eine chronologische Gliederung vom I. bis V. Jh.

feststellen. Diese Abschnitte kann man als frühe (ungef. I. und II. Jh. n. Chr.), mittlere (ungef. III. bis ins IV. hinein), und späte (IV. bis ins V. Jh.) **römische Kaiserzeit** bezeichnen. Die mittlere Kaiserzeit hat in ihren Gräbern eine außerordentlich große Menge römischer Bronze-Münzen geliefert (bis 275 n. Chr. reichend), während Silber-Münzen in Gräbern selten vorkommen, oft aber in großer Menge beisammen als Schatz(Depot)funde. Diese Münzen stehen zu dem unter Nero urkundlich bezeugten Bernsteinhandel wohl in gar keiner Beziehung und sind erst im III. Jh. nach Ostpreußen gelangt, zu einer Zeit also, als die Nordvölker schon in den Donaugegenden und dem Schwarzen Meer dicht neben den Römern saßen. Die Münzen haben wohl nur als Schmuckgegenstände gedient; viele haben sich in sorgfältig geschnitzten Kapseln gefunden.

Die vier Regionen sind nun annähernd folgende: 1. Nord-Litauen bis ungefähr zur Memel südlich. — 2. Samland, Nord-Natangen, im ganzen ein Bezirk, der annähernd durch die Deime, den unteren Lauf der Alle bis Bartenstein, westlich vielleicht durch die Passarge begrenzt wird. — 3. Das Gebiet, welches sich von der Passarge westlich nach der Weichsel zu und nach Süden erstreckt. — 4. Der östliche und südliche Teil Ostpreußens.

Das **samländisch-natangische Gebiet** zeichnet sich in den späteren Abteilungen der Periode durch sehr große Aschen-Urnen aus, während schließlich die Knochen meist in freier Erde beigesetzt werden. In den ersten Jahrhunderten herrscht die Bestattung ohne Leichenbrand vor. Es haben sich Gräberfelder in Dollkeim, Eisselbitten, Polwitten, Serappen, Greibau, Sacherau, Corjeiten, Wiskiauten u. a. m. gefunden.

Südlich des Pregels sind die Gräberfelder von Rosenau, Fürstenwalde, Wackern, Tengen und besonders Warnikam zu erwähnen, in welchem letzteren in der ganzen Provinz wohl die kostbarsten Funde aus dieser Periode gemacht sind: sehr viele silberne und mit Silber belegte Fibeln, silberne Hals- und Armringe, einen goldenen Armring, goldene Rosetten mit eingelegten Granaten, viel Silberzeug und nachrömische Gläser.

Das **westlich anstoßende Gebiet** ist durch ein großes Gräberfeld bei Osterode vertreten.

Im **Osten und Süden der Provinz**, wo die ganze Zeit über der Leichenbrand geherrscht zu haben scheint, liegen die Gräberfelder bei Kampischkemen, Gruneiken, Alt- und Neu-Bodschwinken, Waldhaus Görlitz bei Rastenburg, Dietrichswalde, Kr. Johannisburg, Sdeden, Kr. Lyck, und besonders große Felder bei Przytullen, Kussen, zwei zu Groß-Strengeln, in welchen letzteren eine große Menge von schönen Thongefäßen gefunden sind, die kleiner und zierlicher sind als die gleichaltrigen samländischen (wenigstens im III. Jh. n. Chr.).

Im J. 1893 erfolgte durch Herrn Prof. Dr. **Heydeck** die Aufdeckung eines reichen Gräberfeldes bei Daumen, Kr. Allenstein (S. d. A. P. 1895 41 ff.), worin namentlich viel Fibeln gefunden wurden, die derselbe für gotisch anspricht, während Prof. **Bezzenberger** sie für fränkisch aus der Zeit der Völkerwanderung hält. Die Zeitbestimmung dieses Fundes ist das V. Jh. nach Chr.

Ein ganz neues Gebiet, ja fast eine neue Welt beginnt an und **hinter der Memel**, ein archäologischer Bezirk, den man nach den russischen Ostseeprovinzen, besonders aber nach dem Gouvernement Kowno hin weiter verfolgen kann. Hier scheint die ganze Zeit über bis ins V. Jh. ausschließlich die Leichenbestattung geherrscht zu haben, und es trugen diese Leichen (wie meist bei unverbrannten Leichen) äußerst

reichen Schmuck, schöne Kettengehänge von Schulter zu Schulter mit elegant durchbrochenen End- und Mittelstücken und oft prächtigen Schulternadeln, Scheiben und andern Fibeln, reiche Armbänder (auch Spiralbänder), die im übrigen Ostpreußen in den späteren Abschnitten seltener sind, sehr viel Halsringe und in der mittleren Kaiserzeit so viel römische Münzen, wie sie selbst in dem reichen Samlande auf einem Felde nicht vorkommen. Es treten hier eine große Menge neuer Formen auf, wie sie sich südlich der Memel kaum mehr finden, daneben aber andere, die in einem großen Teile Osteuropas vorkommen, so daß der Parallelismus mit den Feldern der anderen Regionen für alle Perioden vollkommen gesichert ist. Interessant ist das häufige Vorkommen von emaillierten Stücken der mittleren Kaiserzeit. Dasjenige Gräberfeld, welches eine ganz außerordentliche Ausbeute geliefert hat und diese Region uns erst aufgeklärt hat, ist das von Oberhof bei Memel, welches Dr. Tischler von 1886 bis 1888 untersucht hat.

Der Abschnitt an der Memel scheint fast eine größere Bedeutung als eine Stammesgrenze zu haben; so groß ist die Verschiedenheit gegen die südlicheren Regionen. Möglicherweise war hier die Scheide zwischen germanischen und nichtgermanischen Nationen. Auffallend ist jedenfalls die Thatsache, daß hier schon im III. Jh. Formen auftreten (z. B. die Kettengehänge mit durchbrochenen End- und Mittelstücken, die Spiralringe), wie wir sie später vom IX. bis XIII. Jh. bei den preußischen — dann letto-litauischen und livischen Völkern wiederfinden.

Fernere Fundorte sind Labatiken (Labatag-Michel-Purwin), Weßeiten, Wilkieten, Scherunen.

Vom Ausgange dieser Periode, dem V. Jh., finden wir noch die Spuren in der ganzen Provinz. Sie wird gewöhnlich als Merovinger-Zeit bezeichnet.

Dann aber breitet sich eine tiefe Dunkelheit über ganz Ostpreußen wie überhaupt über Norddeutschland.

Aus dem IX. bis X. Jh., der sog. Wikinger-Zeit oder arabisch-normannischen Wikingerperiode haben sich nur wenige, aber ausgezeichnete Funde erhalten.

Als bedeutende Fundstätte ist vor allen Dingen das Wäldchen Kaup bei Wiskiauten, Kr. Fischhausen, zu nennen, wo silberne Hängezierate und bronzene Schildkrötenfibeln, Steigbügel und zwei für diese Zeit charakteristische Schwerter ausgegraben wurden (P. M. K. II 1897 Nr. 130).

Der Wikingerperiode gehört auch wahrscheinlich der Überrest eines Bootes aus Eichenholz in Klinkerbau an, welcher sich im J. 1895 bei Frauenburg fand und der Altertumsgesellschaft Prussia vom dortigen Gärtnereibesitzer Herrn Pohl zum Geschenk gemacht wurde, in dessen Grund und Boden das Boot eingebettet war. Die Wiederherstellung desselben ist jetzt im Gange.

Erst die jüngste Zeit des Heidentums, das zweite Jahrtausend nach Chr., hat wieder eine außerordentlich reiche Ausbeute geliefert. Als wichtigster Fund ist der Begräbnisplatz bei Stangenwalde südlich von Rossitten auf der kurischen Nehrung anzusehen, da er (außer einer außerordentlichen Fülle von teilweis ganz neuen Formen) zuerst die Zeit dieser neuen Kultur vollständig bestimmt hat durch Ordensmünzen aus dem Ende des XIII. Jh. nach Chr. Die Leichen lagen in Holzsärgen, bekleidet mit reichem Schmuck, die Männer mit ihren Waffen.

Unweit des Begräbnisplatzes war die Befestigung zu dieser Niederlassung, die Korallenberge, welche wohl nicht viel, aber doch charakteristische Stücke, wie besonders

Scherben geliefert haben. Die Scherben haben zu dieser Zeit eine sehr große Bedeutung, wie zur Steinzeit, obwohl sie nicht so schön sind. Sie stammen von meist auf der Scheibe gedrehten Töpfen und sind in Form und Ornament scharf charakterisiert in ähnlicher Weise durch das ganze heidnische Europa, so daß wir bei den Liven, Letto-Litauern und Slaven gleiche Thongefäße haben. Das wichtigste Ornament ist allerdings die in etwas anderer Form zur Römerzeit auftretende, mit einem mehrzinkigen Instrument gezogene Wellenlinie. Da die Thongefäße, auch so oft noch der Leichenbrand vorkommt, nicht mehr zum Sammeln der Knochen dienten, sondern nur die Rolle von Beigefäßen spielten, ist die Zahl der erhaltenen gerade nicht groß. Hier spielen die Scherben aber wieder eine wichtige, chronologische Rolle, wie zur Steinzeit, und von diesen besitzen wir allerdings eine große Menge.

Zu diesen Funden ist auch das Grabfeld bei Gerdauen aus dem XIV. Jh. zu rechnen.

Nachdem diese jüngere, vorher nur in Livland untersuchte Kultur bei uns genau erkannt und nachgewiesen war, konnte man sie nun auch an vielen andren Orten verfolgen, obwohl die ganze Zeit noch lange nicht so reich vertreten ist und so klar dasteht als die ein Jahrtausend älteren Gräberfelder; besonders sind die regulären Gräber noch immer sehr knapp.

Hingegen kommen an vielen Orten der Provinz ausgedehnte Aschenplätze vor, in welchen sowohl verbrannte Menschenknochen unregelmäßig zerstreut sind, als auch Skelette liegen, und besonders unter eigenen Pflastern Pferdeskelette mit Gebiß, Steigbügeln, Eisenglocke und Eisenschnalle in großer Anzahl. Auffallend ist es, daß diese Plätze fast immer an der Stelle der tausend Jahre älteren Gräberfelder liegen und diese oft durchkreuzen und stören, so daß sich in einem alten Grabe manchmal ein viel jüngerer Gegenstand findet (was Neulinge beim Graben zu großer Vorsicht veranlassen muß).

Diese Aschenplätze ergänzen zum Teil die Lücken, welche die Mannigfaltigkeit der Grabfunde offen läßt. Sie lieferten sehr viel Scherben, auch ganze Töpfe, Hausgerät, Schmucksachen; vor allem klären sie uns aber in vollstem Maße über die Bewaffnung der Preußen, Litauer, Kuren auf; sie haben von Schwertern, Äxten, Lanzen eine unglaubliche Menge geliefert.

Die Schwerter entsprechen den nordischen Wikinger-Schwertern. Auf allen diesen Waffen, wie auf Gebissen, Steigbügeln, Sporen findet sich oft Silbereinlage (Tauschierung), eine Technik, die nach dem Südosten deutet.

Hierunter gehören namentlich einige Helme im Provinzial-Museum aus Dollkeim und aus Friedrichsberg bei Königsberg, welcher letzterer ein Prachtstück ersten Ranges ist und aus vier Bronzeplatten mit Eisenbesatz und Spitzenbeschlag besteht, welche mit Silber tauschiert waren. Der Helm ist ganz mit Eisen ausgefüttert.

Pferde sind in sehr großer Anzahl begraben und Steigbügel sind in außerordentlich mannigfaltigen Mustern und oft mit reicher Verzierung in beiden Königsberger Sammlungen wohl in größerer Anzahl vorhanden, als in allen übrigen prähistorischen Museen Europas zusammen. Von Schmucksachen seien besonders die für diese Zeit charakteristischen Hufeisenfibeln erwähnt.

Funde wurden gemacht in Dollkeim, Friedrichsberg, Gallhöfen, Cornieten, Kössnicken, Corjeiten, Seefeld, Kleinhof-Tapiau; ferner südlich des Pregels in Fürstenwalde, Warnikam; aus dem Osten und Südosten in Szittkemen, Statzen u. s. w. Eine

hervorragende Stelle nehmen wieder die litauischen Plätze ein, die am glänzendsten Oberhof vertritt, wo diese jüngeren Aschenplätze das alte Gräberfeld durchdringen und zum Teil ganz neue Formen geliefert haben.

Recht interessant sind noch zahlreiche größere und kleinere Reste von Bronzeschalen, oft mit Engelsfiguren, den verschiedenen Lastern und anderen Ornamenten (so von Dollkeim im Provinzial-Museum, in der Sammlung der Altertumsgesellschaft Prussia eine aus Prömbock bei Rastenburg, ganz erhalten). Sie sind christliche Erzeugnisse aus spätromanischer Zeit (XIII. Jh.), die man in vielen Sammlungen Mitteleuropas antrifft, ohne daß über ihre eigentliche Herkunft etwas bekannt ist, ähnlich den vom XVI. Jh. an auftretenden messingnen Schüsseln, die später zu Taufschüsseln wurden. Man hält darum auch diese kupfernen Schalen für Taufschüsseln, ohne es beweisen zu können.

Auch das Kreuz kommt auf Fingerringen vor: so auf einem mit der Inschrift: amor vincit . ave maria, auf einem andren mit: „Wem Got wol dem O." (?)

Die Befestigungen der Vorzeit sind die **Burgberge** oder **Rundwälle**, wie aus den auf ihnen gemachten Funden von Metall und Scherben hervorgeht.

Die vorgeschichtlichen Rundwälle sind in Ostpreußen sehr zahlreich. Nachdem Dr. Behla 1888[1]) darin etwa 90 aufgeführt, haben sie sich gegenwärtig nahezu verdoppelt und sind im vorigen Jahre (1896) von Hollack kartiert worden. P. M. Zimmer I.

Daß Behla auf die religiöse Bedeutung der Rundwälle ein so großes Gewicht legt, scheint uns für Ostpreußen einigermaßen ungerechtfertigt. Hier waren doch die meisten auf Verteidigung angelegt. So faßt sie auch Giese auf, der in den Jahren 1826—28 über hundert davon in Grundriß und teilweise auch in der Ansicht zeichnete.

Wir folgen hier A. von Cohausen (Alte Verschanzungen, Burgen und Stadtbefestigungen in Rheinland und Preußen; Ztschr. f. Preuß. Gesch. u. Landeskunde 1866 613 ff.) und von Bönigk, S. d. A. P. 1879/80.

von Cohausen hat den Großen Hausenberg bei German im Samlande gründlich untersucht; dann den Ramswikusberg bei Insterburg, Wallewona, wie er irrtümlicher Weise den Wollberg gegenüber Schippenbeil nennt, dann Waistotepil, wie er Schippenbeil selbst benennt, die Lenzenburg bei Brandenburg und Balga, die er befestigte Abschnitte heißt. Zum Schlusse bespricht er die Landwehren, wie die Gardine vor Lochstedt.

Major von Bönigk sucht die Rundwälle nach einzelnen Unterschieden zu trennen:

1. Spitzwälle, wie den vor Laggarben, zu Nordenburg, den Schneckenberg bei Balga, bei Kiewitten, Orlen, Lasken, Weissenburg, die alle aufgeschüttet seien.

2. Kesselförmige Burgwälle, wie die zu Spinnerhaus, Wehrwilten, Janowen, Kianten und Rogallen.

3. Burgwälle mit doppeltem Wall und einem Blockhause in der Mitte, wie Wiersbowen und Jeziorken.

4. Burgwälle ohne Wall, durch einfachen Einschnitt entstanden, wie der Wall bei Stobbenort, Kr. Oletzko.

5. Durch Schüttung eines querüber reichenden Walles entstandene Wälle ohne Einschnitt, wie die Wildhäuser bei Tammow und Norkitten.

---

[1]) Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland von Dr. R. Behla, Berlin 1888.

6. Durch Wall und Einschnitt zusammen entstandene Wälle wie der Grodzisko bei Engelstein und der bei Kutten, der Wall bei Perlswalde, Kraxtepellen, German, Ardappen, Ellernhaus und Texeln.

7. Die Brustwehren von Holz oder aus Lehm und Strauchwerk.

8. Der Lagerraum.

9. Die Wassergräben: Unter-Plehnen und Garbik bei Cranz.

10. Toter und lebender Verhau: Kl. Hausen in der Warnicker Forst.

Der Rundwall heißt häufig: Schloßberg, Schwedenschanze, Burgwall, auf polnisch Grodzisko, d. h. umwallter Ort, oder Ozzek, d. h. Verhau, auf litauisch Pillnekalnis, d. h. Burgberg.

Die Altertumsgesellschaft Prussia hat es sich zur Aufgabe gestellt, diese Rundwälle zum Gegenstande ihrer Forschung zu machen, und wir haben in den vorliegenden sieben Heften überall von ihrer Aufnahme berichtet. Aber auch Modelle von solchen Burgwallanlagen sind im P. M., so von dem Galtgarbenberge, dem großen und kleinen Hausenberge, dem Hausenberge bei Kraxtepellen, Schloßberge bei Engelstein, von der Befestigungsanlage von Wehrwilten.

In diesen Wällen haben sich zahlreiche Küchenabfälle gefunden, Knochen von Rind, Kalb, Pferd, Schwein, Schaf und Reh; auch verkohlte Hirse. Eine Menge von Thonscherben, die zum Teil freihändig, zum Teil schon auf der Töpferscheibe gearbeitet sind. Auch gebrannter Lehm und Schlacken fanden sich auf einzelnen Wällen, doch wollen wir ausdrücklich bemerken, daß zu den ostpreußischen Wällen niemals Steine oder Schlacken verwendet sind.

Diese Funde sprechen von einer langen Entwickelungsperiode der Rundwälle: da sich in einzelnen Wällen Stücke aus der Steinzeit, Bronzefibeln, verschiedene Eisengeräte gefunden haben, so mögen die Wälle schon zur Steinzeit dem Menschen als Zufluchtsstätte gedient haben; ebensosehr aber weisen späte Eisenwaren, als Steigbügel, Hufeisen, Schwertreste, Parierstangen nach, daß sie bis zur Ordenszeit in Benutzung gewesen sind.

Viele sind aber auch in der Ordenszeit benutzt worden, indem kleinere oder größere Burgen darauf erbaut wurden; so vor allen die Burg Königsberg, Balga, Ragnit.

Im vorigen Jahre (1896) erschien vom Major Beckherrn eine Schrift „Über die Benennungen der ostpreußischen „Burgwälle" und die Pillberge im Samlande." A. M. XXXII 1896 Heft 5 und 6.

Er behandelt darin nicht die Burgwälle vom heutigen Ostpreußen allein, sondern in dem ganzen sich bis zur Weichsel erstreckenden Teile Altpreußens, welcher vor der Besitznahme durch den Deutschen Orden von den heidnischen Preußen und einigen Zweigen des litauischen Volksstammes bewohnt wurde. Nebenbei kommen dann noch die von den verwandten Letten bewohnten baltischen Provinzen Rußlands in Betracht.

Die kleine Schrift hält mehr, als sie dem Titel nach verspricht: Nicht nur die einzelnen Benennungen der Burgwälle werden angeführt, sondern der Verfasser sucht sie auch in der von Bönigkschen Art zu unterscheiden, indem er in dem Behlaschen Sinne viele für reine Kultusstätten erklärt. So wird der Hausenberg bei Kraxtepellen, die Tatarenschanze bei Gorczitzen, der Pillberg bei Plinken, der Schloßberg bei Prömbock, der Pilgar bei Dievens, der „runde Berg" bei Passenheim, ursprünglich auch der Hünenberg bei Ekritten u. a. m. als Stätte für Kultusfeierlichkeiten bezeichnet.

Daß „heilige Berge", so der Szwentkalnis bei Gillanden und Wartulischken, die Swinta góra bei Staßwinnen für solche Orte erklärt werden, ist natürlich.

Aber auch die mit „Schwedenschanze" bezeichneten Wälle hält Major Beckherrn meist für heilige, indem — gleich Frischbier und Passarge (s. Heft I 11) — er sagt: „Die Benennung „Schwedenschanze" betreffend könnte allerdings die Entstehung des ersten Teiles aus swints, szwentas oder święty Bedenken erregen, weil dessen erster Silbe das n dieser Wörter fehlt; dieses Bedenken dürfte aber gehoben werden, wenn man erwägt, daß in den ähnlich lautenden Wörtern mit gleicher Bedeutung svet und swehts im Slavischen und Lettischen der Konsonant n ebenfalls nicht vorhanden ist. Auch aus dem preußischen swints scheint derselbe schon frühzeitig zuweilen ausgestoßen worden zu sein, denn wir finden den Namen swintomedien (heiliger Wald) in der Beschreibung der Grenze zwischen Barten, Natangen u. s. w. vom J. 1326 suitomedien geschrieben."

Als heidnischen Ursprungs erklärt Beckherrn: den Hünenberg bei Ekritten, wird urkundlich als antiquum castrum Nogympten und 1333 als mons Wosepile theutonico Ciginburg erwähnt; Wallewona neben der Wiesenburg bei Unter-Plehnen; Lenzenburg; Partegal und Schrandenberg; Burgwall bei Pilzen; bei Engelstein, Perwilten; Balga, Schaken und Powunden.

Als christlichen Ursprungs: Wiesenburg bei Unter-Plehnen; Bichow, Sonnenberg, Grunenberg, Plauten bei Mehlsack; Schloßberg bei Kraupischkemen bei Insterburg; Schloßberg bei Hirschberg, den Richthof bei Medenau; Schneckenberg, Lamgarben und Rinau auf dem Galtgarben.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den interessanten Aufsatz des Majors Beckherrn im einzelnen verfolgen; wir stimmen zum Schluß seinem Wunsche zu, daß derselbe immer zu weiteren Forschungen auf diesem noch dunkeln Gebiete anregen möge.

Sowohl in der Stein- als in der Bronzezeit bis in die La Tène-Periode kommen in Ostpreußen **Pfahlbauten** vor. In Seen und Sümpfen wurden Pfähle eingerammt und durch eine lange Holzbrücke mit dem Ufer verbunden. Auf den Pfählen wurde ein Rost von Balken gelegt und auf diesem Wohnungen errichtet. Im J. 1853/54 wurde im Züricher See durch Ferdinand Keller die erste Entdeckung gemacht. Darauf wurden in der Schweiz, Frankreich, Österreich, Bayern u. s. w. Hunderte von Pfahlbauten aufgefunden.

In Ostpreußen fand den ersten Pfahlbau der Rittergutsbesitzer Balduhn 1865 bei Werder im Aryssee, Kr. Lötzen. A. M. 1887. Zeichnungen und ein Modell desselben, von Prof. Dr. Heydeck gefertigt, befinden sich P. M. K. I 1893 157—159.

Herr Dr. Heydeck hat es sich zur Aufgabe gestellt, alle zu seiner Kenntnis kommenden Pfahlbauten zu besuchen und auszugraben, zufolgedessen wir die Kenntnis aller nachgenannten Pfahlbauten ihm verdanken.

Der Steinzeit angehörig ist der Pfahlbau im Kownatkensee, Kr. Neidenburg. Die Bäume zu demselben wurden mit Steinkeilen gefällt. Zeichnung von Heydeck P. M. K. I 1893 Nr. 306.

Der Metallzeit gehören zu die Pfahlbauten im Aryssee und Czarny-See, Kr. Lötzen, Tulewo- und Szonstag-See, Kr. Lyck, und Quetz, Kr. Heilsberg. Ein Modell von dem Pfahlbau bei Werder im Aryssee, gefertigt von Heydeck, findet sich im P. M.

Die Pfahlbauten zu Dobrowolla, Kr. Lyck, im Kooksee bei Voigtshoff und im Rettigbruche bei Voigtshoff, Kr. Rössel, bei Bonslack, Kr. Wehlau, sind in Bezug auf ihr Alter unbestimmbar, weil sie zu wenig Fundstücke geliefert haben.

Im vorigen Jahre fand Heydeck einen Pfahlbau s. von Angerap, Kr. Darkemen, und eine Moor-Brücke bei Duneiken, Kr. Oletzko. Vgl. Conwentz, Die Moorbrücken im Thal der Sorge; Danzig 1897.

Die jüngsten von Heydeck aufgefundenen Pfahlbauten liegen in Bogatzewen, Kr. Lötzen; Schimonken, Kr. Sensburg; Steinort, Kr. Angerburg, und Arklitten, Kr. Gerdauen. Diese Untersuchungen haben Pfahlbauten von der frühesten Periode bis in die historische Zeit ergeben.

Die menschlichen **Figuren aus Stein**, der Bartel und die Gustabalde zu Bartenstein, Heft II Abb. 21, der Bartel im Schloßgarten zu Barten, der „Mankestēn" von Hussehnen, S. d. A. P. 1892 Taf. III, IV, die Figur aus Jelitken, Taf. II ebenda, hält Prof. Bezzenberger für Grenzsteine, die „im Inneren Rußlands zu Hause und einerseits nach Beginn der slavischen Völkerwanderung (VI. Jh.) durch Slaven oder slavische Einflüsse in westlicheren Gegenden (Bamberg, Westpreußen, Ostpreußen) eingebürgert und teilweise als Grenzsteine verwendet, andererseits vielleicht von den Goten in ihren südlicheren Wohnsitzen, dem Reiche Hermanarichs, jedenfalls erst, nachdem sie die Ufer der Ostsee verlassen hatten, aufgenommen und ihrer Form nach bis Spanien verbreitet seien". S. d. A. P. 1892 48.

Zu gleicher Zeit erschien die Abhandlung von Weigel, Bildwerke aus altslavischer Zeit (Archiv f. Anthrop. XXI 1892).

Weigel behandelt die westpreußischen Bildwerke, die auf Rügen, Bamberg u. s. w. und macht den Schluß mit den Bernsteinfiguren aus Schwarzörth und einigen Bronzefiguren. Weigel hält diese Figuren für slavische Götzenbilder.

Anders erklärt sie Hartmann, Becherstatuen in Ostpreußen und die Litteratur der Becherstatuen, ebenda.

Hartmann zieht für die Figuren aus dem Lande Barten den Pfr Behnisch heran, der sich im J. 1836 damit lebhaft beschäftigte und auch schlechte Abbildungen dazu gab, welche bei Hartmann leider wiederholt werden.

Er sieht in den Bildwerken hervorragende Menschen dargestellt.

Wer aber waren die **Bewohner Ostpreußens** von der Zeit vor dem Brande Trojas bis ins XIII. Jh. nach Chr.?

Der Sage nach aus Skandinavien eingewanderte Goten! Jordanes (oder nach J. Grimm Jornandes) berichtet nur, daß sie aus Scandza wie ein Bienenschwarm nach Europa gelangten. Die Küste, an welcher sie ausstiegen, nannten sie Gothiscandza, wovon manche den Namen Danzigs (poln. Gdansk) haben ableiten wollen. (Aber erst der auctor S. Adalberti Pruss. Christ. nennt 995 Danzig als Stadt unter dem Namen Gidania.) Sie sitzen um die Weichsel herum, die sich in drei Armen, aus dem sarmatischen Gebirge entspringend, in den nördlichen Ocean ergießt.

Aus dieser sagenhaften Erzählung hat nun Lukas David I 15 die Erbauung der Burgen Beilpeillo (Heiligenbeil), Honeda, Wangast (Königsberg), Wustops (bei Schippenbeil) und andere den skandinavischen Goten zugeschrieben.

„Wie weit landeinwärts, nach Süden und nach Osten zu — sagt Lohmeier — sie sich ausgedehnt haben mögen, diese Frage kann ebensowenig beantwortet werden

als etwa die Frage nach der Zeit ihrer Einwanderung. Als ihre Vorgänger dürften Angehörige des großen finnischen Volksstammes anzunehmen sein, der einst wohl den ganzen Norden Europas innegehabt hat."

Letzteres läßt sich aus den altpreußischen Namen nicht beweisen. Vielmehr weisen sie auf Litauen hin.

Am Ende des IV. Jh. sehen wir die Pruzzen = Preußen in dem Besitz des Landes.

„Seit Adalberts Zeit ist der Name der Preußen oft genannt. Aus früherer Zeit war bis dahin nur eine Urkunde und zwei geographische Namensverzeichnisse bekannt geworden, in welchen er genannt wird. Die erste gehört der Zeit Papst Johanns XV. (985—996) an und ist excerpiert in dem Güterverzeichnisse der römischen Kirche bei Muratori, Antiqq. Italicae V 831. In derselben erscheint Pruzze und unmittelbar darauf Ruzze als Grenzland von Polen.

Von den beiden geographischen Namensverzeichnissen ist das eine: Nomina diversarum provinciarum et urbium in einem Münchener Codex des neunten Jahrhunderts (demselben, der auch das bekannte Wessobrunner Gebet enthält) überliefert, gedruckt bei Pez, Anecd. thesaur. I 1 407. An der achten Stelle nach Britanien (Domnoniam, Prettonolant) folgt Bruteri, Prezzun, wofür zu lesen ist Bruteni, Pruzzun, vgl. W. Giesebrecht über Erzbischof Brun-Bonifacius in den N. P. P. B. 1859 I 16 und Bender über den Namen Preußen in der Z. E. I 384 f. — Das andre geographische Namensverzeichnis bietet der St. Emeraner Codex der Münchener Bibliothek aus dem X. Jh.: descriptio civitatum et regionum ad septentrionalem plagam Danubii. In demselben kommen die Bruzi vor, ohne daß man jedoch aus dem Zusammenhange etwas Näheres über dieselben entnehmen kann." Töppen, S. r. P. I 228.

Aber noch eine andere Quelle können wir anführen: Es hat sich eine Handschrift von der Reise eines spanisch-arabischen Juden, Ibrahim ibn Jakûb (Abraham Jakobs Sohn), erhalten, welche dieser zur Zeit des Kaisers Otto I. (963—973) von Spanien über Merseburg nach Mecklenburg machte. Er berichtet, daß er eine bulgarische Gesandtschaft in Merseburg gesehen, „da sie zum Könige Otto kamen".

Dieses kann nur die Gesandtschaft gewesen sein, die im J. 973 zu Quedlinburg vom Kaiser Otto empfangen wurde. Er erzählt darauf, daß er in Mecklenburg und Böhmen selbst gewesen sei, was durch die von ihm angegebenen Stationen zweifellos wird. Wahrscheinlich unternahm er aus Wißbegier von Merseburg aus eine Reise nach dem „nördlichen Ocean" (der Ostsee). Hier berichtet er über die Slaven, welche da wohnen. „Doch haben sich Volksstämme aus dem Norden eines Teiles dieser Lande bemächtigt und wohnen bis auf den heutigen Tag zwischen jenen."

Nachdem Ibrahim die einzelnen Slavenländer behandelt hat, fährt er fort: „An Misjkos Reich (Polen) grenzen im Osten die Russen und im Norden die Preußen (Brûs). Diese letzteren wohnen am Meere und sprechen eine besondere Sprache, während sie die ihrer Nachbarn nicht verstehen. Sie sind bekannt wegen ihrer Tapferkeit. Kommt ein feindliches Heer ins Land, so warten sie nicht aufeinander, bis sie vereinigt sind, sondern jeder stürmt auf den Feind los, ohne sich um jemand zu kümmern, und hauet mit seinem Schwerte, bis er fällt. Oftmals kommen namentlich die Russen (d. h. Normannen) von Westen her zu Schiff in ihr Land, um zu plündern."

Wir bemerken hierzu, daß unter Rûs bei den arabischen Schriftstellern des neunten Jh. ausschließlich die Normannen zu verstehen sind, später auch die Russen.

Jahrb. d. Vereins f. mecklenburgische Geschichte u. Altertumsk. Schwerin 1880: Wigger, Bericht des Ibrahim ibn Jakûb über die Slaven aus dem J. 973. Vergleiche damit: G. Jacob, Der nordisch-baltische Handel der Araber im Mittelalter, Leipzig 1887, der auch auf spätere Namen der Preußen bei arabischen Schriftstellern aufmerksam macht, so des Ibn el-Wardi „Berâzi“ und des Edrisi (* 1099 bei Ceuta, † zwischen 1175—1186), der das Land „Borâsiâ“ nennt a. a. O. 124 Anm.

Es liegt eine große Gefahr darin, einen Namen, dessen Abkunft unbekannt ist, von einem scheinbar verwandten Wort ableiten zu wollen, also die Etymologie des Worts aufzusuchen!

Das hat schon der alte Prätorius (XVII. Jh.) versucht: er leitete den Namen Pruzzen von protas, altpreußisch die Klugheit her, worin ihm Hartknoch folgte: „M. Praetorius, ... deducit nomen Prussorum ex veteri lingua Prussica. Siquidem vox Pruta sive Pruota Prussis veteribus idem fuit quod intelligentia. Proinde cum Prussi vicinis gentibus sibi viderentur prudentiores, hoc nomen sibi adoptarunt, dicique voluerunt Prussi i. e. Prudentes, Intelligentes sive Praescientes.“ Hartknoch, Dissert. III de origine gent. Pruss. 1679 § XIII p. 64.

Eine andere Ableitung des Namens findet sich im Correspondenzbl. des Gesamtvereines d. deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1863 2 f., von wo sie wahrscheinlich in die N. P. P. B. 3. Folge X (1865) 368 übergegangen ist.

Danach soll prutz oder pruzz aus dem Polnischen stammen: próca spr. prutza heißt eine Schleuder, ein Wurfinstrument. Die Preußen, Prutzi, Pruzi, sind also von ihren Nachbarn die „Werfer, Schleuderer“ genannt worden.

„Welcher Nachbar den Preußen so genannt habe, ob schon der frühere Wende oder der spätere Pole, muß fernerer Forschung überlassen bleiben.“

Dieser Erklärung hat sich auch Beckherrn angeschlossen; A. M. XXXIII 1896 Heft 5 u. 6 367. Bewaffnung und Ausrüstung der heidnisch-preußischen Krieger u. s. w.

Sie scheint uns aber ebensowenig ausreichend, wie die von protas, denn es ist uns doch fraglich, daß ein ganzer Stamm sich nach dem Worte eines Nachbarn umgetauft habe.

Die neuste Ableitung stammt von Kleinschmidt in der Zeitschr. d. Altertumsges. z. Insterburg II 183, die wir im folgenden wiedergeben.

Der älteste Name des Landes Preußen ist: Pruzza und Pruzzia, der spätere Prussia. Die Bewohner heißen: Pruzze, Prussi, später latinisiert Prutheni, Pruteni. Der Friedensschluß von 1249 nennt das Land Pruscia, die Bewohner Prutheni.

Als Adjektiv ist überliefert: prusiskan (akkusat.), prusiskai (dat.) = preußisch. Nesselmann, Thesaur. 141.

Litauisch heißt Prusas der Preuße, prusiszkas preußisch. Nesselmann, lit. Lexik. 317. Als Personennamen kommt vor: Prusait — Prusaitis, Sohn des Prusas.

Nun kommt Kleinschmidt auf Fick's vergl. Wörterbuch der indogerm. Sprachen[3] I 150, wonach prus brennen heißt. Nach ihm bedeutet der Name Preußen: Ansiedler oder Anzünder. Wir wissen zur Zeit noch nicht, was der Name Preußen bedeutet.

Das Pruzzen- oder Preußenvolk ist ein Zweig des indogermanischen Stammes. Den nordöstlich anwohnenden Litauern näher verwandt als den westlich, südlich und südöstlich angrenzenden slavischen Völkerschaften, den Pommern, Polen und Russen, stand es im Anfange des XIII. Jh. noch ebenso fest bei dem Heidentume als unbezwungen in der Väter Freiheit da.

Sein lateinischer Name Borussi, Borussia ist von Erasmus Stella zur Zeit des vorletzten Hochmeisters des Deutschen Ordens, Friedrich von Sachsen (1498—1510), zuerst gebraucht worden.

Nur sehr vereinzelt und spärlich klingt Kunde aus dem Altertume über Land und Leute der südöstlichen baltischen Gestade zu uns herüber. Herodot erzählt, daß das Elektron, der Bernstein, von den äußersten Küsten des europäischen Nordens zu den Griechen komme; doch von dem Lande, das ihn erzeugt, weiß er nichts zu sagen. Das Ostseegestade ist nicht ausschließlich das Bernsteinland der Alten gewesen; bis auf unsre Zeitrechnung waren es vielmehr die friesischen Inseln der Nordsee.[1])

Ein Zeitgenosse Alexanders, der den Norden bereisende Massilier Pytheas, ist zwar bis Britannien gelangt und darüber hinaus, doch hat er uns nur Kunde gegeben von Bernsteinküsten der Nordsee, nicht der Ostsee.

Über die altpreußische Gegend stammen die frühesten Nachrichten aus der Wende des I. und II. Jh. nach Christo. Denn Tacitus läßt uns nicht in Zweifel, daß die Aestier die südöstlichen Ufer der Ostsee bewohnten und Grenznachbarn der Guttonen (Gotonen) waren, die an der unteren Weichsel saßen als nordöstlicher Volksstamm des suevischen Germaniens. Er nennt die Aestier die einzigen von allen, die den Bernstein, den das Meer an ihren Gestaden am ergiebigsten ausspült, auf Sandbänken und am Strande selbst auflesen.

Im zweiten nachchristlichen Jahrhundert bezeichnet uns Ptolemäus, der Geograph und Astronom, Galinder, Sudener und Slavaner oder Stavaner als unterhalb der Veneder wohnhaft. Es werden einzelne Gaunamen gewesen sein, die der Sammelname der Aestier in sich schloß. Dieselben Aestier schickten um das Jahr 500 n. Chr. dem Ostgotenkönige Theodorich ein reiches Geschenk von Bernstein.

Um die Mitte des VI. Jh. schildert der Historiograph der Goten, Jornandes, die „Esten“, welche jenseits der Weichselmündung das Meergestade inne haben, als eine friedliche Gattung von Menschen.

Ebenso kennt Einhard die Aestier, die außer Slaven und anderen Völkern an der Südküste des Oceans wohnen.

Von der gewaltigen Völkerbewegung kann die Gegend des Altpreußenlandes wenig berührt worden sein. Undurchdringliche Wälder und Sümpfe, eine natürliche Schutzwehr im Süden und im Osten, mögen ihr Teil dazu beigetragen haben.

Der Normanne Wulfstan (Ende des IX. Jh.) war es, der das Land der Pruzzen zuerst mit Augen gesehen hat, von dem bis zu seinen Tagen nur Hörensagen Kunde gab. Ihm danken wir die Nachrichten über das rechts der Weichsel gelegene Küstenland. S. r. P. I 732 ff. Er unternahm eine Fahrt auf dem „Estmere“, dem Frischen Haff, bis Truso, dem Drausensee und Orte gleichen Namens, auf dem Ilfing (Elbing) am Ostarme der Wisle (Weichsel). Am Drausensee war damals der große Hafen und Markt für preußische und slavische Völkerschaften, die dort zusammenströmten, wie die Skandinavier in Sigtuna und Birca. Nach Wulfstan war Wendenland (Weonodland, Winodland) die ganze Südküste der Ostsee bis Weichselmünde (Wislemûthan). Jenseits der Weichsel lag Estenland (Eastland); zu ihm gehörig Witland, das ist Samland. Nun fährt Wulfstan fort: Eastland ist sehr groß, und da liegen viele Städte, und in jeder Stadt ist ein König; und da ist auch sehr viel Honig und

[1]) Lohmeier, Ist Preußen das Bernsteinland der Alten gewesen? Königsberg 1872.

Fischfang, und der König und die reichsten Leute trinken Stutenmilch, und Unvermögende und Sklaven trinken Met. Da ist sehr viel Krieg unter ihnen; und es wird kein Bier gebraut unter den Esten; aber da ist Mets genug. Und da ist unter den Esten Sitte, wenn ein Mann tot ist, daß er drinnen unverbrannt liegt unter seinen Verwandten und Freunden einen Monat, — bisweilen zwei; und die Könige und die andren Leute hohen Ranges um so viel länger, je mehr Reichtümer sie haben, bisweilen ein halbes Jahr, daß sie unverbrannt liegen, und liegen über der Erde in ihren Häusern; und alle Zeit, welche die Leiche drinnen liegt, da soll Trinken und Spiel sein, bis auf den Tag, da er verbrannt wird.

Darauf an demselben Tage, wo sie ihn zu dem Scheiterhaufen bringen wollen, da teilen sie sein Eigentum, so viel noch übrig geblieben ist nach dem Trinken und Spielen, in fünf oder sechs Teile, bisweilen auch in mehrere, je nachdem der Betrag seines Eigentums sein mag. Sodann legen sie den größten Anteil innerhalb einer (englischen) Meile vor der Stadt aus, und darauf einen andren, sodann den dritten, bis es alles auf den Raum einer Meile ausgelegt ist, und es muß der kleinste Teil am nächsten bei dem Orte liegen, wo der tote Mann sich befindet. Sodann sollen versammelt werden alle die Leute, welche die raschesten Rosse im Lande haben, ungefähr in der Entfernung von fünf oder sechs Meilen von den Habseligkeiten. Dann sprengen sie alle auf die Habe los; wobei dann der Mann, der das rascheste Pferd hat, zu dem ersten und größesten Preise gelangt, und so einer nach dem andren, bis alles genommen ist, und der nimmt den geringsten Teil, der am nächsten zum Hofe nach der Habe reitet; und sodann reitet jeder seines Weges mit dem Gute und darf alles behalten, und deshalb sind dort die schnellen Pferde ungewöhnlich teuer. Und wenn sein Nachlaß so ganz und gar zerstreut ist, dann tragen sie ihn hinaus und verbrennen ihn mit seinen Waffen und Kleidern; und ganz gewöhnlich verschwenden sie sein ganzes Vermögen durch das lange Liegen des toten Mannes in seinem Hause und durch das, was sie auf den Weg legen, wonach die Fremden ausreiten, um es zu nehmen.

Es ist auch eine Sitte unter den Esten, daß die toten Männer jeglichen Stammes verbrannt werden müssen, und wenn jemand ein einzelnes Gebein unverbrannt findet, so müssen sie eine bedeutende Sühne vornehmen.

Es ist auch unter den Esten eine Kunst, daß sie es verstehen, Kälte hervorzubringen, und deshalb liegen dort die toten Leute so lange und verwesen nicht. Und wenn man zwei Gefäße voll Bier oder Wasser hinsetzt, so bewirken sie, daß jedes überfriert, es sei im Sommer oder im Winter."[1])

Mehr Nachrichten über das Leben der alten Pruzzen besitzen wir in der ältesten Chronik des Deutschen Ordens von Petrus Dusburg, „Cronica terre Prussie". Diese behandelt die Geschichte des Deutschen Ordens von seinem Ursprung bis 1336, geht aber auch auf das Leben der Preußen ein, welches der Ordenspriester Dusburg eingehend kennen lernen konnte. Freilich tritt er überall für den Orden ein und behandelt die Pruzzen als gottlose Empörer.

Die Prutheni, erzählt er, verehrten Sonne, Mond und Sterne, den Donner, Vögel und vierfüßige Tiere bis zur Kröte hinab. Ihr Kultus war also ein Naturdienst. Sie hatten heilige Haine, Felder und Gewässer, in welchen kein Holz gefällt, kein Acker bebaut, kein Fischfang getrieben werden durfte. Der dem Kultus geweihte

[1]) Dieselbe Sache erzählt Prätorius von den litauischen Zauberern (Zolninkei). Vgl. Pierson, M. Pr. Deliciae Prussicae 1871 45 f.

Ort hieß Romowe in Nadrauen. Dort wohnte abgeschieden und selten sichtbar der mächtige Oberpriester, der Criwe, der wie ein Papst die Pruzzen leitete.

Es scheint, daß es mehrere so genannte Orte gegeben hat.

„Die geschichtswissenschaftlichen Kreuz- und Querzüge nach Romowe gleichen auf ein Haar der Suche nach dem verlorenen Paradies. Voigt hat zweifellos ein Romowe in Samland, (Rogge) ein solches in der Heiligenbeiler Gegend nachgewiesen. Beide Heiligtümer waren zerstört, als Dusburg schrieb.“[1])

Gewöhnlich wird Oppen bei Wehlau für das von Dusburg gemeinte Romowe gehalten.

Die Pruzzen glaubten, fährt der Chronist fort, wenn jemand, ob edel ob unedel, ob reich ob arm, ob mächtig ob nicht, vermögend in diesem Leben wäre, so würde er nach seiner Auferstehung in demselben Zustande leben. Woraus folgte, daß man einem gestorbenen Edlen Waffen, Roß, Knecht, Magd, Kleidung, Jagdhunde und Jagdvögel, alles, was ihm sonst zum Dienste nötig war, mitgab. Denn es herrschte der Glaube, daß der Verstorbene in einem andren Leben alles wieder zu gleichem Zweck bereit finden würde.

Die Gastfreundschaft nahm einen hohen Rang bei den Pruzzen ein: mit dem Gaste ward alles geteilt, was vorhanden war. Dabei geschah das Zutrinken derart im Übermaß, daß Gast und Wirt samt allen Hausgenossen — Frauen und Töchter nicht ausgenommen — sich vollständig betranken.

Nach alter Gewohnheit kauften die Pruzzen ihre Frauen. Im allgemeinen war die Stellung der Frau wegen der Vielweiberei sicher nicht beneidenswert. Die gekauften Frauen konnten vom Vater auf den Sohn vererbt werden, auch scheute man sich nicht, die Schwiegermutter zur Gattin zu wählen. Die Frau leistete Magdsdienste, aß nicht mit an demselben Tische und mußte der Hausgenossen und Gastfreunde Füße waschen.

Zu betteln ist niemand erlaubt: der Bedürftige geht von Haus zu Haus und nimmt ohne Scheu an der Mahlzeit teil.

Wenn ein Mord stattfindet, so kann keine Auseinandersetzung etwas helfen: der Mörder oder einer seiner Verwandten wird von einem Familiengliede des Ermordeten getötet. — So erzählt Petrus Dusburg — freilich in keinem rechten Zusammenhange.

Die bekannte Göttertrias des Perkunos, Potrimpos und Pikollos kommt in Dusburg noch nicht vor. Zuerst kommen Götternamen in einem Berichte vor, den der ermländische Bischof 1418 zu Gunsten des Ordens an den Papst einschickte: als Dämonen, welche die vom Orden vernichteten Völker einst verehrt hätten, werden da genannt „Patollus, Natrimpe und andere gotteslästerliche Phantasmen“.

„Erst zur Reformationszeit werden aus verschiedenen Gegenden des Landes ganze Reihen von angeblichen Götternamen aufgeführt. Als man sich damals in den Kreisen, die es ernst mit der Sache des Glaubens und der Kirche nahmen, auch um die religiösen Zustände der niederen Leute auf dem Lande zu kümmern begann, fand man zumal hier in Preußen, daß es entsetzlich schlecht darum bestellt war. Man hatte früher zwar das Festhalten am Heidentum mit Todesstrafe belegt; da man sich aber im allgemeinen mit dem äußeren Scheine begnügt, fast nichts dafür gethan hatte, dem Volke ein innerliches Verständnis für den christlichen Glauben beizubringen, so wandten sich die Leute in den großen und kleinen Ereignissen des täglichen Lebens nicht an

[1]) Rogge, Der Kampf um Nadrauen. Insterburg 1884 5.

den für sie wesenlosen Christengott, sondern, wenn auch heimlich und versteckt, an die Wesen, die ihren Vätern und Urvätern in Glück und Unglück beigestanden hatten; Vermittler, Männer und Weiber, fanden sich überall, die tief in den Wäldern oder an anderen Orten nach althergebrachter Weise Opfer brachten, Weihen vollzogen, Gelübde oder deren Lösungen entgegennahmen (die **Waidelotten** und die **Sigenoten**, von welchen beiden Namen der erstere sicher preußischen Ursprungs ist = Zauberer, der andere deutschen — von „segnen"). Nun sollten die Geistlichen mit Belehrung und Strafe gegen solches Unwesen einschreiten, auch Berichte über das, was sie fanden und was sie dagegen thaten, an die obersten Behörden einsenden. Zwei solcher Berichte liegen noch vor, der eine in seiner ursprünglichen Gestalt aus Masuren, der andere — aus Samland — verarbeitet in der Einleitung zur Kirchenagende von 1530. Jeder von beiden Berichten enthält eine Reihe von Namen solcher Wesen, die damals noch in der bezeichneten Weise göttliche Verehrung genossen, sie stimmen aber nur in einem Teile der Namen überein, einige Namen weichen in der Form von einander ab, andere sind jeder Reihe eigentümlich. Auch über die Wirkungsweise dieser Wesen wird berichtet, an der einen Stelle sind sogar die Namen der nach der Meinung des Berichterstatters entsprechenden römischen Götter beigesetzt. Bisweilen scheint ein Name, wenn man ihn etymologisch zu deuten versucht, mit der dort gegebenen Erklärung zu stimmen, die meisten aber entziehen sich vorläufig noch jeder sprachlichen Erklärung." So sagt **Lohmeier**. Ein Manuskript des 1880 verstorbenen **Mannhardt** über den Glauben der Pruzzen liegt vor, ist aber leider noch nicht veröffentlicht.

Das alte Pruzzenland zerfiel nach **Dusburg** (III cap. 2 ed. Hartknoch) in elf Landschaften oder Gaue, nämlich:

1. **Culmerland**, ursprünglich polnisches Gebiet [in welchem der Orden nur einzelne feste Punkte inne hatte]. Grenzen im N. die Ossa; im W. die Weichsel; im S. die Weichsel und Drewenz; im O. die Drewenz. Zu ihm gehören östlich von der Drewenz Löbau und Sassen.

2. **Pomesanien**. Grenzen im N. die Ostsee; im W. die Weichsel; im S. die Ossa; im O. der Schilling-, Röthloff- und Drausensee.

3. **Pogesanien**. Grenzen im N. Frisches Haff; im W. Pomesanien; im S. Sassen; im O. die Passarge. Der jetzt für Pogesanien gebräuchliche Name „Hockerland" bedeutet in der Volkssprache des XV. Jh. „die Höhe" im Gegensatz zu der Niederung.

4. **Ermland** (Warmia). Grenzen im N. Frisches Haff; im W. die Passarge; im S.O. die Alle; im O. der Frisching bez. der Pregel.

5. **Natangen**. Grenzen im N. der Pregel; im W. der Frisching; im S.O. die Alle. Dazu gehörig ist das Gebiet von Wohnsdorf östlich von der Alle. Vgl. **Beckherrn**, A. M. 1886 561 ff.

6. **Samland**. Grenzen im N. das Kurische Haff und die Ostsee; im W. die Ostsee; im S. Frisches Haff und Pregel; im O. eine verschiebbare Linie östlich der Deime.

7. **Barten**. Grenzen im N.W. Wohnsdorf und Natangen; im W. Ermland und Pogesanien; im S. und O. eine unbestimmte Linie, die ungefähr am Mauersee vorüberführt und es im S. von Galindien, im O. von Nadrauen trennt.

8. **Nadrauen**. Grenzen im N. die Gilge, Ossa, der Inster; im W. Kurisches Haff, die Deime, der Pregel, die Schweine; im S. die Goldap; im O. der Wisztytersee, die Scheschuppe.

9. Schalauen. Grenzen im N. W. Kurisches Haff und Nehrung; im S. Gilge, Ossa, Inster; im N. O. Szameiten ohne bestimmte Grenze.

10. Galindien. Grenzen im N. die Goldap und Barten; im W. die Alle, der Lanskersee und Sassen; im S. Polen (Masovien) ohne bestimmte Grenze; im O. Sudauen ohne bestimmte Grenze.

11. Sudauen — die größte der elf Landschaften, ursprünglich begrenzt im N. und O. vom Memelstrom, im W. von Nadrauen und Galindien, im S. von der Narew — dehnte sich weit über die Grenzen des heutigen Ostpreußens aus. Der Deutsche Orden verlor im Frieden zu Brzescz an die Polen den bei weitem größeren Teil davon.

Die Bewohner von Schalauen, Nadrauen und Sudauen gehören dem litauischen Volke zu. Ethnographisch reicht das Land der echten Preußen nicht über die Grenzen von Samland, Natangen, Barten und einem Teil Galindiens hinaus.

Nadrauen und Schalauen bilden jetzt Litauen; Sudauen und Galindien Masuren. Auf der Kurischen Nehrung lebt ein Überrest der Letten.

Die in Ostpreußen wohnenden Letten sind einmal in der nördlichen Vorstadt Memels, Bommelsvitte und den nördlich davon gelegenen Dörfern Mellneraggen und Karkelbek; dann auf der Kurischen Nehrung in Schwarzörth, Perwelk, Preil, Nidden, Pillkoppen und Sarkau. Was die Herkunft der preußischen Letten betrifft, so spricht Bezzenberger aus verschiedenen Gründen die Annahme aus, daß dieselben von Kurland her zu Wasser eingewandert sind; wann das geschehen, ist ungewiß; im XV. Jh. klagen öfter Ordensgebietiger in Kurland, daß Letten in großen Scharen nach Preußen auswanderten. Kurschat, in Mitt. d. litauisch-liter. Ges. 1880.

Preußen gehört zu dem aufgeschwemmten Lande, das von der Ostsee aus gegen die Karpathen zu entstand. Vielleicht ist die ungeheure Ebene zwischen dem Riesengebirge, den Karpathen und der Wolgahöhe ursprünglich ein großes Meer gewesen, das nordwärts zurückgetreten ist und in der Ostsee noch einen geringen Wasservorrat übrig hat.

Daß demnach die Provinzen Ostpreußen und Westpreußen dem Flachlande angehören, ist natürlich, sowie daß die Erhebungen über das Meer nur mäßig sind. Indessen sind diese Erhebungen bis vor kurzem noch erheblich niedriger angenommen worden und erst 1877 sind sie durch den Königlichen Generalstab endgültig festgestellt worden.[1])

Ostpreußen hat im Süden ziemlich hohes Land und senkt sich stark nach Norden. Seine höchste Spitze liegt bei Kernsdorff, Kr. Osterode, 312,9 m über N. N., nächst dieser kommt der nahezu gleich hohe Seesker Berg, 309,33 m über N. N., Kr. Oletzko, dem sich der Goldaper Kalenderberg mit 272,14 m über N. N. anschließt. Immerhin giebt Ostpreußen den zwölften Teil seiner Bodenfläche, Litauen und Masuren den zwanzigsten Teil den hier vorhandenen Gewässern ab.

[1]) von Morozoviez, Nivellements- und Höhenbestimmungen der kgl. preußischen Landesaufnahme, Berlin 1877.



Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden.

Bauernhaus Ostpreußens.

Während Micislav von Polen schon 966 getauft wird, Wladimir (980–1015) die Herrschaft des Kreuzes in Rußland begründet, Olaf von Schweden 1008 ihrem Beispiel folgt und bald darauf Kanut (1016–1036) das Christentum in Dänemark sichert, ist Preußen noch immer ein heidnisches Land.

An den Angriffen mächtiger Nachbarn sowohl wie friedlichen Bekehrungsversuchen hat es der Gegend zwischen Weichsel und Niemen vor dem XIII. Jh. nicht gefehlt, aber die ersteren haben nur vorübergehende Erfolge gehabt und die letzteren sind gleich bei Beginnen des Werks gescheitert.

Auf die alten Sagen, wie der skandinavische Held Stärkadder — der nordische Herkules — auf seinem Siegeszuge gegen die Völker der südwestlich-baltischen Küste auch die Samländer unterworfen haben soll, oder wie auf die sich immer wiederholenden Kriegsfahrten der raublustigen Seekönige und plündernden Wikingsscharen, welche Preußen heimsuchten, wollen wir hier nicht eingehen.

Um die Mitte des X. Jh. haben in der That die Dänen bereits eine Herrschaft an diesen Ufern zu gründen versucht: Haralds Sohn, der verwegene Haquin, erschlug die waffenfähige samländische Mannschaft in blutigen Kämpfen und gründete nördlich vom Pregel eine Kolonie. (S. r. P. I 735.) Aber von einer näheren Verbindung dieser samländischen Kolonie mit ihrem Mutterlande Dänemark ist uns nichts bekannt.

Der erste Apostel der heidnischen Pruzzen war der Tscheche Adalbert. Seine Fahrt nach Preußen ist allgemein bekannt. Adalberts Mission scheiterte schon bei ihrem Beginnen; denn der günstigen Aufnahme in Danzig folgte das gänzliche Fehlschlagen an der nördlichen Küstenlandschaft Preußens. Sein Tod erfolgte bei Cholinum, nach Kętrzyński A. M. VI 1869 52 bei Kallen, Kr. Fischhausen, nach Anderson bei Pa-chollen in der Nähe der Sorge (Sirgune). Sein Martyrium taucht erst 1332 auf. Er war trotz seines langen Aufenthalts in Magdeburg ein Tscheche geblieben, und wäre seine Mission von glücklichem Erfolge gewesen, so wäre Preußen nicht ein deutsches, sondern ein tschechisches Land geworden. Als Zeit der Handlung wird das

Jahr 997 angegeben; doch ist selbst diese Jahreszahl noch ungewiß. In diesem Jahre hat man bei Tenkitten seinen 900jährigen Todestag gefeiert.

Dem h. Adalbert folgte der Benediktiner Bruno von Querfurt 1008 mit ähnlichem Mißerfolge nach. Z. E. VIII 1886 1 ff. Zweihundert Jahre sollten noch vergehen, bis das Evangelium in Preußen verkündet wurde.

Dieses geschah durch die Cisterzienser. Letztere hatten 1198 eine Missionsfahrt nach Livland unternommen und begannen nun auch Preußen zu christianisieren. Der Abt Gottfried von Lekno, ein Deutscher, zog nach Preußen, wurde dort von dem Landesherrn freundlich empfangen und an die angebliche Stätte geführt, wo Adalbert ums Leben gekommen war (nämlich im Culmerlande). Aber er wagte es nicht, ohne die Vollmacht des Papstes das Evangelium zu predigen. Er zog deshalb zuvor 1206 nach Rom zum Papste, der seine Absicht billigte. Nun überschritt er zusammen mit dem Cisterziensermönche Philipp 1207 die Weichsel und gewann für die Arbeit Christian von Oliva. Diesem gelang es, zwei Landesedle zu Christen zu machen, Warpoda, Herrn des Landes Lanzania bei Elbing, und Suavabuno, Herrn von Löbau. Diese beiden Fürsten legten den Grund zum ersten preußischen Bistum, indem sie dem Mönche Christian ihre Länder schenkten. Christian wurde 1215 in Rom vom Papste zum Bischof gemacht,[1]) worauf er nach Culm zurückkehrte. Hier sah er bald ein, daß die Gewalt der Heiden nur durch das Schwert zu brechen sei, und suchte daher ein Kreuzheer zusammenzubringen. Allein die gesammelten Kreuzheere waren zu klein, um dem immer mehr anschwellenden Sturme der Pruzzen zu begegnen.

Christian beschloß deshalb, diesem Sturme durch die Schöpfung eines neuen Ordens zu steuern, und schuf mit Hilfe des Herzogs Konrad von Masovien, der dafür die Burg Dobrzin hergab, 1228 den Orden von Dobrzin oder, wie die Ritter sich selbst nannten: militia Christi contra Prutenos.

Schon vorher wandte sich Konrad, vom Bischof Günther von Plock dazu angeregt, an die Brüder des Deutschen Hauses unsrer lieben Frauen zu Jerusalem in Venedig und rief sie um Hilfe gegen die Pruzzen an, gegen den Willen Christians.

Der Deutsche Orden (D. O.) war im dritten Kreuzzuge 1189—1192 im Lager von Akkon (Ptolemaïs) durch Bremer und Lübecker Bürger im J. 1190 gegründet worden. Die deutschen Brüder hatten anfangs nur den Zweck, die deutschen Kranken und Verwundeten im Heere zu pflegen, sodann die Deutschen, deren sich die andren Ritterorden wenig annahmen, zu schützen. Im J. 1199 wurde der D. O. zu einer kriegerischen Einrichtung erhoben und hatte nun die Pflicht, gegen die heidnischen Ungläubigen zu kämpfen. Der D. O. war kein adliger Orden: die ersten Meister des Ordens, ein Walpot und Otto von Kerpen, waren Bürger aus Bremen. Unter seinem vierten Hochmeister, dem eifrigen Hermann von Salza (Koch, Hermann von Salza, Leipzig 1885), nahm er einen ungewohnten Aufschwung. Derselbe verlegte seinen Sitz von Jerusalem nach Venedig, von wo aus der Orden im J. 1226 nach Preußen zu Hilfe gerufen wurde. Der Orden, durch die Vorgänge im Lande Burzen gewarnt, wo er 1222 einen Landbesitz haben sollte, der ihm nebst den schon erbauten Burgen auf Veranlassung der Cisterzienser von den Ungarn wieder genommen, war so klug, sich der Gewähr des Papstes und des deutschen Kaisers Friedrich II. 1226 zu versichern, dessen hohenstaufischer Adler in das Wappen Preußens übergegangen ist. Konrad schenkte

[1]) Winter, Die Cisterzienser. Gotha 1868 I 292.

dem D. O. zunächst das zu erobernde Land Culm (23. April 1228). 1229 gingen einige Ordensritter als Vorläufer einer größeren Ordensschar nach Preußen, um den Kampf mit den Preußen vorzubereiten. Im J. 1230 zog der inzwischen zum Landmeister in Preußen gewählte Hermann Balke mit vier Ordensbrüdern den ersten beiden an die Grenze nach; hier vereinigten sich die Brüder mit dem Dobrziner Orden.

Während die Ritter und die benachbarten christlichen Länder diese Anstalten trafen, blieben auch die Pruzzen nicht unthätig. Schon waren alle Landschaften in Bewegung und ihre Kriegsscharen sammelten sich, um den Feind zu überrumpeln.

Arglos predigte Bischof Christian in Pomesanien, dem scheinbar friedlichen Lande, nur wenige Bewaffnete um ihn: da plötzlich stürzte ein Haufe Samländer über seine bewaffneten Begleiter her und erschlug sie; ihn selbst aber führten sie als Beute und Unterpfand ihrer Freiheit gefangen hinweg in ihre Heimat.

Die Gefangennehmung des Bischofs im J. 1231 war ein Ereignis von unberechenbarer Folge. Als er 1240 nach achtjähriger Gefangenschaft, durch deutsche Kaufleute ausgelöst, nach Culm zurückkehrte, fand er das Land der Preußen, welches ihm vom Papste selbst verschrieben war, in den Händen des Deutschen Ordens, seine Vorstellungen dagegen beim Papste fruchteten nichts und so verschwindet er völlig aus der Geschichte.

Wir müssen wieder auf das Jahr 1231 zurückkommen. In diesem Jahre zogen die deutschen Brüder über die Weichsel und machten sich daselbst an einer Stelle ansässig, wo später Thorn erbaut wurde. Im Jahre 1232 wurde von den ersten zugezogenen Kreuzfahrern und Kolonisten die Stadt Culm erweitert. 1233 zogen die Ordensritter, vereint mit dem Herzoge in Pommern Swantopolk, im Winter über das Eis und schlugen die Preußen am Sirgune-(Sorge-)Flusse, der heutigen Grenze von Ostpreußen nach Westen zu. Hierdurch wurde bis zum Jahre 1237 Pomesanien und Pogesanien erobert. Im J. 1237 kam wieder ein stattliches Heer aus Sachsen unter dem Herzoge Otto von Braunschweig; seine lübischen Kolonisten erbauten noch im selben Jahre Elbing. Ebenfalls 1237 waren die livländischen Schwertbrüder mit dem D. O. vereinigt; der Landmeister von Preußen war zugleich Meister von Livland. Im selben Jahre suchte der Orden sich am Frischen Haff einzunisten, machte hier aber eine vergebliche Anstrengung, die preußische Hafffestung Balga zu gewinnen.

Erst nach zwei Jahren gelang es dem Vizelandmeister Berliwin, die Nogat abwärts und über das Elbinger Haff nach Balga zu fahren. In der Nähe der Heidenfeste stiegen die Ritter und Mannschaft ans Land und begannen Balga zu belagern, welches sich bald ergab. Im selben Jahre noch wurde Balga als Ordensburg mit Holz ausgebaut und befestigt.

Balga, das Frische Haff beherrschend, lag von einem Sumpfland im O. und S. umgeben. Im W. und N. wurde es vom Frischen Haff beschützt. Dieses Sumpfland hat sich bis zu Albrechts Zeit erhalten, der hier Gräben anlegte und dadurch das Land trockenlegen ließ. Über den Bruch führte eine knüppeldammartige Brücke. Auf dem Festlande baute der Orden ein Außenwerk, eine mit Wall und Graben befestigte Mühle (Hoppenbruch), die aber bald von den Preußen genommen wurde, die nun ihrerseits die Befestigung von Partegal und Schrandenberg, Balga gegenüber, betrieben. Die Namen dieser Befestigungen haben sich in Partheinen und Schrangenberg erhalten. Der Orden dagegen schützte den Knüppeldamm durch die Befestigung des Schneckenberges (Schinkenberg). — Balga ist also die erste auf ostpreußischem Boden

angelegte Ordensburg. Sie ist im J. 1887 von Steinbrecht wieder aufgedeckt worden, der sie in seinem vortrefflichen Werke „Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preußen“ Bd. II als eine noch unregelmäßig angelegte beschreibt, während die später gebauten Burgen sich mehr dem quadratischen Grundrisse nähern. Die Hafffesten hat der Orden vor allem für wichtig gehalten: Balga wurde schon 1250 in Stein ausgebaut.

Ohne gefährliche Kämpfe blieb der Orden bis zum J. 1241 in unaufhaltsamem Fortschritt; er eroberte Warmien, Natangen und einen Teil von Barten und gründete im letzteren 1240 oder 1241 die Burgen Heilsberg und Rössel, in den nächstfolgenden Jahren die Burg Braunsberg. In Natangen wurde von ihm die Krüczeburg (Creutzburg), wahrscheinlich nach der im Burzenlande gelegenen Burg gleichen Namens, in Barten die Burg Bartenstein im J. 1240 erbaut.

Da endlich, im J. 1242, erhoben sich die Preußen wider den Orden. Mit Unterstützung des vom Orden abgefallenen Pommernherzogs Swantopolk griffen sie zu den Waffen und führten sie bis 1248, wo die Deutschen die Oberhand behielten. —

Die Eroberung des reichen Samlandes schien zu lockend, als daß nach der 1249 erfolgten Besänftigung der übrigen Landschaften nicht auf einen Versuch hätte gesonnen werden müssen; aber dieser Versuch mißglückte. Der Landmeister schickte den kriegerischen Komtur von Christburg, Heinrich Stange, mit einem Haufen Krieger im Winter 1252/53 in das Samland. Stange gelangte in einer Tagesfahrt über das gefrorne Haff bis nach Girmow, dem heutigen German. Hier erwarteten ihn die Samländer und erschlugen ihn nebst seinem Bruder. Die Reiterschar zog sich eilends aus Samland zurück.

Im Dezember 1254 sammelte sich ein Kreuzheer unter dem damals mächtigsten Könige in Europa, Ottokar II. von Böhmen (Primislaus). Mit ihm zogen viele deutsche Fürsten und Geistliche — ob auch der nachmalige deutsche Kaiser Rudolf von Habsburg, steht urkundlich nicht fest. — Das Heer sammelte sich um Elbing und soll nach dem Chronisten Dusburg 60 000 Mann stark gewesen sein. Ottokar überschritt bei Balga das festgefrorne Haff und stand den Samen überall siegreich gegenüber; zuerst bei Medenau, dann bei Rudau, Quednau, Waldau, Caymen und Tapiau. Ihm zu Ehren soll im Walde Tuwangste die Burg Königsberg angelegt sein.

Über die Teilnahme Ottokars an diesem Kreuzzuge sind wunderliche Ansichten laut geworden. Versicherte doch Perlbach (in der A. M. 1881 228 f.), daß die Zeit vom 25. Dezember bis zum 6. Februar, welche urkundlich feststeht, nicht genügt hätte, um von Breslau nach Elbing zu reisen, Samland zu unterwerfen und am bezeichneten Tage schon wieder in Troppau zu sein. Köhler (Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit Bd. II) hat nachgewiesen, daß die Reise sehr wohl in der genannten Zeit ausgeführt worden sei, namentlich aber daß die Anlage von Königsberg ganz sicher mit der Anwesenheit Ottokars in Preußen zusammenhänge; vgl. aber Heft VII 2.

Die schleunige Unterwerfung der Samen empörte die Bewohner der umliegenden Landschaften und sie fielen in ihr Land ein, vermochten ihnen jedoch nichts anzuhaben. Aber im J. 1260 begann der zweite Aufstand der Preußen und der Einbruch der Litauer in das Ordensland. Volrad Mirabilis, der Ordensvogt auf der Lenzenburg, soll durch seine unbesonnene That diesen Aufstand angefacht haben, indem er eine eingeladene Anzahl preußischer Edlen verbrennen ließ. An diesem allgemeinen Aufstande beteiligten sich die Samländer unter dem Führer Richard Glande, die Natanger unter

Heinrich Monte, die Ermländer wählten Carl Glappo zum Führer, die Pogesanen den Nicolaus Auctumo, die Barten den Otto Divan, alle wieder zu Heiden gewordene Christen. Gleich die erste Schlacht bei Pocarben unweit Brandenburg (1261) verlor der Orden und mußte sich auf Königsberg zurückziehen, das darauf von den Aufständischen eingeschlossen und hart belagert wurde. Die Burgen, die der Orden in Ermland, Natangen und Barten errichtet hatte, wurden verbrannt und zerstört, nur Elbing, Balga und Königsberg waren noch übrig geblieben und widerstanden den Aufständischen kräftig. Im J. 1263 wurden die Preußen zwar durch ein Kreuzheer geschlagen, im folgenden Jahre aber erneuerte sich der Kampf. Ein Haufe Litauer und Sudauer drang 1264 in das östliche Samland ein und belagerte Wehlau, das der Orden wiedergewonnen hatte. Ihre Belagerung wurde vom Orden abgeschlagen. „Die Belagerung von Wehlau hatte dem Orden die wunde Stelle gezeigt: die Verbindung der Sudauer und Litauer mit den Samen mußte unter allen Umständen unterbunden werden. Nach Aufhebung der Belagerung 1265 ging der Orden daher sofort an die Befestigung der Deime. Am Ausfluß der Deime aus dem Pregel wurde die Burg Tapiau erbaut. Zur Vervollständigung der Isolierung Samlands würde noch die Befestigung von Labiau an der Ausmündung der Deime in das Kurische Haff gehört haben. Es wird schon 1258 erwähnt, als Burg kommt es aber erst 1276 vor; die Zeit der Erbauung ist nicht bekannt. Dagegen wurde auf Veranlassung des Ordens durch den Markgrafen Otto von Brandenburg im J. 1266 die Brandenburg erbaut, welche ihrer Lage nach geeignet war, eine Blockade Königsbergs auf dem linken Pregelufer zu verhindern.

Der Orden konnte nun in den folgenden Jahren seine ganze Kraft auf die Unterwerfung der Samen werfen und ist darin auch nicht durch die andren preußischen Stämme gestört worden. Hierin liegt der größte Fehler, den die Preußen gemacht haben. Die Unterwerfung Samlands hat mindestens fünf Jahre in Anspruch genommen; Beweis dafür ist, daß die Burg Lochstedt, deren Anlage schon 1264 geplant war, erst 1270 erbaut werden konnte. Der Bischof von Samland erbaute gleichzeitig (1268) die Burg Schonewik (Fischhausen). Die völlige Unterwerfung wurde durch wiederholte Aufstände der Samen verzögert.“ Köhler, a. a. O. II 90 f.

In dieser Epoche der Zerstörung und des Blutes wurde viel Unmenschliches begangen, Greuelthaten auf beiden Seiten, aber es muß doch erwähnt werden, daß die Pruzzen im Gegensatz zu den wilderen Litauern nicht selten eine Rücksicht und Schonung zeigten, die uns überrascht.

Mit dem Jahre 1273 hatte der Orden alle seine Besitzungen wieder zurückerobert; der Kampf in Sudauen dauerte fort, bis ihr Feldherr Skumand durch den gefangenen Ritter Ludwig von Liebenzell dem Christentume gewonnen wurde. Ludwig von Liebenzell, zum zweitenmal von den Sudauern gefangen, wußte ihren neuen Häuptling Kantegerde zu bewegen, sich dem Orden zu ergeben, wurde mit sechzehnhundert Sudauern in Samland angesiedelt und erhielt in Heiligkreuz eine Kirche, daher dieser nordwestliche Teil Samlands (Brüsterort, St. Lorenz und Heiligkreuz) der sudauische Winkel hieß. Einige Jahre später kam ein neuer Haufe Sudauer mit ihrem Häuptling Jedete nach Samland und erhielt in Mednicken (Kspl Wargen) seinen Wohnsitz.

Nach Niederwerfung des zweiten großen Aufstandes hatte sich der Orden seiner eigentlichen Aufgabe, der Kolonisation des Landes, hingegeben, die jetzt erst begann, da die Ansätze dazu durch die wiederholten Aufstände völlig vernichtet waren.

Hierzu war zunächst die Anlage von Burgen, dann von Städten nötig. Mit der Anlage einer neuen Stadt wurde zugleich ihre Befestigung, sei es auch vorläufig nur mit Wall, hölzernen Türmen und Gräben, in Angriff genommen.

Im Jahre 1325 wurde die Burg Gerdauen und vom Vogte von Ermland Friedrich von Liebenzell die Burg Wartenburg, bald darauf die Burg Plut bei Mehlsack erbaut. An neuen Städten entstand 1325 Guttstadt an der Alle, Gilgenburg im Lande Sassen 1326. Memel, das bisher zu Kurland gehört hatte, wurde 1328 an Preußen abgetreten und dadurch das Gebiet des Ordens über den Memelstrom ausgedehnt.

Im Jahre 1283 begann der Orden seinen mehr als hundert Jahre währenden Kampf mit den Litauern, die vorher schon die Pruzzen unterstützt hatten.

„Das Litauervolk ist als das letzte in die Reihe der Kulturvölker Europas getreten. Während die Völker ringsum sich emporarbeiteten aus tiefster Barbarei durch die Aufnahme der christlichen und antiken Kulturelemente, lebte das litauische Volk inmitten seiner Urwälder nach der Weise seiner Väter fort. Nach heroischen Kämpfen gegen die Nachbarn im Osten, Norden, Westen und Süden trat es in jene unheilvolle Verbindung mit Polen, welche seine oberen Stände dem Volke fremd werden ließen und es von dem Wege einer nationalen Kulturentwickelung abführte. Kein zeitgenössischer Litauer hat uns die Geschichte jener Kämpfe seines Volkes geschrieben und so kann sich denn der Forscher litauischer Dinge für jene Zeiten nur bei fremden Geschichtsforschern Rats erholen.“ (A. Thomas.)

Bei der Unzulänglichkeit der Mittel des D. O., das Litauer Land zu erobern, und der schwierigen Aufgabe, sich ihm gegenüber zu behaupten, hatte sich eine Art der Kriegsführung herausgebildet, die schon ihrer Eigentümlichkeit wegen hier eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Ein Friedenszustand zwischen beiden Ländern war dadurch ausgeschlossen, daß der Orden seiner ganzen Natur nach nicht mit den Heiden einen Frieden eingehen durfte und daß bei der Raublust der Litauer an einen Friedenszustand überhaupt nicht zu denken war.

Ein bloßes Verteidigungssystem, das der Deutsche Orden sich geschaffen, hätte nur zu einer Verblutung desselben führen können. Der unausgesetzte Angriff erschien als das allein wirksame Mittel der Selbsterhaltung. Sie schloß dabei ein starkes Defensivsystem nicht aus. Der Orden hatte die Landschaften Galinden, Nadrauen, Schalauen und Sudauen nach ihrer Eroberung in eine sogenannte „Wildnis“ verwandelt, die nicht allein unbewohnt blieb, sondern mit der Zeit auch durch starke zusammenhängende Befestigungsanlagen unzugänglich gemacht wurde. Die Altertumsgesellschaft Prussia hat es sich, wie oben gesagt, zur Aufgabe gemacht, die Linien und Punkte dieser Anlagen im Terrain aufzufinden, und es ist ihr für einen großen Teil der Grenzlinie gelungen. Danach war der diesseitige Rand der Wildnis von Wehlau ab über Gr. Söbrost, Sensburg, Bischofsburg bis zur polnischen Grenze in der Nähe von Neidenburg in drei parallel laufenden Wällen in der Höhe von drei Metern und zwei Meter Kronenbreite schnurgerade über Berg und Thal fortgeführt. Weiches Land wurde durch Knüppeldämme übersetzt und von Zeit zu Zeit ein Blockhaus oder ein Spitzwall oder eine Reihe dergleichen angelegt. (Vgl. A. M. Bd. 18 1881 S. 18 154.) Ihre Verteidigungsfähigkeit erhielt diese Linie vorherrschend durch vorgelegtes Gebück oder, wie man es im Osten nannte, einen Haagk, vorzugsweise von Weißdorn.

Der Grenzwall ist nach Wigand von Marburg auf den Hm. Dietrich von Altenburg zurückzuführen, indem er erzählt, daß dieser im J. 1341 drei Wege mit Gräben habe herstellen lassen, welche den Litauern den Zugang und Ausgang in Preußen erschwert hätten. Unter Weg ist hier die Brustwehrkrone gemeint, die in dem unwirtlichen Lande zugleich als Straße benutzt wurde. Die Anlage der bedeutenden Grenzumwallung hat jedoch mehrere Jahrzehnte in Anspruch genommen, wie man daran erkennt, daß die Litauer erst seit 1370 die Linie an beiden Endpunkten regelmäßig umgingen.

Obgleich die Offensive des Ordens unmittelbar nach Ausrottung der Sudauer 1283 begann, so daß noch in demselben Jahre ein Heer über den Memelstrom hinaus vordrang, so ist er doch erst sehr spät daran gegangen, seine Einfälle in Litauen durch offensive Befestigungsanlagen zu schützen. Der erste Schritt hierzu war die Anlage von Ragnit 1289, der dann 1293 die Erbauung der Schalauer Burg bei Tilsit folgte. Diese Burgen lagen wie Inseln in der sich ringsum erstreckenden Wildnis. Sie lagen beide auf dem linken Ufer der Memel, also ungünstig für die Offensive, was sich auch wiederholentlich bemerklich machte. Erst mit der Erbauung von Christmemel 1313, etwas östlich der zerstörten Jurburg auf dem rechten Memelufer, betrat man den richtigen Weg, sich einen Depotplatz für die Einfälle in Litauen zu schaffen. Wunderbarerweise wurde die Burg jedoch 1328 wieder abgetragen, als Memel an Preußen abgetreten wurde. Man baute nun befestigte Etappen in die Wildnis hinein. So entstand 1335 die Angerburg, 1337 die Insterburg. Der schiffbare Pregel eignete sich besonders zu Etappenanlagen. Wahrscheinlich war schon vorher die Burg Norkitten am Pregel erbaut worden. Über Insterburg hinaus wurde dann Tammow erbaut. Gleichzeitig mit Insterburg legte man die Baierburg am linken Memelufer, zunächst auf einer Insel gegenüber der litauischen Feste Wielun an. Sie wurde 1344 wieder abgebrochen und eine Meile weiter unterhalb, etwa gegenüber dem abgetragenen Christmemel, erbaut. Der Hm. Winrich von Kniprode ließ 1360 die Burg Neuhaus auf dem linken Memelufer errichten. Noch in demselben Jahre erbaute der Marschall Henning Schindekopf die Burg Windenburg an der Mündung des Ruß in das Kurische Haff." Köhler, a. a. O.

Der Deutsche Ritterorden stand unter einem selbstgewählten Hochmeister (magister generalis); die einzelnen Besitzungen des Ordens — also bis 1309 auch Preußen — unter Landmeistern (magistri provinciales).

Den ständigen Beirat des Hochmeisters bildete ein Kreis von fünf Großwürdenträgern, die fünf obersten Gebietiger: der Großkomtur, der Ordensmarschall, der oberste Spittler, der oberste Trappier und der Tresorer oder Treßler.

Der Großkomtur vertrat die Person des Meisters in dessen Abwesenheit; er hatte die Oberaufsicht über den Ordensschatz, über alle Vorräte und Magazine, auch über die Schiffe. Dem Ordensmarschall war das gesamte Kriegswesen zugewiesen. Der Spittler (hospitalarius) hatte das Krankenwesen, also auch die Verwundeten unter sich. Dem Trappier (mlat. trapparius = Tuchmacher) waren die Kleider, also auch die Kriegskleidung, soweit sie nicht zur Waffenrüstung gehörte, zugeteilt. Der Treßler (Trisorer, thesaurarius) hatte die Verwaltung des Finanzwesens zu führen. Das Land war eingeteilt in Komtureien. Die Komture (Commendatores) waren die Vorsteher des Konvents einer Ordensburg größeren Ranges und es war ihnen ein bestimmter Kreis zugewiesen, in dem sie die ganze innere Landesverwaltung hatten.

Zugleich lag ihnen die Kriegsführung sowohl in ihrem Gebiete, als auch außerhalb desselben ob. Da sie bei Ausübung dieser Pflicht öfters abwesend sein mußten, so war ihnen ein Haus-Komtur (Vice-Commendator) zur Seite gesetzt, der in ihrer Abwesenheit ihre Stelle vertrat und im Falle einer Belagerung der Burg ihre Verteidigung befehligte. Sie waren aber auch bei Anwesenheit der Komture in Wirksamkeit und standen diesen in ihren Geschäften bei.

Kleinere Burggebiete erhielten einen Pfleger (provisor) oder Vogt (advocatus). Die Namen der sonstigen Beamten, wie der Fisch-, Wald-, Keller-, Vieh-, Korn-, Stein-, Küchen-, Schnitz-, Mühlen-Meister u. s. w., erklären sich von selbst.

Seit dem Jahre 1312 war der Sitz des Großkomturs Marienburg, des Obermarschalls Königsberg, des Spittlers Elbing und des Trappiers Christburg. Der Ordenstreßler verwaltete keine Komturei.

Dem Deutschen Orden mußte es vor allem daran gelegen sein, deutsche Kolonisten in seine neue Heimat zu ziehen. Er war gar nicht erfüllt von Glaubensgedanken, sondern ihn trieb fast einzig der koloniale Gedanke. Der Orden versprach nicht nur jedem, der als Krieger ihm zu Hilfe zog, ein seinen Diensten angemessenes Grundeigentum in dem zu erobernden Lande, sondern verlieh dies auch jedem sich sonst meldenden Kolonisten gegen die Übernahme von etwa vorkommenden Kriegsdiensten bei der Verteidigung des neuen Vaterlands. Nur hieraus und aus der ungemeinen, Jahrhunderte hindurch dauernden Beharrlichkeit, welche jene wunderbare kirchliche Institution des Mittelalters auszeichnet, ist es erklärlich, wie es einem so kleinen Häuflein von Rittermönchen gelingen konnte, ein von so kriegerischen, aber freilich immer zersplitterten Einwohnern bewohntes Land nicht nur vorübergehend zu erobern, sondern auch daraus ein so blühendes Reich zu stiften, das in seinem Höhepunkt von Ingermanland bis in die Neumark reichte und einen Umfang hatte, der dem vierten Teil von Deutschland gleichkam.

Das Land ist zwar fruchtbar — die jetzigen Kreise Pillkallen und Stallupönen sind der Magdeburger Börde gleich zu achten — allein das Klima ist nördlicher, die Bearbeitung schwieriger. Dazu kam die unruhige Nachbarschaft, die Aussicht beständiger Kriege und daß das eben bebaute Eigentum gegen immerwährende Überfälle verteidigt werden mußte. Es konnte daher der Reiz, das mildere Klima und die ruhigeren Sitze des Vaterlandes zu verlassen und sich hier anzusiedeln, nicht gar groß sein, wenn nicht andere überwiegende Vorteile geboten wurden, die die Lust auszuwandern und sich anzusiedeln mächtig erhöht hätten.

Es mußte daher notwendig in der Politik des Ordens liegen, den neuen Einwanderern die Ansiedelung dergestalt zu erleichtern und vorteilhaft zu machen, daß ihnen dadurch die alte Heimat vergessen gemacht werden konnte. Dies konnte, da Natur und Klima diese vorwiegenden Vorteile nicht boten, nur dadurch geschehen, daß sie in ihren persönlichen Verhältnissen gebessert wurden. Dies wurde dadurch bewirkt, daß denen, die in Deutschland als Knechte und Hörige einen Boden bebaut hatten, der nicht ihr eigen war, durch die Annahme des Kreuzes für freie Männer erklärt wurden, und daß ihnen in der neuen Heimat ein wirkliches entweder ganz freies oder nur unter den milderen Formen der Lehnsherrschaft stehendes nutzbares Eigentum zugeteilt wurde.

Diesen von der Natur der Verhältnisse gegebenen staatswirtschaftlichen und politischen Gedanken muß man im Auge behalten, um sowohl die Eroberung Preußens

von seiten des Ordens überhaupt, als die schnelle Entwickelung des Landes durch die Kolonisation durch deutsche Einwanderer begreifen und richtig beurteilen zu können.

Der Orden ging, wie es äußerlich scheint, und doch vielleicht unbewußt nur dem Drange der Verhältnisse folgend, höchst planvoll und vorsichtig bei dieser Eroberung und Kolonisation zu Werke.

In dreiundfünfzigjährigem Kriege wurde das Land Preußen vom Orden erobert. Bei der Hartnäckigkeit dieser Kämpfe wurde eine Landschaft nach der anderen verheert, manche wiederholentlich, wenn neue Aufstände der Eingeborenen stattfanden. Die deutschen Ansiedelungen, zu denen alle deutschen Stämme beigetragen haben sollen, erstreckten sich zuerst auf die verlassenen und herrenlosen Besitzungen im Culmerlande, in Pomesanien und Pogesanien. Mit der Erweiterung des Ordensgebietes auf Ermland und Barten schritt die Austhuung von Ländereien auch dahin vor, und eine zahlreiche Menge Dörfer wurde in den vorderen und mittleren Landschaften durch deutsche Ansiedler gegründet. Geringer war die Zahl der Kolonisten in Natangen und in dem demnächst eroberten Samland; die Zahl der Eingeborenen ging jedoch auch hier zurück. Von den drei östlichen Landschaften gewann der Orden in Nadrauen ein zur Wüste gewordenes Land, von dessen Einwohnern viele erschlagen und weggeführt, viele nach Litauen geflohen waren, und das sich selbst fünfzig Jahre später noch nicht erholt hatte. Die Einwohner des angrenzenden Schalauen wurden zum Teil nach Samland versetzt; aus Sudauen aber wanderten die Preußen, nachdem sie ihr Land selbst verwüstet hatten, nach Litauen aus. Nach Schubert kommt in den ostpreußischen Urkunden schon nach 1300 auf drei bis vier deutsche Bauernamen nur ein preußischer.

Unmittelbar im Rücken des Heeres wurden die Städte Thorn und Culm nach deutschem Rechte begründet. Die Handveste von Culm von 1232 und 1251 ist die Grundlage der inneren Verfassung von Preußen geworden. (Abgedruckt in Hartknoch in der Herausgabe des Dusburg, Jena 1679 453 ff.)

Dieses sogenannte culmische Recht (Jus Colmense) ist aus mannigfaltigen Bestandteilen zusammengesetzt, so wie es für die örtlichen Verhältnisse passend erschien; es hat zum Teil dieselben Quellen wie der Schwabenspiegel und enthält z. B. schlesisches Goldrecht, Freiberger Silberrecht (Hartknoch, a. a. O. 557).

Aus dem Magdeburger Recht sind die Jurisdiktionsverhältnisse entnommen, und durch die späteren Rechtsholungen vom Schöppenstuhle in Magdeburg haben sich auch manche Rechtsansichten über reelle Verhältnisse von dorther verbreitet und eingebürgert.

Der wichtigste Bestandteil aber ist aus dem flämischen Recht genommen, nämlich das Erbrecht, d. i. das Erbrecht beider Geschlechter und das Recht der Frau auf die Hälfte ohne Aufgabe ihres eigenen Gutes. Auch das flämische Hufenmaß ist darin aufgenommen. Außen an dem östlichen Teile der Kirche in Culm ist noch gegenwärtig das Rutenmaß, welches als Regulator für ganz Preußen galt, in Stein ausgehauen.

Alle Kirchen aus der Ordenszeit — und selbstverständlich alle Burgen — sind nach culmischem Maße gebaut. Die culmische Rute ist nach heutigem Maße 4,32 m lang und hatte 15 culmische Füße, deren einer 0,288 m lang ist. Auch alle Güter wurden zu flämischem Maße ausgethan.

Von diesem culmischen Rechte ist das preußische Recht zu unterscheiden. Im Jahre 1249 unterwarf sich durch Vertrag ein Teil der alten Pruzzen; es ward ihnen die Wahl des Rechtes gelassen, worunter sie leben wollten, und sie wählten das

sogenannte polnische Recht, eine Art Lehnrecht, wobei sowohl Söhne als Töchter folgten, das Gut aber unteilbar war. (Hartknoch a. a. O. 463 ff.) Ganze Dörfer wurden damit bewidmet, wodurch dann sehr abgeschlossene Gemeinden ausgebildet wurden. Nur eingeborenen Preußen, niemals Deutschen, wurden Güter zu diesem Recht verliehen. Daher noch jetzt die Dorfnamen Deutsch-Battau im Gegensatze zu Preußisch-Battau, Deutsch-Tierau und Preußisch-Tierau, Deutsch-Eilau und Preußisch-Eilau u. s. w.

Der größere Teil der Preußen empörte sich aber, wie wir gesehen haben, nach diesem mit dem päpstlichen Legaten Jakobus geschlossenen Vertrage von neuem und wurde erst nach langem Kampfe wieder unterjocht. Zur Strafe wurden ihnen die zugestandenen Rechte teilweise wieder genommen. So ward z. B. ihr Erbrecht auf das sogenannte ununterbrochene Erbrecht eingeschränkt, wonach das Gut nur stets in direkter absteigender Linie auf einen männlichen Erben und mit dem Tode des letzteren an den Orden zurückfällt.

Im XV. Jahrhundert verbreitete sich das sogenannte magdeburgische Lehnrecht sehr in Preußen. Der Orden fühlte damals eine Abnahme seiner materiellen Kräfte; die Verleihungen nach culmischem Rechte machten die Unterthanen zu unabhängig. So verlieh denn der Orden nur noch nach magdeburgischem Lehnrecht, welches ihm wenigstens den Rückfall sicherte.

Da die Zuwanderer zum D. O. aus aller Herren Länder kamen, so brachten sie auch verschiedene Arten mit, ihre Häuser zu bauen.

Die alten Pruzzen wohnten aller Wahrscheinlichkeit nach in Hütten aus Holz und mit Rohr gedeckt.

Ein Anklang daran findet sich zweifellos in den **Bauernhäusern,** deren wir jetzt gedenken und ihre von anderen Bauernhäusern abweichende Formen vorführen wollen.

von Haxthausen war der erste (Die ländliche Verfassung in den Provinzen Ost- und Westpreußen, Königsberg 1839), der auf die Formen der preußischen Bauernhäuser aufmerksam machte und auch einige Skizzen davon gezeichnet hat a. a. O. 70 ff.

Meitzen (Der Boden u. die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staates, Berlin 1868 II 123 ff.) giebt eine ganze Reihe guter Zeichnungen, welche die verschiedenen Anlagen darstellen, und unterscheidet nach seinen Vorgängern Möser, Schwerz und anderen die sächsisch-westfälischen, fränkischen und slavischen Bauernhäuser. — Im Jahre 1881 hat derselbe sie auf dem Geographen-Tage zu Berlin erweitert. Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen. Berlin 1882.

Im selben Jahre erschien die Schrift des Schwiegersohnes Virchows, Rudolf Henning: Das deutsche Haus in seiner historischen Entwickelung, Straßburg 1882, über welche beide Arbeiten wir im Centralblatte der Bauverwaltung 1882 Nr. 24 und 25 seinerzeit berichtet haben.

Wir wollen aber hier nicht entscheiden, ob in Ostpreußen eine bestimmte Bauweise vorherrscht, sondern unsern Lesern die einzelnen Bauarten vorführen, ihnen überlassend, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Gegenwärtig hat der Verband der Deutschen Architekten-Vereine die Veröffentlichung einer Entwickelungsgeschichte des Bauernhauses beschlossen. Als bedeutsame Vorfrucht ist 1897 in Berlin die kleine, aber wesentliche Schrift von Hans Lutsch erschienen: Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Schweiz.

Das **ermländische Bauernhaus** hat am meisten Verwandtschaft mit dem slavischen, obgleich gewisse Eigentümlichkeiten des fränkischen und auch des westfälischen Typus darin vorkommen. Prof. Dr. Dittrich hat in der Z. E. V 1874 16 ff. eine sehr gründliche Studie über das ermländische Bauernhaus veröffentlicht, die wir im wesentlichen benutzen. Eine Abbildung des Grundrisses fügen wir nach seinen Angaben dazu. Abb. 1.

Dittrich nimmt an, daß die im XIII. Jh. von den Deutschordensrittern herbeigezogenen deutschen Ansiedler die Bauweise der Pruzzen annahmen, sie nur den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen, dem Klima, der Art des vorgefundenen Baumaterials anpaßten. Daß dabei vorzugsweise der Holzbau und das wärmende Rohr- oder Strohdach in Betracht kommt, ist natürlich.

In dem Holzbau kann man zwei Hauptbauweisen unterscheiden, den Blockwandbau und den Fachwerkbau.

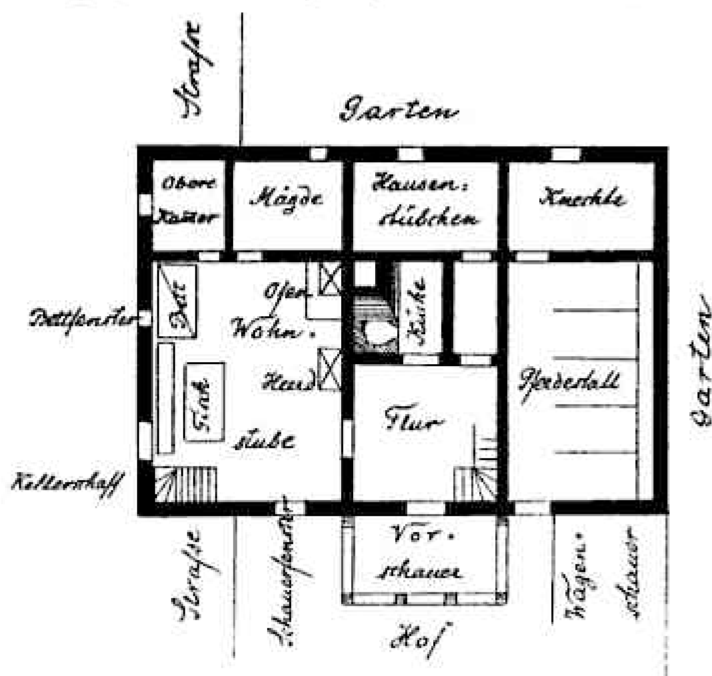


Abb. 1. Grundriß des ermländischen Bauernhauses.

Ersterer teilt sich in drei Abarten, den eigentlichen Blockverband mit seiner Spielart, dem Bohlen- oder Schrothaus, den Pfahlwandbau, bei welchem die Balken gleich Pfählen nebeneinander aufrecht stehen und zusammengefügt sind, und drittens den Füllholzbau, d. h. in Ständern mit Füllholz.

Der Blockverband wird hier zu Lande Gehrsaß¹) genannt. Er besteht aus mindestens auf den beiden die Lagerfugen bildenden Seiten geglätteten Stämmen, die übereinandergelegt und in den Lagerfugen durch Moos gedichtet werden. Zwei aufeinanderstoßende Seiten werden so gebildet, daß die Lagerfugen zweier Hölzer der einen Wand immer auf die Mitte eines Holzes der andren Wand treffen, so daß zu oberst,

¹) Nach Bezzenberger A. M. 1886 66 vom lit. Kertis, der Fuge, in der zwei Balken ineinandergreifen, die Winkelkerbung.

wenn beide Wände gleich hoch werden sollen, auf die eine noch ein besonderes Holzstück aufgebracht wird oder, was das Gewöhnliche ist, das letzte Holz um so viel höher genommen werden muß. Vgl. Abb. 2.

Wo sich zwei Wände kreuzen, geschieht dies fast ausnahmslos hier durch Ausschneiden beiderseitiger Hölzer nach Art des Schwalbenschwanzes, so daß die Festigkeit der überblatteten Hölzer eine außerordentlich große ist. Dabei läßt man die Enden beider Hölzer verschränkt stehen.

Der Ersparnis halber wird auch vielfach Halbholz zu Blockwänden verwandt; vgl. das vor zwei Jahren abgebrannte Blockhaus in Bischofstein, Abb. 3.

„Was aber die Schulen anbelange, so wollten Sie dieselben sogleich gebaut, inzwischen nicht gegehrsaaßt sondern nur gefüllt wissen, weil jenes zu viel Holz wegnehme", wird als Äußerung Friedrich Wilhelms I. in Königsberg 1739 bezeichnet. Preuß. Archiv 1796 96. Schon damals sah man auf Holzersparnis.

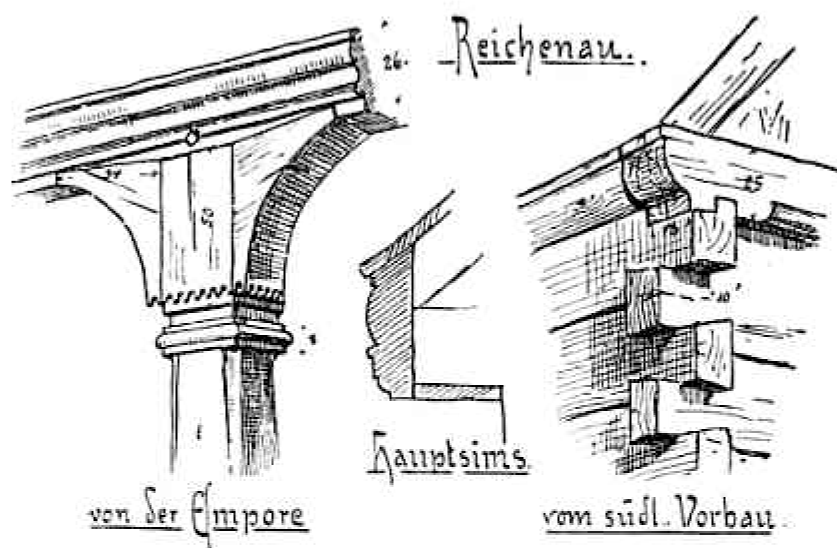


Abb. 2. Blockverband (Reichenau).

Das Holzhaus ruht selbstverständlich auf einem Fundament von Steinen.

Bei dem Fachwerksbau hat man hier meist die Gewohnheit, das Erdgeschoß aus Steinen (ohne Holz) aufzuführen und dann mit dem etwas auskragenden Fachwerk zu beginnen. Doch kommt Fachwerksbau für Wohnhäuser seltener vor.

Eine Eigentümlichkeit, die wir nur in Ermland gesehen haben, ist, bei massiven oder hölzernen Bauernhäusern einen Oberstock von halber Höhe in Fachwerk darauf zu setzen, der zur Aufbewahrung der Vorräte dient; vgl. Abb. 5 und 6.

Das erste Geschoß in Fachwerk ist teils ganz einfach mit rechtwinklig sich kreuzenden Hölzern und schrägen Windstreben gebaut, oder es enthält oft sehr wirkungsvolle Einzelheiten, als gewundene Windstreben, Füllhölzer, welche einen Halbkreis bilden, und in der Mitte der Giebelwand einen durch Schnitzerei verzierten Stiel; vgl. Abb. 4.

„Sehen wir nun näher zu, so finden wir wirklich in dem kleinen Raume des Ermlands gar mannigfache und offenbar nach verschiedenen Systemen angelegte Wohnhäuser nebeneinander: das deutsche Fachwerkhaus und das slavische Bohlenhaus, aber doch wieder, namentlich was die innere Einrichtung angeht, mit großen Abweichungen.

Gegenwärtig ist im Norden, im Umkreise der Städte Frauenburg und Braunsberg, dann im Süden bei Rössel das deutsche Fachwerkhaus vorherrschend; ebenso andrerseits in den rein polnischen Gegenden (um Bischofsburg, Wartenburg, Allenstein) das slavische



Abb. 3. Blockhaus (Bischofstein).

Bohlenhaus, während in den Grenzdistrikten, bezeichnet durch die Linie Guttstadt, Heilsberg, Bischofstein, Groß-Kellen, beide Bauarten vielfach untermischt vorkommen.

Nach diesem Sachverhalt wäre man geneigt, sofort den Schluß zu ziehen, daß Ermland in seinem südlichen, polnisch redenden Teile auch das slavische Wohnhaus habe, in dem nördlichen dagegen, wo auch die Bevölkerung stets eine rein deutsche war, das deutsche Fachwerkhaus. Allein dem steht erstens die Thatsache entgegen, daß bis in dieses Jahrhundert selbst in der Umgegend von Heilsberg bis gegen Wormditt, überhaupt innerhalb des sogenannten breslauischen Sprachdistriktes fast nur

Bohlenhäuser zu finden waren, und daß ohne Zweifel die Fachwerkbauten erst nach und nach dorthin verpflanzt wurden. Erst zu Anfang des Jahrhunderts fing man an, die Bohlenwände von außen noch mit Fachwerk zu verkleiden, so daß auf diese Weise eine Doppelwand entstand. Es galt die Anwendung von Fachwerk dort lange noch als eine Neuerung und die Bauweise selbst als eine reichere und schönere, zu der nur die wohlhabenderen und gebildeten Besitzer, voran die Schulzen, deren Häuser sich überhaupt durch Größe und reichere Einrichtung von der bäuerlichen Wohnung vorteilhaft auszeichneten, zu greifen pflegten. Später wählte man bei Neubauten mit

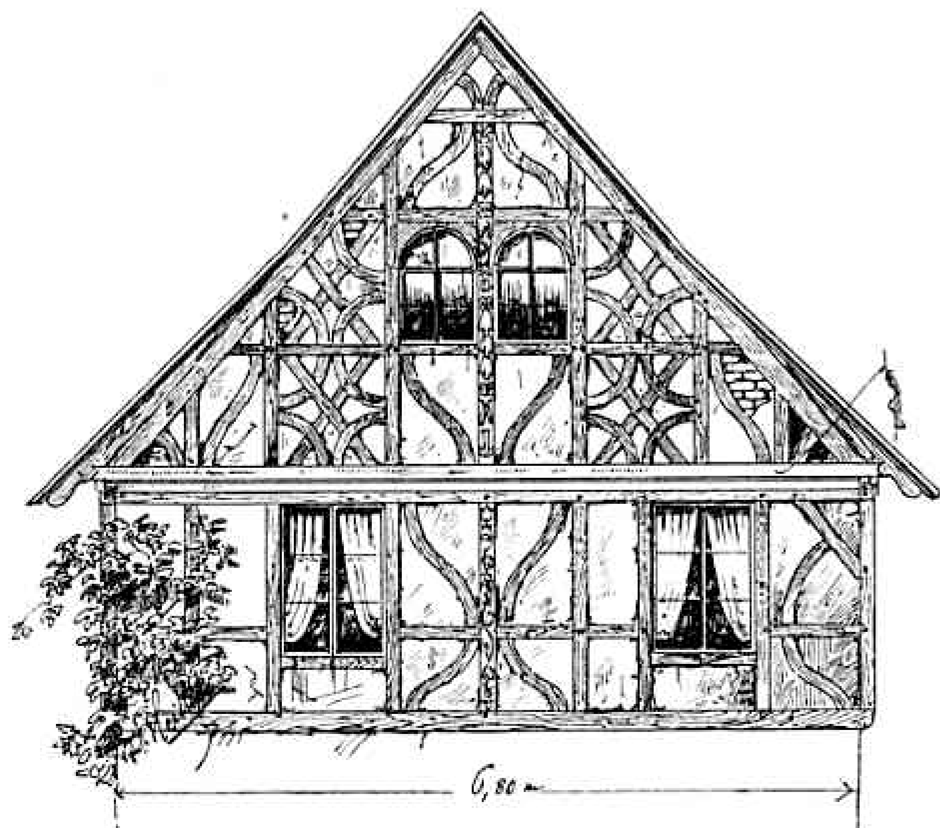


Abb. 4. Fachwerkhaus (Mehlsack).

Vorliebe das Fachwerk, wobei jedoch die Wohnungsräume der Wärme halber stets im Innern noch mit einer Bohlenlage verkleidet wurden.

Ferner steht obiger Annahme entgegen, daß auch in den Gegenden um Braunsberg sich noch immer sehr viele, um Mehlsack sogar vorwiegend Bohlenhäuser finden; ja nach Aussage älterer und zuverlässiger Leute gab es in Braunsberg vor ungefähr fünfzig Jahren fast nur Bohlenhäuser."

Dittrich kommt zu der Annahme, „daß der slavische Baustil, der jedenfalls, wenn auch in seinen rohsten Formen und Anfängen, auch bei den alten Preußen üblich

war, in Preußen und Ermland stets seine Herrschaft behauptet, daneben aber auch der deutsche Fachwerkbau in einigen Gegenden mehr, in andren weniger Eingang gefunden habe. Gibt es doch viele Häuser, deren Unterbau aus Bohlen, der Giebel aber aus Bind-(Fach-)werk aufgeführt ist, während der Regel nach die Giebel an Bohlenhäusern einfach verschalt sind.“ Vgl. Abb. 3.

Die älteren Wohnhäuser der ermländischen Bauern treten im Dorfe etwas gegen die Straße vor, der sie die Giebelseite zuwenden. Das Wohnhaus bildet im Grundriß ein längliches Viereck; im Aufbau ist es der Regel nach nur einstöckig und niedrig. Das Strohdach ist im Verhältnis zum niedrigen Unterbau hoch, wie es ja auch bei einem Klima, das viel Regen und Schnee, welcher auf flachen Dächern zu lange lagern und bei Thauwetter ein Durchsickern des Wassers notwendig herbeiführen müßte,



Abb. 5. Haus mit halbem Obergeschoß (Birkenau).

nicht anders sein konnte. Abb. 7. Der Giebel ist noch von zwei hölzernen Pferdeköpfen bekrönt: es herrschte der Glaube, daß diese Pferdeköpfe, auswärts gekehrt Unheil abhalten, einwärts gekehrt den Segen heranziehen und festhalten.

Wenn auch das Wohnhaus seine Giebelseite der Straße zukehrt, so befindet sich der Eingang doch an der Langseite gegen den Hof. Vor dem Eingange ist in den meisten Fällen eine Art Vorbau, Vorlaube oder auch Vorschauer genannt; s. die Ansicht eines Hauses aus Stangendorf, Kspls Braunsberg, Abb. 7, und den Grundriß und die Ansicht eines Hauses in Kleefeld, Kspls Heinrikau, Abb. 8—11, wo der Vorschauer in einer Ecke des Hauses liegt.

„Oft bilden die Vorbauten geradezu ein eigenes Vorhaus und haben neben der offenen Halle noch Wohnungs- oder andere geschlossene Räume (Krickhausen, Kspls Wormditt), oft sind sie so angelegt, daß sie Wagen und Wirtschaftsgeräte in sich auf-

nehmen können, oft ganz offen, oft an zwei Seiten durch Füllwände ganz oder in halber Höhe geschlossen; nicht selten ist der Vorschauer als offene Halle ganz ins Haus eingerückt (Stolzenhagen)."

„Aus dem beschriebenen Vorbau oder Vorschauer gelangt man nun in den Hausflur. Die Thür dahin ist meist in der Mitte gebrochen, so daß der obere Teil, um Licht und Luft ins Innere zu führen, geöffnet werden konnte, während der untere Teil fast immer geschlossen war, um den drinnen und draußen sich bewegenden Haustieren und dem Geflügel den Ein- und Ausgang möglichst zu beschränken.

Der Boden des Hausflures, in der Regel schlechtweg „Haus" genannt, ist entweder mit möglichst kleinen Feldsteinen, den so häufig vorkommenden Granitfindlingen gepflastert oder mit festgestampftem Lehm bedeckt. Das Vorhaus ist groß und geräumig, weil es zu vielen wirtschaftlichen Zwecken, wie zur Sonderung des Gemüses, zum Abrupfen des Hopfens, besonders auch als Waschraum dienen mußte.



Abb. 6. Haus mit halbem Obergeschoß (Wigehnen).

Der Hausthür, die nach dem Gesagten stets an der Breitseite des Hauses nach den Wirtschaftsgebäuden hin liegt, gerade gegenüber ist der Eingang zu der Küche, welche in sämtlichen ostpreußischen und ermländischen Wohnhäusern so ziemlich den Mittelpunkt des Baues bildet, um den sich alle übrigen Räume, besonders die Wohnzimmer passend gruppieren. Sie ist nicht groß und gewährt kaum den nötigen Raum für einen aufgemauerten Backofen, einen eingemauerten kupfernen Waschkessel u. dgl. Die Küche ist im Grunde nichts weiter als ein geräumiger Schornstein, der sich nach oben hin naturgemäß etwas verengert und somit eine mantelartige Gestalt gewinnt. Dieser Mantel wurde ursprünglich durch ein viereckiges, hölzernes Gerüst (Fachwerk) gebildet, dessen Fächer durch Lehm zwischen Sprossen (sog. Stickstack) verklebt, das Ganze aber, um vom Holzwerk das Feuer fernzuhalten, mit einem Lehmanwurf überkleidet war. Ursprünglich reichte dieser Schornstein bis zum Boden des Daches, von

wo ab dann der Rauch uneingeschränkt sich in die oberen Räume des Hauses verbreiten konnte und einen Ausgang suchen mußte, wo er ihn eben fand. Erst zur Zeit Friedrichs II. erzwangen spezielle Verordnungen die weitere Aufführung des Schornsteins bis über das Dach hinaus, obwohl es hier und da noch ärmere Häuser und Hütten mit Schornsteinen der früheren Manier giebt. Ebenso wurde bestimmt, daß die Schornsteine von Grund auf massiv gebaut werden müßten. Die Folge davon war, daß bei Bränden dieselben wie große Schlöte unversehrt stehen blieben.

Aus dem Hausflur gelangt man links oder rechts, je nach der Stellung des Wohnhauses zu den Wirtschaftsgebäuden und des diesen zugekehrten Vorschauers, in die große Familien-, Gesinde- und zugleich Wirtschaftsstube. Der Fußboden derselben war früher stets von Estrich; erst später, zu Anfang unsres Jahrhunderts, fingen die Wohl-

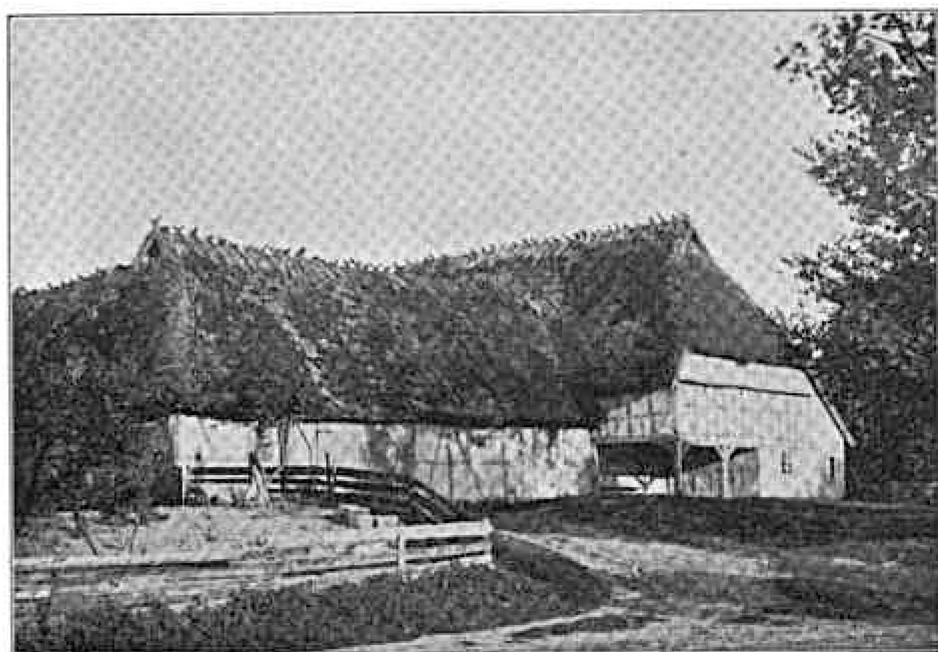
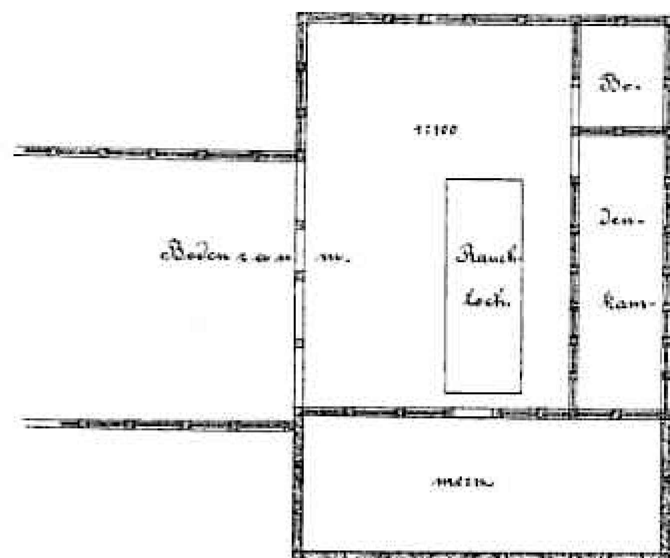
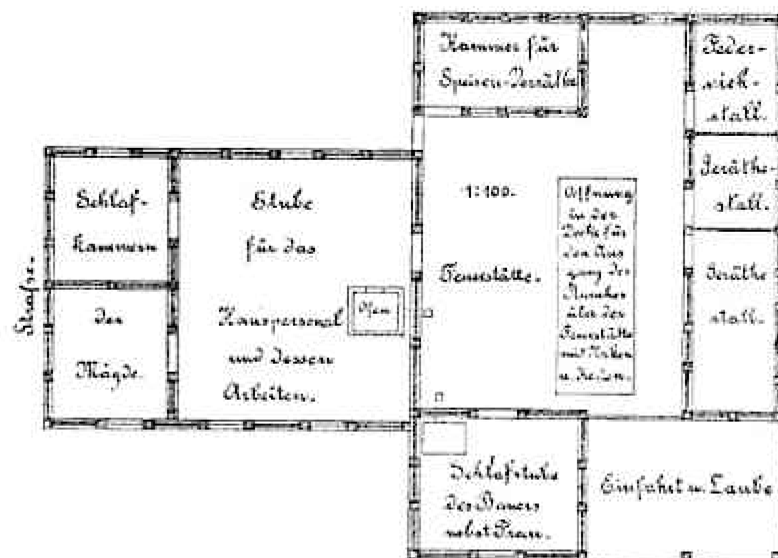


Abb. 7. Ermländischer Bauernhof (Glangendorf).

habenderen, voran die Schulzen, damit an, den Fußboden mit Dielen zu belegen, mit Ausschluß des Raumes um den Herd, weil hier der Holzboden zu sehr unter der Feuchtigkeit, die beim Vorbereiten und Kochen der Speisen unmöglich ferngehalten werden konnte, gelitten haben würde.

Die Wände wurden im Innern noch mit Lehm verstrichen, der durch in die Wand eingekeilte Holzpflöcke noch mehr befestigt und dann mit weißem Kalkmergel angetüncht wurde. Denn Kalk war noch im Anfang des XIX. Jh. (z. B. in der Umgegend von Bischofstein) eine rare Sache und fast nur bei den Gerbern um verhältnismäßig hohen Preis zu haben. In vielen Häusern hatten die Innenwände des Wohnzimmers auch eine getäfelte Holzverkleidung, welche, wo sie nicht in primitiver Weise bemalt war, häufig, zumal vor den hohen Festtagen, gewaschen werden mußte.





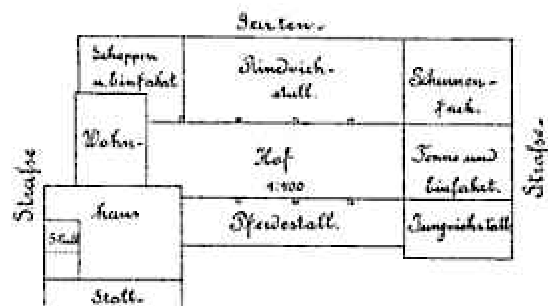


Abb. 8, 9 und 10. Grundrisse eines ermländischen Bauernhauses (Kleefeld).

Die meisten Häuser hatten ursprünglich nur ein Hauptfenster im Giebel, der Haus-(Zimmer-)Thüre gerade gegenüber. Dazu kam später noch ein kleineres neben dem Familienbett, das sogenannte Bettfenster, zuletzt noch ein drittes an der Langseite, nach dem Vorschauer hin, daher auch Schauerfenster genannt, welchen Namen dasselbe auch später noch in den schon massiven Wohnhäusern führte, trotzdem da ein Vorschauer längst nicht mehr vorhanden war. —

Neben der Haus-(Zimmer-)Thür waren nach einer Seite der Kochherd und der Kachelofen, ersterer mit Holzverkleidung, mit Aufsatz und schließbarer Thüre, an der entgegengesetzten Seite der Eingang in den Keller, immer mit einem größeren Schrank (Kellerschaff) zur Aufbewahrung der notwendigen Kochgeräte, Milch, Butter u. dgl. überbaut. In der diesem Schrank gegenüberliegenden Ecke stand das Familienbett unter



Abb. 11. Ansicht desselben Hauses (Kleefeld).

einem Himmel mit herabhängenden Gardinen, daher es auch Himmel- oder Gardinenbett hieß.

Um die Wände herum zog sich eine Holzbank mit verschließbaren unteren Räumen, in denen in älterer Zeit wohl auch die Gänse und Hühner zum Zwecke des Brütens untergebracht zu werden pflegten. Das Hauptmobiliar aber bildete immer ein gewaltiger zugleich Eß- und Arbeitstisch von Eichenholz, nicht selten zierlich gearbeitet und mit eingelegter Arbeit versehen (Gasthaus zum Kopernikus in Frauenburg), oft nur eine einzige große Platte aus schneeweißem Lindenholz mit Umrahmung aus Eichenholz.

Das traulichste Plätzchen, besonders zur Winterszeit, war unstreitig die Ofenbank. —

Das große Wirtschafts- und Wohnzimmer nimmt nicht die ganze Tiefe des Hauses ein, läßt vielmehr noch Raum für in der Regel zwei kleinere Zimmer, Kammern,

in welche man durch zwei nebeneinanderliegende Thüren eintritt. Die obere Kammer, weil vom Ofen am weitesten entfernt, ist die Speise- oder Vorratskammer; die andere „hinter dem Ofen“ ist die Mägdekammer mit nur sehr kleinem Fenster.

Noch ein Zimmer ist zu erwähnen, in welches man aus dem Hausflur gelangen konnte, das sogenannte Hausenstübchen, worin die alten Eltern, die Altsitzer, zu wohnen pflegten; es schließt sich an die Mägdekammer unmittelbar an und kann von der Küche aus geheizt werden.

Aus dem Hausflur, rechts oder links vom Eingange, führt eine Treppe in die oberen Räume des Hauses (Söller), die übrigens keine Wohnungen mehr enthalten



Abb. 12. Ansicht desselben Hauses mit Schrune (Kleefeld).

und nur zum Aufbewahren des Getreides, Flachses, Obstes und einiger Wirtschaftsgeräte dienen.

In dem den Wohnzimmern gegenüberliegenden Teil des Hauses lag nur mehr der Pferdestall nebst der Knechtekammer, letztere neben dem „Hausenstübchen“ und nur mit ersterem durch eine Thüre verbunden. In den Pferdestall gelangt man unmittelbar aus dem geräumigen Hausflur; eine andre Thüre führte zu dem Zwecke der Ausmistung in den Hofraum, ein von der Hälfte des Wohnhauses und drei Wirtschaftsgebäuden, Scheunen, Ställen, Wagenschauer gebildetes Viereck.

Nirgends im Ermlande, außer in den Hütten der Instleute, findet sich, wie sonst häufig in Deutschland, an dieser Stelle anstatt des Pferdestalles der Kuhstall. Der

Grund liegt wohl darin, daß hier die Viehzucht in Verbindung mit Milch- und Käseproduktion niemals in höherem Maße betrieben wurde, als die Unterhaltung des Haus-



Abb. 13. Hofanlage in Kleefeld.

standes erforderte. Über dem Pferdestalle, in den oberen Räumen des Hauses, lag die Häckselkammer mit der Lade zum Schneiden des Häcksels." —

Einen älteren Typus trägt das Bauernhaus, das der Baurat Friedrich in Kleefeld, Kr. Braunsberg, aufnahm und seine Zeichnungen der Altertumsgesellschaft



Abb. 14. Laubenhaus in Kleefeld.

Prussia schenkte, die dieselben in S. d. A. P. 1885 107 veröffentlicht hat. Nach dieser Veröffentlichung unser verkleinerter Grundriß, Abb. 8, 9 und 10.

Hier ist noch die Herdanlage ohne Schornstein und der große Flur liegt inmitten des Hauses; links davon ist die Stube für die Hausbewohner und deren Arbeiten; dahinter liegen zwei Mägdekammern. Die Schlafstube des Bauern mit seiner Frau liegt vorn, damit er auch in der Nacht den Zu- und Abgang beobachten kann. An



Abb. 15. Haus mit halbem Obergeschoß (Langwalde).

den Flur stoßen Ställe und Vorratskammer an. Die Knechte haben ihr Lager an das Haus angrenzend im Pferdestall.

Zu diesem Grundriß geben wir zwei Autotypien in Abb. 11 und 12, auf deren ersterer das eine Fach der Einfahrt vermauert erscheint, der offene „Stall" aber noch

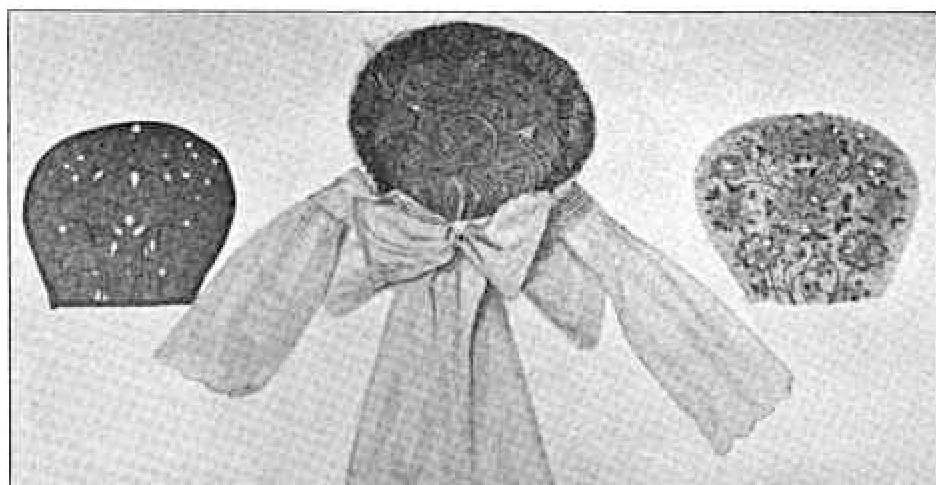


Abb. 16. Ermländische Hauben.

so steht, wie er auf dem Grundriß der ganzen Anlage, Abb. 8, gezeichnet ist. Dazu hat jetzt das Haus einen Schornstein erhalten. Die Hölzer des Fachwerkbaues, namentlich die Saumschwelle zwischen erstem Stockwerk und Giebel, sind zierlich geschnitzt und waren zweifellos auch bemalt.

Auf Abb. 12 sehen wir eine originelle Scheune, die wohl zum Aufbewahren einer reicheren Ernte dienen soll und außerhalb der eigentlichen Hofanlage liegt.

Eine **Hofanlage** ohne **Wohnhaus** in Kleefeld geben wir in Abb. 13, ebenso ein **Laubenhaus** in Kleefeld in Abb. 14.

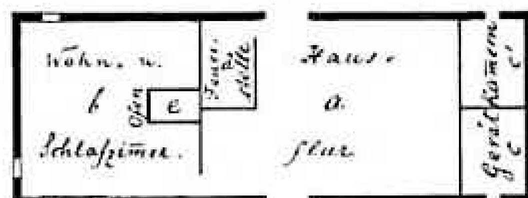


Abb. 17. Grundriß eines litauischen Hauses (Drawöhnen).

In allen ermländischen Anlagen sieht man Walmdächer, die nicht völlig bis zur Dreiecksspitze hinaufreichen, sondern noch ein kleines Stück senkrechten Giebels übriglassen; so auch das Blockhaus aus Migehnen, Abb. 6, das in der Ecke eine Laube hat, unten von Holz im Blockverbande mit vortretenden Balkenenden, oben in Fachwerk



Abb. 18. Klete (Bilderweitschen).

ausgeführt ist; so auch in Langwalde, Abb. 15, wo auf dem Wohnhause, wie im Ermlande häufig, noch ein halber Stock für Heu, Stroh und andere Vorräte aufgesetzt ist. Der halbe Stock kommt aber auch bei litauischen Bauernhäusern vor.

Bezüglich der **Tracht** der Ermländer ist zu erwähnen, daß die gewöhnlich gänzlich bartlosen Männer sich in nichts mehr von anderen Leuten unterscheiden. Von Frauen haben die älteren noch die Gewohnheit, beim Kirchgang oder sonstigen Festlichkeiten die ermländischen **Hauben** zu tragen. Diese sind meistens reich gestickt und mit Gold



Abb. 19. Kleke (Bajoren).

oder Silber versehen. Reiche Sammlungen davon besitzt das Kunstgewerbemuseum in Königsberg, von dessen Vorrat wir in Abb. 16 drei wiedergeben, ferner das P. M. Zimmer VII Nr. 125 und das Deutsche Volkstrachtenmuseum in der Klosterstraße in Berlin.

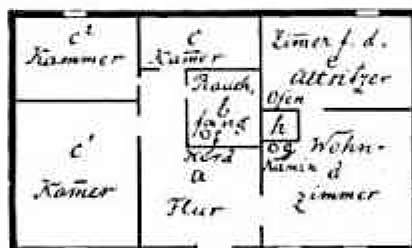


Abb. 20. Grundriß eines litauischen Hauses (Enskemen).

Über das **litauische Bauernhaus** hat Professor Dr. Bezzenberger in der A. M. 1886 34 ff. und 629 ff. sehr eingehende Untersuchungen angestellt; ebenso Virchow in den Verhandlungen der anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 17. Oktober 1891 und Bezzenberger in einer Entgegnung dazu S. d. A. P. 1893 1 ff.

Nach des Ersteren Ausführungen bestand das litauische Bauernhaus ursprünglich aus nur einem Raume, dem námas oder Rauchhaus, weil darin allezeit ein schwelendes Feuer gehalten wurde. „Später trat dazu mindestens ein zweites Wohnhaus (stubà); noch später wurden stubà, námas und der maltuvė genannte, früher selbständige Wirtschaftsraum zu einem Hause vereinigt und es entstand so der Grundtypus, Abb. 17, auf welchen die preußisch-litauischen Bauernhäuser zurückgehen." Dieser Grundtypus ist von Bezzenberger einem Hause in Drawöhnen, Kreises Memel, entnommen.

„In ihm liegt links von dem geräumigen Hausflur a ein vierfenstriges, zugleich als Schlafraum der Familie dienendes Wohnzimmer b mit einem mächtigen Ofen e; rechts vom Flur — auf dem sich in (Preußisch-) Nordlitauen häufig der Brütekorb für Gänse befindet —, aber nicht von ihm, sondern vom Hofe aus zugänglich, sind zwei dunkele Gerätkammern c und c'. Der Hausflur selbst ist mit einer Vorder- und einer Hinterthür und dem pėlens d versehen, einem niedrigen Herde, oder vielmehr einer Feuerstelle, welche durch eine rechtwinklig gebaute Mauer eingehegt ist."

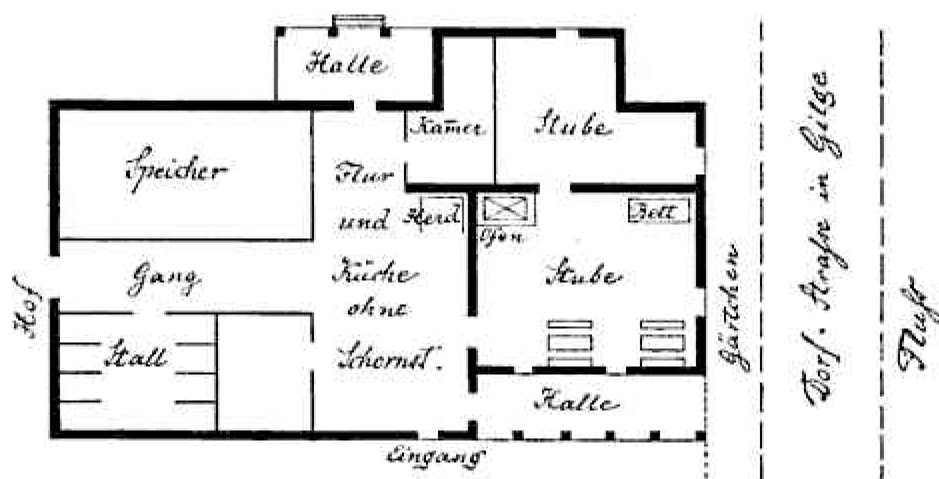


Abb. 21. Grundriß eines litauischen Bauernhauses (Gilge).

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Lepner, Der preusche Littauer, Danzig 1744) lebten die Litauer in der Gegend von Budweten, Kreises Ragnit, in zwei Wohnhäusern, der stubba, „in welcher sie nur des Winters wohnen", und dem namas, der mehr ein Sommerhaus war und nur aus einem Raum bestanden zu haben scheint. Als ein drittes Haus erscheint die Klete: „Ihre Kammern haben sie gar selten bei den Stuben, oder in den Wohnhäusern, sondern absonderlich; sie werden Klete genannt; in etlichen von diesen schlafen sie, in etlichen halten sie ihr Getreidigt ..... Auch halten sie Rauch-Häuser, welche sie namas heißen, das andre Wohnhaus heißet nur stubba vom Deutschen, die Stube." (Bezzenberger will stubà vom Russischen istúba = Bauernhaus abgeleitet wissen, wie er Klete bestimmt als slavisches Wort bezeichnet.)

Die Klete befand sich in der Nähe des Wohnhauses. „Im preußischen Südlitauen ist sie jetzt wohl durchgehend unter einem Dache mit einem andren Raum, vereinzelt sogar mit dem Wohnhause selbst; so ist sie z. B. unmittelbar mit dem in

Abb. 17 dargestellten Hause vereinigt. Sie wird aber nicht zum Wohnhause gerechnet. Dieses Gebäude dient als Speicher und zugleich als Schlafraum, im allgemeinen für

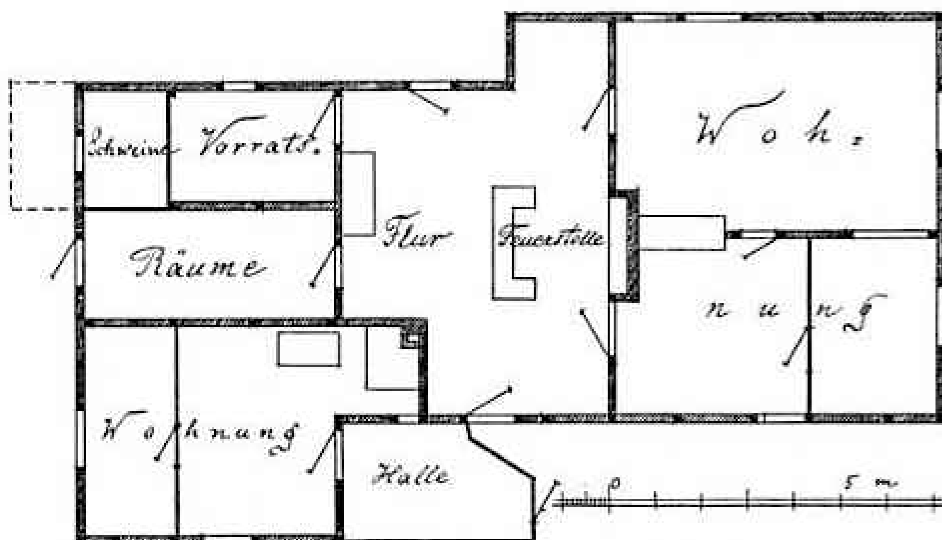


Abb. 22. Grundriß eines litauischen Hauses (Inse).

erwachsene Mädchen; doch schlafen hin und wieder die Knechte und im Sommer, wenn es im Wohnhause zu heiß ist, der Wirt und seine Angehörigen in ihm. Kleten sind



Abb. 23. Ansicht desselben Hauses (Inse).

die einzigen litauischen Gebäude, welche zweistöckig vorkommen. Der untere Raum ist in Nordlitauen meist in zwei hintereinanderliegende Kammern geteilt."

Schultz (Einige Bemerkungen über die Nationalität der Litthauer 1832, Mſk. in der Wallenrodtschen Bibl.) beschreibt nach Bezzenberger die Klete folgendermaßen: „Diese Klete ist ein, vom Wohnhause etwa 10 bis 20 Schritt entferntes, hölzernes kleines Gebäude. Gewöhnlich ist es auf einem etwas hohen Fundamente gebaut, so daß man nur vermittelst einer kleinen Treppe hineingelangen kann. Der ganzen Front des Gebäudes entlang sind oft einige hölzerne Säulen angebracht, die ein kleines Überdach tragen.



Abb. 24. Kochgelegenheit desselben Hauses.

Zwischen diesen Säulen und der Wand befindet sich die Treppe. Den ganzen untern Raum des Gebäudes nimmt ein Gemach ein, in welchem sich aber keine Fenster befinden. Jedoch hat es einen mit Brettern gedielten Fußboden, gehobelte Wände und eine aus gespunteten Brettern bestehende Decke. Aus diesem Raume führt eine Treppe auf das Getreidebehältniß. (Abb. 18 und 19.)

Das untere Gemach ist nun die Klete, oder das Prunkgemach der Litthauer. Hier befinden sich Kisten und Kasten und (das Getreide ausgenommen) alle sonstigen

Vorräthe. Auch nimmt man im Sommer hier die liebsten Gäste auf. Da eine Klete aber nicht geheizt werden kann, so schläft alt und jung zur Winterzeit im Kalten, und zwar die ganz kleinen in einer Wiege, die aus einem rechtwinklichten hölzernen Rahmen besteht, um den starke Leinwand so genäht ist, daß das ganze Gestell die Form eines kleinen Bettgestells ohne Füße, sowie ohne Kopf- und Fußbrett erhält. Dieses Gestell ist vermittelst eines Strickes an einem Balken befestigt und wird in der Luft hin und her geworfen.“

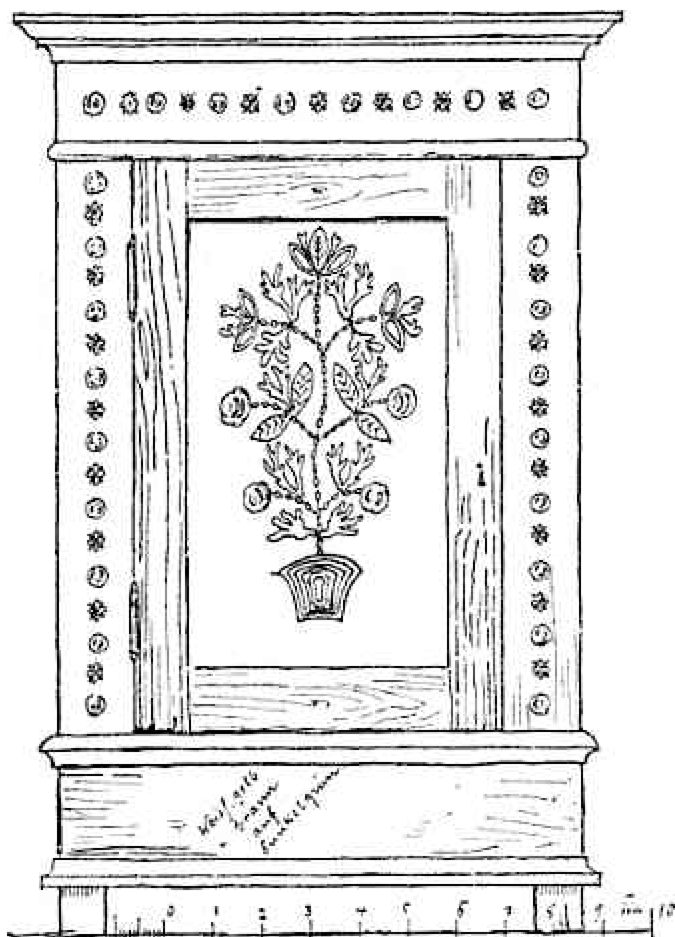


Abb. 25. Schrank desselben Hauses.

Wesentlich auf der Dreiteilung beruht auch das Haus, welches *Bezzenberger* aus Euskemen bei Stallupönen mitteilt, Abb. 20. „In der Mitte des Flurs a, von welchem ein großer Teil durch einen weiten, als Küche dienenden Rauchfang b — (f ist ein offener Herd) — eingenommen wird, und dessen hinterster Teil als Kammer abgeschlagen ist; rechts davon eine größere Stube, das Wohnzimmer d mit einem Ofen h und einem Kamin g, in welchem für gewöhnlich gekocht wird, und hinter der Woh-

stube (stubà) ein kleineres Zimmer e (stubélé), das als Altsitzerwohnung dient; links von der Flur zwei Kammern e¹ und e².“

Der Abb. 21 scheint derselbe Grundriß als Unterlage zu dienen, welchen Nolte in Umdruck für den Architekten-Verband gezeichnet hat (Haus eines litauischen Fischerwirts in Gilge nebst Beschreibung). Seit der Bezzenbergerschen Aufnahme (1886) scheinen sich aber die Bestimmungen einzelner Räume geändert zu haben.

Die Abb. 22 enthält den Grundriß eines litauischen Hauses in Inse, das wir

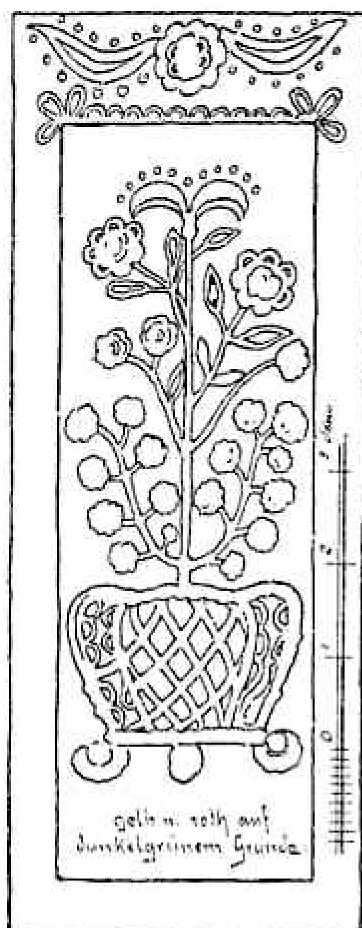


Abb. 26. Schrankthür desselben Hauses.

selbst aufgenommen haben. In der Mitte ist der durch das Haus durchgehende Flur mit der Feuerstelle, die noch keinen Schornstein besitzt, also der námas, das Rauchhaus, ist. Die stubà, das Wohnhaus liegt auf der rechten Seite. Links liegt der Stall für die Schweine, der Vorratsraum und daneben ein neuerdings durch einen Herd zu einer Wohnung gemachte Raum, an den sich die Halle anschließt. Zu diesem Grundriß geben wir die Ansicht des Hauses in Abb. 23.

Die Kochgelegenheit, Abb. 24, ist auf denkbarst primitive Art eingerichtet. In einem an einer Langseite offenen, rechteckigen Backsteingemäuer zu ebener Erde hängt ein Kessel, der je nach der Hitze des darunter brennenden Feuers an einem mit Schaken versehenen eisernen Stabe höher oder niedriger hängen kann. Ein zweiter Kessel an einer ebensolchen Vorrichtung ist vom Feuer auf den Herd gestellt, während ein dritter noch warmgehalten wird. Alle drei Schakeneisen lassen sich an runden Stangen, die an der Decke befestigt sind, hin und her schieben. Über der Feuerstelle ist das große, viereckige Loch, durch welches der Rauch abzieht. Daß die Decke von dem beständigen Qualm völlig schwarz und fast verkohlt aussieht, ist selbstredend. Von diesem Flur gelangt man beiderseitig in die höchst unsauberen Stuben, welche indessen Schränke aufweisen, welche vom Dorftischler eigenartig bemalt sind: der Grund ist dunkelgrün, darauf die Blumen in weiß, gelb und braun, oder in gelb und rot. Unter dem



Abb. 27. Fischerhaus (Nidden).

Blumentopf in Abb. 26 scheint der Maler eine durchbrochene Arbeit aus Thon gemeint zu haben. Abb. 25 und 26.

Einen gleichen Charakter trägt das Fischerhaus in Nidden, Abb. 27. Dieses Haus trägt zwei sehr gut gearbeitete Dachgiebelverzierungen, nach außen gewandte Pferdeköpfe, die auf ihrem Halse kleine Vögel tragen.

Andere Dachgiebelverzierungen bringen wir aus Inse, Abb. 28 und 29; aus Skirwiet, Abb. 30. Eine reichhaltige Sammlung von Dachgiebelverzierungen in Preußisch-Litauen hat Frölich in der Ztsch. d. Altertumsges. Insterburg 1893 33 ff. geliefert.

Abb. 31. Häuser in Neu-Carwaiten bei Schwarzorth.

Daß am litauischen Haus, wie überhaupt in Ostpreußen, nicht selten eine Halle eingebaut wie auch angebaut ist, haben wir schon gesehen. Wir geben hier ein Hallenhaus aus der Gegend zwischen Lappienen und Inse, woselbst die Deckenkonstruktion zu beachten ist. Abb. 32.

Das Litauervolk ist so eigentümlich in seinem Gebahren und in seinen Gebräuchen, daß es sich lohnt, länger dabei zu verweilen.

Schon die Tracht ist eigenartig: die Männer haben sich allerdings der allgemeinen Kleidung mehr angepaßt als die Frauen.

Die Tracht bestand ursprünglich aus einem weißen, an den Achseln gestickten, über die Beinkleider herabfallenden Hemd, über das eine bunte, oft gleichfalls gestickte Weste gezogen und das über den Hüften durch einen bunten Gürtel zusammengehalten wurde. Den Kopf bedeckte ein breiter, steifer Filzhut. Bei schlechtem Wetter zog man

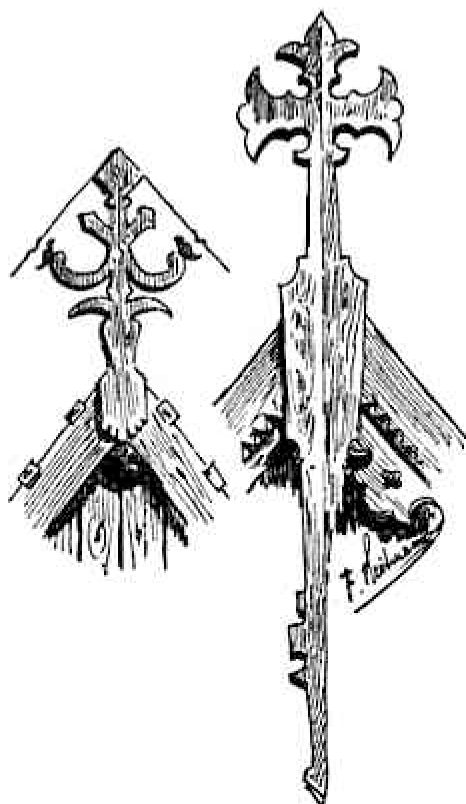


Abb. 28. Giebelschmuck in Inse.

darüber einen Wandrock von gefälliger Form, die Litewka. Er verleiht dem Träger etwas Militärisches. Leider kommt die alte, edlere Form der Litewka mit ihren angekrausten Schoßteilen mehr und mehr ab und weicht dem unschönen szameitischen Sackrock. Dazu werden bunte, gestrickte Winterhandschuhe getragen.

Der Hauptbestandteil der litauischen Frauentracht ist die Marginne (von margas = bunt), ein bunter, meist karrierter, weiter, faltiger Rock, der bei ernsten Gelegenheiten von dunkler und bei freudigen von heller, ja greller Farbe getragen wird. Er wird fast ganz bedeckt von einer großen, weiten Schürze, die oft ein wahres Meisterwerk feiner Stickerei ist. Am deutlichsten zeigt sich diese Kunst auf den ge-

bauschten Hemdsärmeln. Den Oberkörper schützt ein die gestickten Achselstücke des Hemds freilassendes Mieder, das sich hauptsächlich in zwei Formen findet: die eine Form hat zwei wie auf den Uniformen der Ulanen auseinandergehende Reihen von Knöpfen, während die andere nach Art der süddeutschen und schweizerischen Mieder zugeschnürt getragen wird.

Ganz besonders merkwürdig ist in der Tracht der Litauerinnen der gemusterte Gürtel (Josta), der oft gestickt, meist aber mit erstaunlicher Kunst gewebt ist. Er enthält nicht nur zierliche Muster, sondern oft auch Bibelsprüche und Gesangbuchverse, die in kunstvoll verzierten Buchstaben darauf gewirkt sind.

Außer den hier aufgeführten Kleidungsstücken tragen die Litauerinnen noch eine

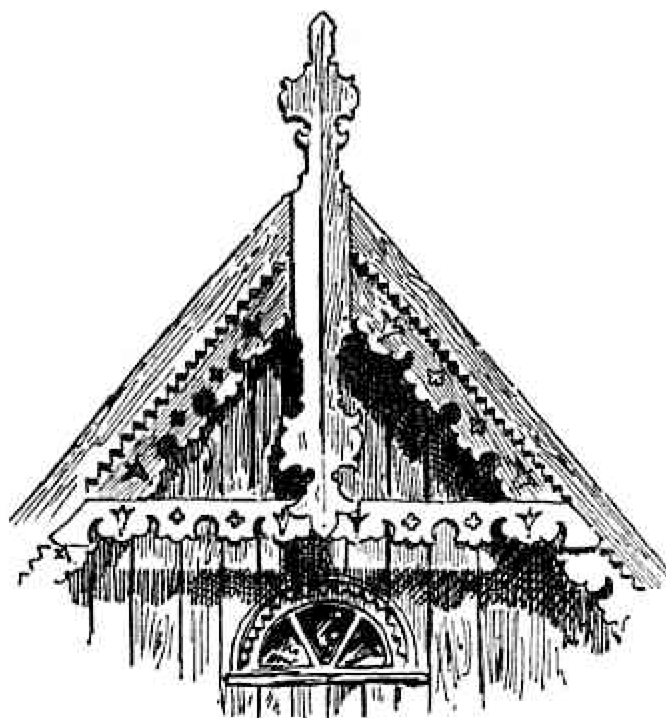


Abb. 29. Giebelschmuck in Inse.

warme Jacke mit weiten, bauschigen Ärmeln (Poveraitis); darüber wird bei großer Kälte die Pamuschtine getragen, ein langer, bis auf die Füße reichender, mit Iltis- oder Hasenfell verbrämter Mantel mit steifer Halsöffnung. Ein leichter, jackettartiger Überwurf ist die Katenka.

Sehr mannigfaltig ist bei den Litauern der Kopfschmuck. Da ist zunächst der Raištis der jungen Mädchen, ein weißer Aufsatz von Spitzen und Blumen, der je nach der Feinheit des Tülls und der Zusammenstellung der Blumen und Bänder verschiedene Formen aufweist. Daneben tragen die Mädchen mit Vorliebe ein Kränzchen, am liebsten aus Rauten, die hier die Myrten vertreten. Der Verlust des Rautenkranzes (Rutû wainikelis) ist gleichbedeutend mit dem Verlust der Mädchenfreiheit.

Viele ziehen auch ihren natürlichen Kopfschmuck, die vielbesungenen blonden Flechten (Kaseles), jedem andren Schmuck vor.

Der Kopfschmuck der Frau ist der Muturs. Er ist meist schlicht aus weißer Leinwand gefertigt und verleiht namentlich reiferen Frauen ein fast priesterliches Aussehen. Abb. 33. Frau im Sonntagsstaat.

Ein eigentümlicher, jetzt fast abgekommener Schmuck ist der Kykas, der Schmuck der Neuvermählten, den die Weberin trägt, Abb. 34. Endlich ist der nur noch selten anzutreffende, dem Kykas ähnliche Numetas zu erwähnen. Bei ihm fallen die schleierartig zusammengesetzten Spitzen nicht nach der Seite, sondern auf den Rücken der Trägerin. —



Abb. 30. Giebelschmuck in Skirwiet.

Die Litauerinnen sitzen zu Pferde wie die Männer, mit bloßer Trense ohne Steigbügel. Abb. 35. (Nach J. Nast, Illustr. Ztg. Nr. 2762 6. Juni 1896.) — Girenas (Dr. Sauerwein), Über litauisches Volkstum und litauische Volkstracht.

Verschiedentlich ist in Litauen die Beobachtung gemacht, daß die Begräbnisplätze aus vorgeschichtlicher und auch Friedhöfe aus geschichtlicher Zeit sich recht beträchtliche Strecken vom Wohnsitze der sie Benutzenden, oft durch einen Fluß davon getrennt, befinden. So war z. B. das Gräberfeld von Tammowischken auf der andren Seite der Angerap bei Simonen angelegt, und der Kirchhof von Paßleidßen im Kr. Ragnit, von Kurschen u. s. w. ist noch heute auf der andren Seite der Drauguppe.

Manche haben dies dem Seelenkultus der alten Litauer zugeschrieben. Den Seelen Abgeschiedener sollte die Rückkehr in die alten Wohnplätze verwehrt werden, namentlich sollte das Kommen des Vampyrs und der Giltine, der Todesgöttin der heidnischen Litauer, aus den Gräbern verhindert werden, die, böse Todes- und Rachegeister, in die alten Wohnstätten zurückkehrten und Tod und Verderben über ganze Geschlechter brachten, wo es ihnen nicht gewehrt wurde.

Den Weg durchs Wasser fanden nach altem Litauerglauben die abgeschiedenen Seelen, Vampyre und die Giltine nicht zurück, und daher soll sich denn auch die noch heute vorkommende Anlage alter Begräbnisplätze an entfernteren, durch Flußthäler oder sonstige Gewässer von den Wohnplätzen getrennten Stellen herschreiben. Jedenfalls ist es eine gesundheitlich gute Gewohnheit, ob aber obige Wahrnehmungen richtig sind, vermögen wir nicht zu entscheiden.

Auf diesen litauischen Friedhöfen finden sich zahlreiche **Grabdenkmäler** eigentümlicher Form, die wir bei unsren Reisen gesammelt haben. Prof. Dr. **Bezzenberger**



Abb. 31. Häuser in Neu-Karwaiten.

hat in den Mitt. d. litauisch-lit. Ges. 2. 1887 und in den S. d. A. P. 1892/93 Taf. V mehrere veröffentlicht.

Zunächst werden immer noch männliche und weibliche Verstorbene unterschieden, indem für männliche schlichte Grabkreuze aus Eichenholz, für weibliche aus Tannen- oder Espenholz gefertigt und mit dachartigen Seitenbrettern von der verzierten Spitze bis zum Querholz versehen werden (Deutsch-Crottingen).

Dann aber finden sich häufig geschweifte und verschnörkelte hölzerne Scheiben auf einem Pfahl sitzend, die bisweilen an den Seiten Vögel tragen (Matzgirren), bisweilen dieselben auf Drahtspiralen befestigt haben, so daß sie sich im Winde bewegen können (Gilge).

Wir entsinnen uns aus den fünfziger Jahren, solche Vögel (Tauben) auch auf Kirchhöfen der Provinz Sachsen (Carow) auf Grabkreuzen gesehen zu haben.

Die hölzernen Scheiben sind immer bunt bemalt, meist in blau mit rotem oder gelbem Blumenornament darauf.

In selteneren Fällen findet sich ein Schutzblech darüber (Ruß; Morungen).

Verwandt damit sind zweifellos die Grabdenkmalsformen, welche wir in Heft III, Oberland, von Kahlau, Hagenau und Morungen brachten und hier wiederholen, Abb. 65—67, sowie die, welche Bezzenberger, S. d. A. P. 1893 veröffentlichte.

In folgendem geben wir die Nachrichten wieder, welche Prof. Dr. Bezzenberger hierüber gemacht hat:

„Passarge berichtet in seinem Buch „Aus baltischen Landen" (Glogau 1878)



Abb. 32. Hallenhaus zwischen Tappirnen und Inse.

aus Nidden folgendes: „Ein gewöhnliches Kreuz — ┼ — bezeichnet eines Mannes, ein Kreuz mit einem Dache dagegen — ⍏ — das Grab einer Frau oder eines Mädchens."

Diese sehr interessante Unterscheidung ist nicht auf diesen Ort beschränkt: im wesentlichen denselben Unterschied zwischen Grabkreuzen männlicher und weiblicher Personen habe ich in Drawönen am Kurischen Haff gefunden. Die Gräber der

ersteren sind hier mit einem einfachen Kreuz versehen, die der letzteren aber zeigen ein Kreuz, dessen Spitze mit einer über deren Ränder hinausragenden, kreisrunden Holzscheibe belegt und mit den Enden des Querbalkens durch gerade Brettchen verbunden ist, wodurch der Querbalken überdacht erscheint. Man nennt dieselben in Prökuls sklásta (pl. Akk. sklastùs) „Scheitel".

Da ich mir nichts darüber angemerkt hatte, ob dieser Unterschied auch bei Kindergräbern festgehalten werde, so wandte ich mich mit einer diesbezüglichen Frage an den Lehrer von Drawöhnen, meinen Gastfreund Bruzdeilins, der dort geboren und groß geworden ist, und erhielt von ihm folgende Auskunft: „Mit den Grabkreuzen verhält es



Abb. 33. Litauische Frau im Sonntagsstaat.

sich so, wie Sie es angeben: männlich und weiblich streng geschieden, selbst bei Kindern. Dies ist auch früher schon so gewesen. Im Memelschen auch. Ich weiß noch einen andren Unterschied: bei uns setzt man das Kreuz zu Fußende (dasselbe geschieht nach Mitteilung eines jungen Mädchens aus Nidden auch an diesem Ort) und in Gilge habe ich es gesehen zu Kopfende setzen; auch sind dort die Kreuze höher, bunt bemalt und mit kleinen Vögeln von Holz auf Drahtfedern verziert und, wenn ich nicht irre, bei männlichen und weiblichen Toten von gleicher Form."

„Später habe ich noch gehört, daß sich auf dem Prökuls'er Kirchhof im wesentlichen derselbe Unterschied der Grabkreuze finde wie in Drawöhnen; nur werde dort —

so sagte mir eine Litauerin aus der Umgegend von Prökuls — die erwähnte runde Holzscheibe etwas frei behandelt, indem sie einerseits auch auf den Grabkreuzen männlicher Personen sich findet, anderseits denjenigen weiblicher Personen zuweilen fehle."

Im folgenden werden dachartige Seitenbretter auch im russischen Litauen nachgewiesen.

„Die konstatierte Verschiedenheit der Grabzeichen männlicher und weiblicher Personen — und nicht minder die der Stellung des Grabkreuzes — ist an und für sich sehr interessant, gewinnt aber insofern noch an Bedeutung, als sie in „baltischen Landen" bisher nur in einer Gegend nachgewiesen ist, in der sich eine höchst gemischte Bevölkerung befindet, und in der wir Spuren des preußischen, litauischen, lettischen und kurischen (livischen) Altertums nebeneinander zu finden gefaßt sein müssen (vgl.

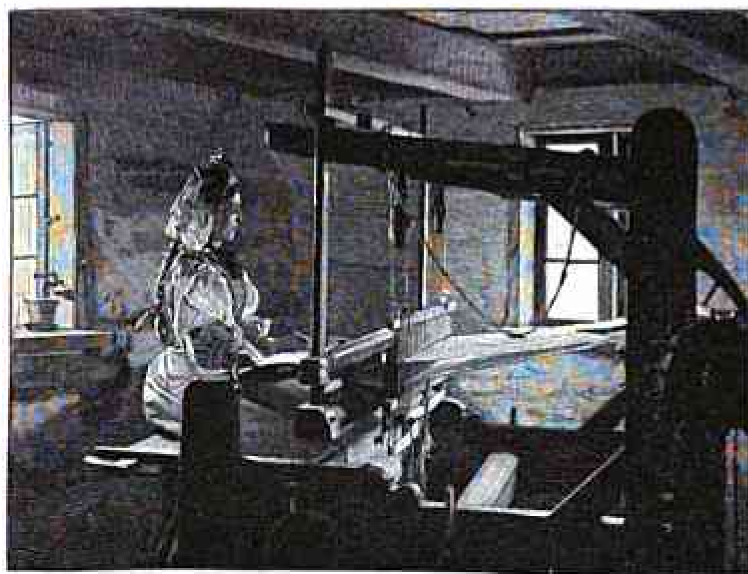


Abb. 34. Litauische Weberin.

S. 21). Auf welchen von diesen Stämmen jene Unterscheidung zurückzuführen ist, wird sich erst vermuten lassen, wenn ihre Ausdehnung definitiv festgestellt sein wird."

Unter „Nachträge" berichtet Prof. Dr. Bezzenberger noch folgendes: „In Löbarten und Sudmanten-Hans (Kspl Dawillen) und in Wittauten (Kspl Deutsch-Crottingen) setzen sie wohlhabenderen Männern Grabkreuze von Eichen-, Frauen solche von Espen- oder Tannenholz. Ärmere verwenden auch für jene Tannenholz. — In Löbarten (wo das Grabkreuz an das Fußende gesetzt wird) sagte mir ein Litauer, die Grabkreuze der Männer würden aus dem Holz „männlicher" Bäume (ážols, berżas), die der Frauen aus dem „weiblicher" Bäume (åpußis, ėgle) angefertigt.

In Drawönen erklärte ein Litauer jüngst die sklásta für eine Nachahmung des skepets, des Kopftuches der Frauenzimmer. — Durch ihr Holz unterscheiden sich die Grabkreuze dort nicht." Mitt. d. litauisch-litterar. Ges. 1883 24 ff.

In derselben Zeitschrift 1887 nach 382 veröffentlicht A. Kurschat einige farbige Darstellungen litauischer Grabdenkmäler aus Gilge, Gallus Wilpien, Stolbeck und Coadjuten. Letzteres unter Abb. 38 auch von uns gezeichnet. Wir glauben nicht, daß diese Form einen menschlichen Körper vorstellt, wie Kurschat vermutet.

Die älteren Bauernhäuser in **Samland** und **Natangen** sind den litauischen verwandt, wenngleich hier der fränkische Typus bei weitem überwiegt und bald die älteren Häuser ausgemerzt sein werden.

Bei den älteren kommt häufig noch ein Anklang an das Vorlaubenhaus vor, indem an den Giebelseiten Pfähle ein schmales Dach tragen, worunter etwas vor dem Regen geborgen werden kann (Neu-Kuren).

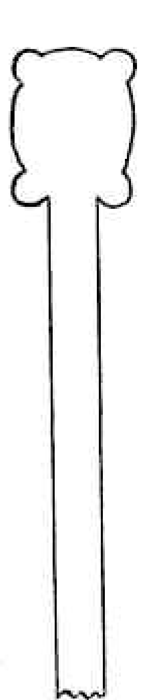


Abb. 35. Litauerinnen zu Pferde.

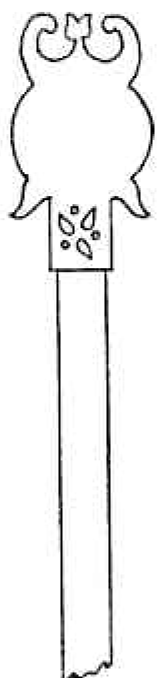
Aus der Nähe von Pr.-Eylau geben wir ein Torfmacherhaus, Abb. 68, mit Laube unter demselben Dach. Dann Vorlaubenhäuser aus Leunenburg, Abb. 69.

Im **Oberlande** finden sich namentlich um Pr.-Holland herum viel Vorlaubenhäuser mit Giebelstübchen, vgl. Abb. 70 aus Hagenau und Abb. 71, Laubenständer in Marienfelde. Giebelverzierungen giebt Frl. Lemke, Ztschr. f. Ethnologie XXII 1890 Sitz. (263 f.).

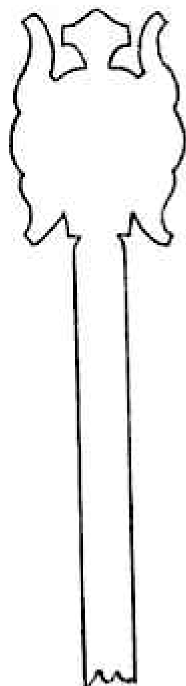
Aus **Masuren** haben wir keinen charakteristischen Haustypus gefunden. Wir geben den Grundriß eines Hauses aus dem Beutnerdorf B. bei Ortelsburg, Abb. 72, welchen wir der Güte des Herrn Baurats Tieffenbach verdanken. Hier liegt die Küchenanlage mit dem Herde des Besitzers in der Mitte des Hauses, während die übrigen Räume vermietet sind, was bei der meist nicht wohlhabenden Bevölkerung Masurens



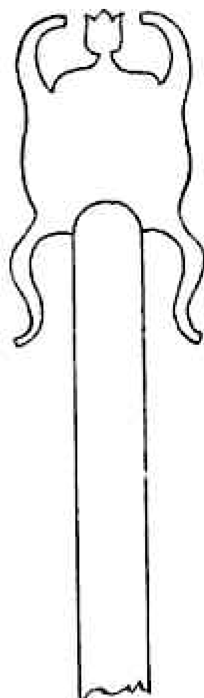
Coadjuten.



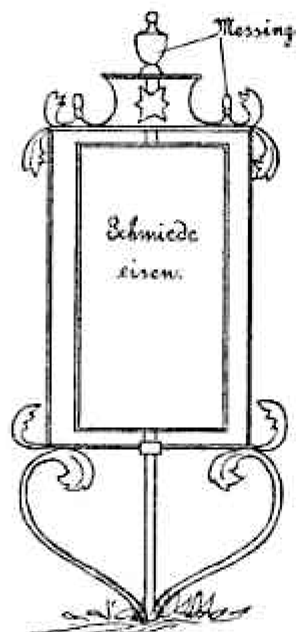
Coadjuten.



Coadjuten.

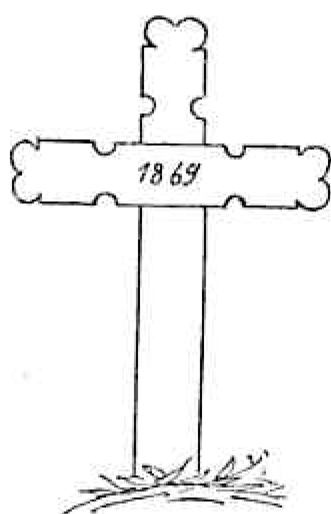


Coadjuten.

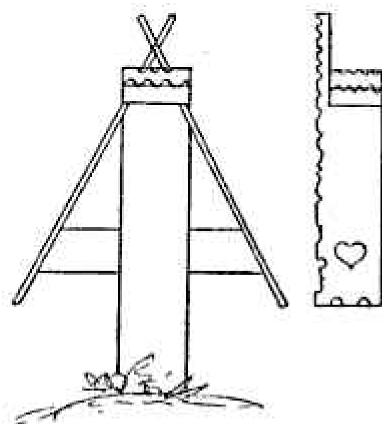


Coadjuten.

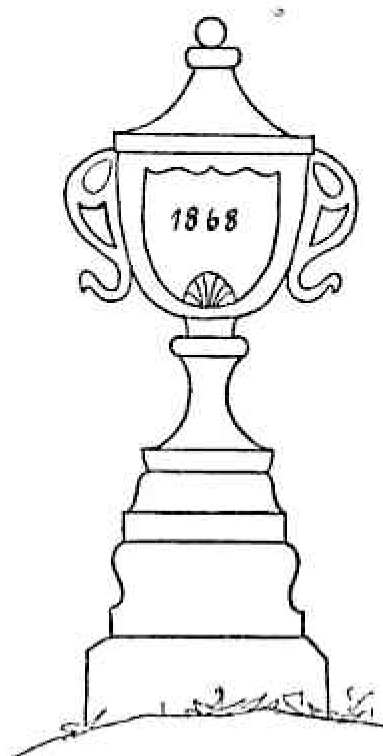
Abb. 36—40. Litauische Grabdenkmäler.



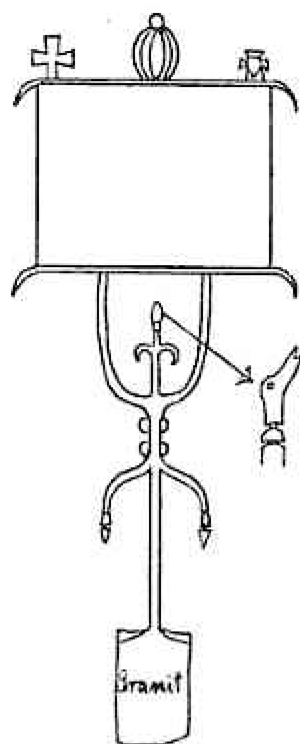
Deutsch Crottingen.



Deutsch Crottingen.

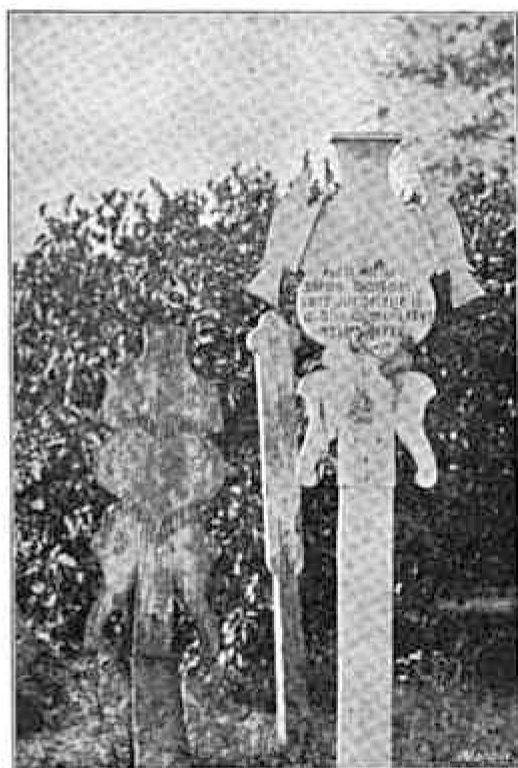


Karkeln.

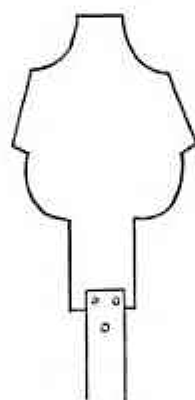


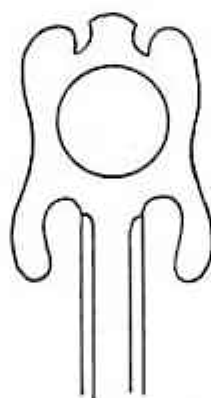
Kraupischken.

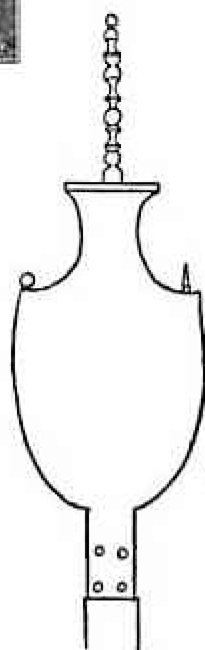
Abb. 41—44. Litauische Grabdenkmäler.



Matzgirren.

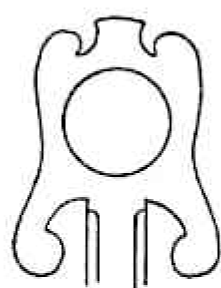




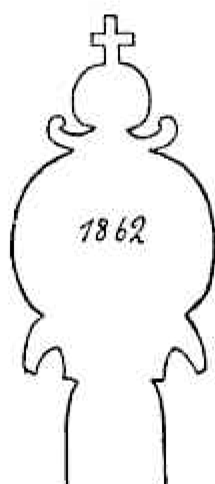


Matzgirren 1857. Matzgirren-Kspl. Inse. Matzgirren. 1881

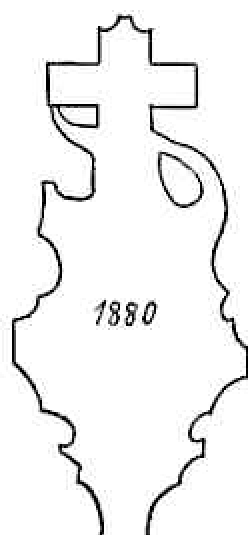
Abb. 45—48. Litauische Grabdenkmäler.



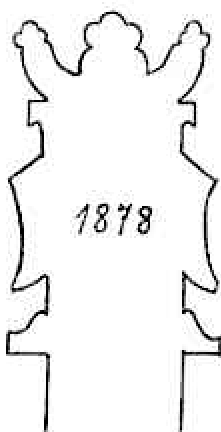
Matzgirren.



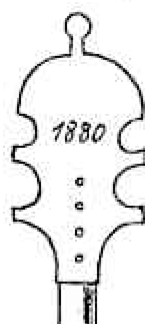
Nidden.



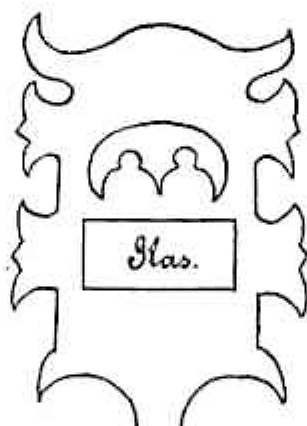
Nidden.



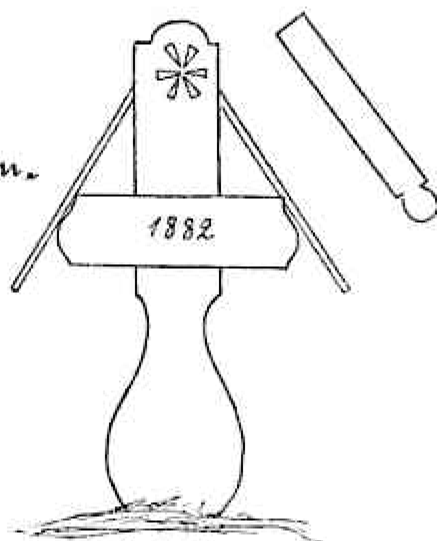
Nidden.



Nidden.

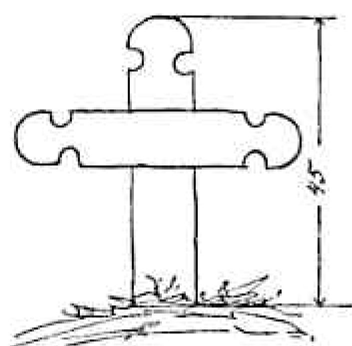


Nidden.

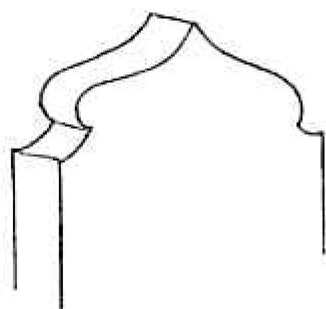


Pellehnen.

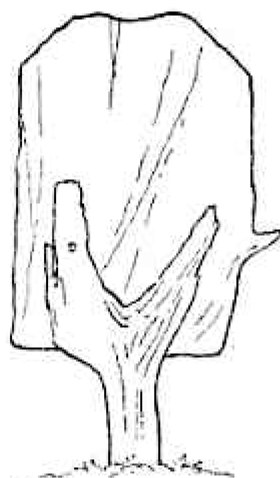
Abb. 49—55. Litauische Grabdenkmäler.



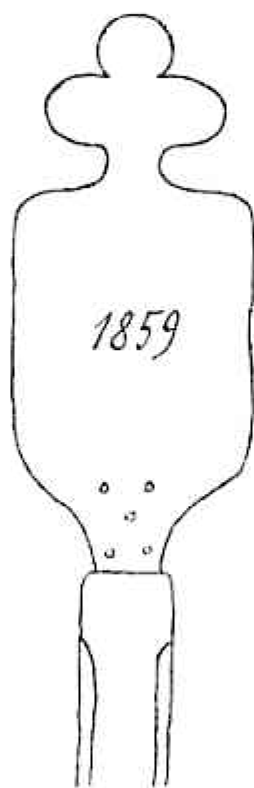
Prökuls (Äußerer Kirchhof)



Prökuls (Äusserer Kirchhof)

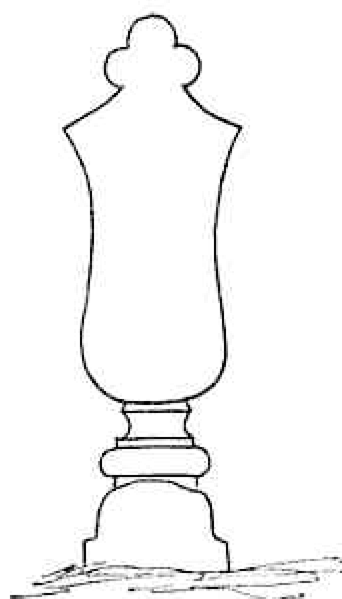


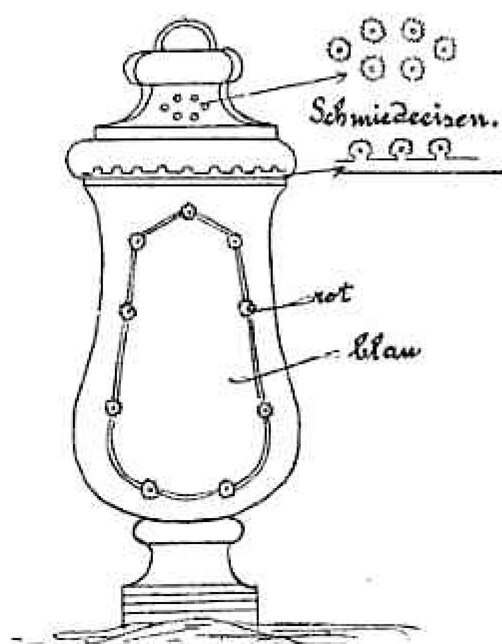
Rossitten.

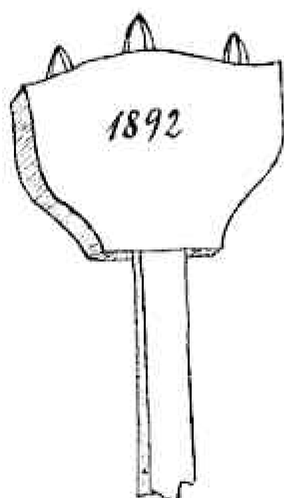


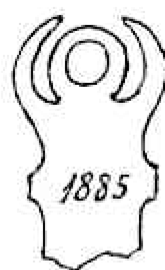
Rossitten.

Abb. 56—59. Litauische Grabdenkmäler.









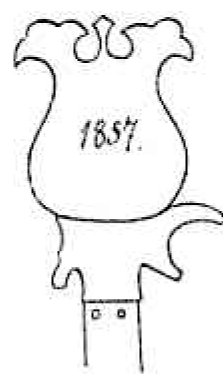
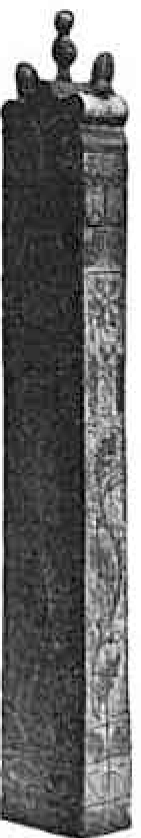


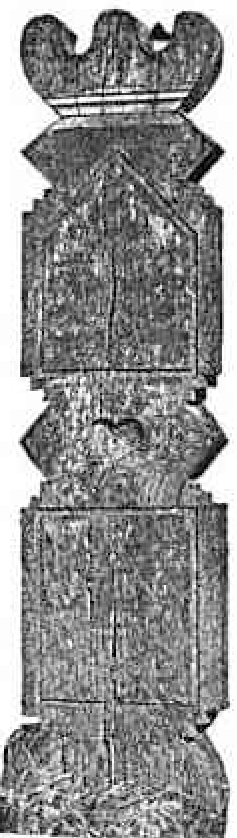
Abb. 60—64. Litauische Grabdenkmäler.



Kahlau.



Morungen.



Hagenau.

Abb. 65—67. Oberländische Grabdenkmäler.

viel der Fall ist. Der Hauptschmuck liegt in den beiden Giebeln des Hauses: Hier ist eine lange, auf sehr verschiedene Weise geschnitzte Stange in der Mitte des Giebels angebracht, um die sich die Bretter der Giebelverschalung schachbrettartig, schräg oder sonstwie gruppieren. Abb. 73 und 74 desselben Hauses. Abb. 75 und 76, Hausecke und Giebel zu Rudowken, Kr. Sensburg, und Abb. 77, Häusergruppe zu Tiergarten, Kr. Angerburg.

Die Bauernhäuser im Kreise Oletzko enthalten meist nur einen Wohnraum, in welchen man durch einen kleinen Flur hineintritt. Mitten in dem großen Schornstein befindet sich die Feuerung, Kamin genannt. Ein mächtiger Ofen ragt tief in die Stube hinein und bildet gleichzeitig die Scheidewand für einen kleinen Bretterverschlag, in welchem die Kinder des Hauses ihre Schlafstelle haben.



Abb. 68. Laubenhaus in der Nähe von Pr. Eylau.

Bei den wohlhabenderen Bauern befindet sich auf der gegenüberliegenden Seite des Wohnhauses ein zweites, jedoch kleineres Wohnzimmer mit einem anstoßenden Kämmerchen. Dasselbe dient in der Regel dem Altsitzer zur Wohnung und ist von vornherein schon für diesen Zweck eingerichtet.

Vielfach sehen wir in Masuren die Eingänge und Einfahrten zu den Bauernhöfen mit Schnitzereien versehen: nächst dem Wohnhause die Hofthür und unmittelbar daneben die Einfahrt, beide überdacht.

In den Kreis Sensburg ist aus Rußland die griechisch-katholische Sekte der Philipponen unter Friedrich Wilhelm III. eingewandert und hat sich Blockhäuser gebaut, die von den masurischen wenig verschieden sind. Nur daß die älteren von Rundholz gebaut sind, während der Masur seine Balken roh beschlägt, und daß sie



Abb. 69. Laubenhäuser in Lemmenburg.

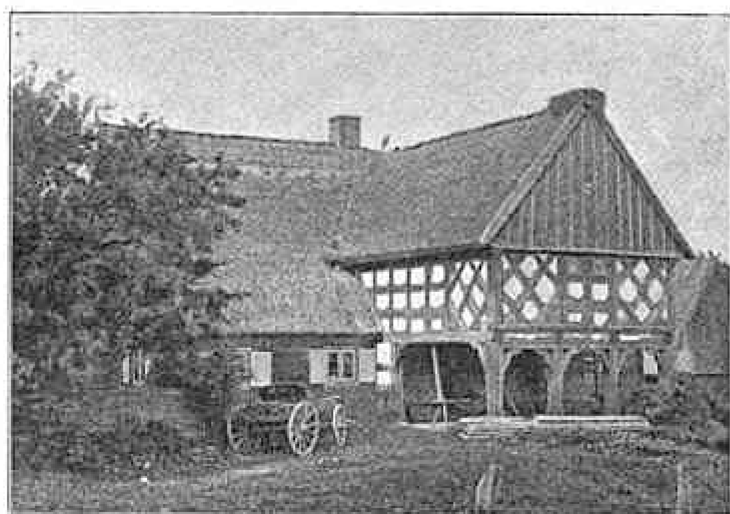


Abb. 70. Laubenhaus in Hagenau.

nach der Straßenseite kaum ein Fenster und nach der Hofseite auch nur wenige, ganz kleine Fenster besitzen. In einem russischen Hause muß man sich erst an die Dunkelheit gewöhnen; es giebt von innerer Einrichtung auch nicht viel zu sehen, außer einigen Heiligenbildern hinter einem kleinen Vorhang in der Stubenecke oder in einem Schränkchen und der Pritsche statt des Bettes. Der sehr breit angelegte Ofen mit russischer Röhre dient zugleich zur Bereitung der Speisen.

Dampfbäder in der Nähe der Häuser sind sehr beliebt.

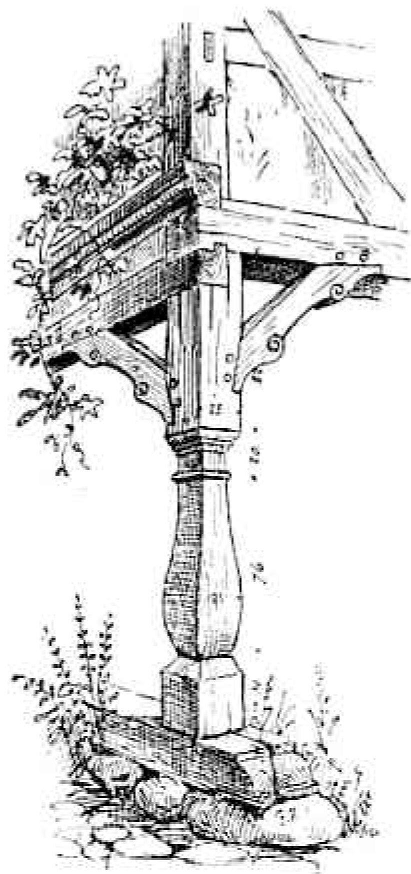


Abb. 71. Taubenständer zu Marienfelde.

Kirchen besitzen die Philipponen in Eckertsdorf und Schönfeld; Abb. 78, phot. von Klagemann-Cranz. Der Mann rechts ist der Pope.

Auf den Kirchhöfen haben sie hölzerne Kreuze mit drei Balken, von denen der Fußbalken schräg steht. Abb. 79.

Außer der früher hier allgemein zum Pflügen gebrauchten Zoche (Abbildung 4 in S. d. A. P. 1893; Bock, Wirtschaftl. Naturgesch. V 502, Taf. 1) fällt es dem von

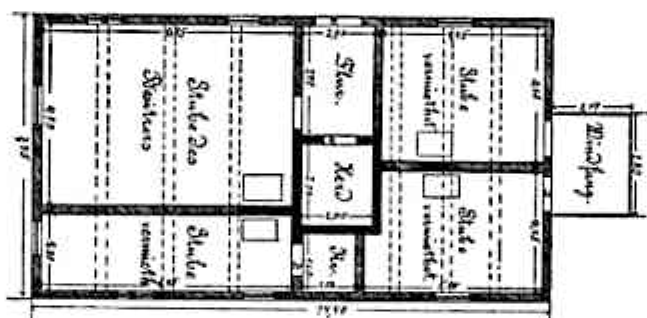


Abb. 72. Grundriß eines masurischen Hauses; Beutnerdorf B bei Ortelsburg.

Abb. 73. Aufriß desselben Hauses.

weiterher Kommenden allenthalben auf, daß hier zum Aufbewahren von Getreide, Stroh und Heu allgemein Schober gebräuchlich sind, welche an vier Stangen ein auf und ab zu schiebendes Dach haben. Abb. 80, Schober bei Birstonischken.

Diesen unsres Wissens im Westen unbekannten Schober finden wir schon in Alwin Schultz, Deutsches Leben im XIV. und XV. Jh. abgebildet; Große Ausgabe, 1892 Fig. 223, der die Abbildung der Welislawschen Bilderbibel entlehnt hat.

Die Litauer nennen einen solchen Schober bragas, in der Memeler Aussprache baragas.

Nach dieser vorausgreifenden Abschweifung kehren wir wieder zurück zur Geschichte Preußens unter dem Deutschen Orden.



Abb. 74. Ansicht desselben Hauses.

Es kann unsre Aufgabe nicht sein, die Geschichte Preußens unter der Ordensherrschaft im einzelnen zu verfolgen.

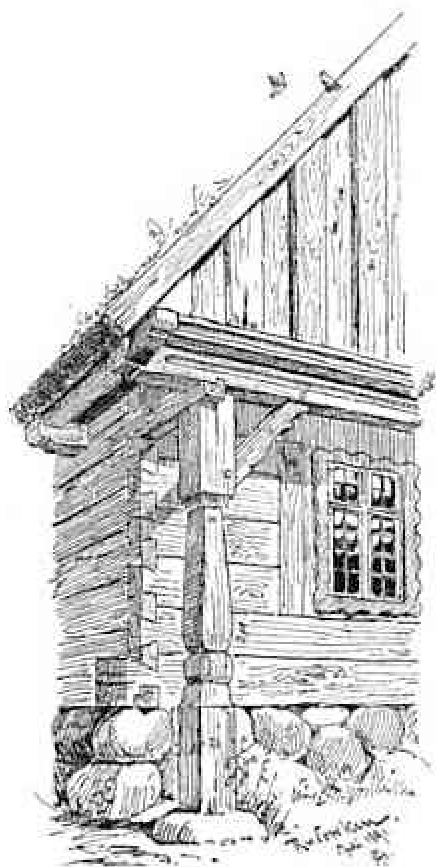
Nächst Hermann von Salza steht am gewaltigsten und mächtigsten der Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382) da, der auch an Mitteln der reichste war.

Von der Ordensgeschichte folgen hier nur noch die allerwichtigsten Momente.

Im Jahre 1309 ereignete sich die Verlegung des Hochmeistersitzes von Venedig nach der Marienburg an der Nogat, mitten in der Niederung, die der Sage nach Meinhart von Querfurt schon durch Dammschüttungen den überströmenden Fluten entrissen hatte.

Fortgesetzte Kämpfe mit den Litauern beschäftigten den Orden: bei Labiau (1347 und 1352) und bei Rudau (1370) wurden die Litauer zwar geschlagen, aber ihre Herrscher Olgierd und Kinstutte warfen sich mit immer neuer Wut auf den Orden.

In das Jahr 1410 fiel die für den Orden unglückliche Schlacht bei Tannenberg gegen die Polen unter König Jagello, die der Hochmeister Ulrich von Jungingen leitete



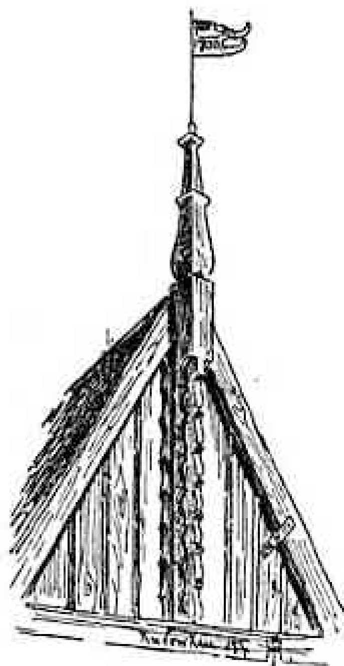


Abb. 75 und 76. Hausecke und Giebel aus Masuren; Rudowken.

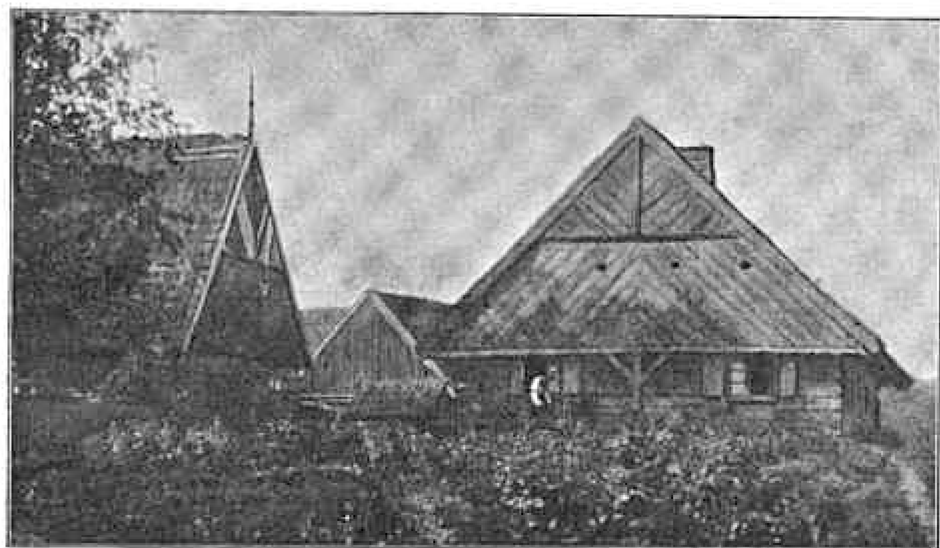


Abb. 77. Masurische Häusergruppe; Tiergarten.

und dabei den Tod erlitt. Sein edler Nachfolger Heinrich von Plauen wurde von Küchmeister von Sternberg seines Amts entsetzt und mußte in Brandenburg acht Jahre lang als unschuldiger Gefangener schwer büßen, bis ihn der Hochmeister Paul



Abb. 78. Philipponenkirche in Eckertsdorf.

von Rußdorf befreite und ihm in Lochstedt einen Wohnsitz anwies, wo er nach kurzem Aufenthalt 1430 starb.

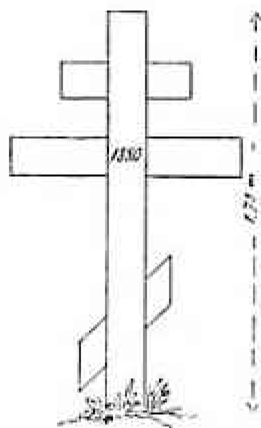


Abb. 79. Grabkreuz der Philipponen.

Trotz der warnenden Stimme, die Konrad von Erlichshausen gegen seinen Vetter Ludwig erhoben hatte, wurde letzterer dennoch zum Hochmeister gewählt (1449—1467).

Er verklagte den preußischen Bund beim Papste und als dieser dem Orden Recht gab, trat Hans von Baisen an der Spitze des Bundes rücksichtslos gegen den Hoch-

meister auf, übergab Preußen an Polen und kündigte ihm seitens des Bundes den Gehorsam.

Hieraus entwickelte sich der „große" oder dreizehnjährige Krieg, der mit dem Verderben des Ordens endigte.

Heinrich Reuß von Plauen, dem Ordensspittler, verdankt es der Orden allein, daß er nicht gänzlich zu Grunde ging.

Gänzlich ohne Macht schloß der Orden mit den Polen am 18. Oktober 1466 den Frieden zu Thorn. Von über 20000 Dörfern, die der Orden innegehabt, waren nur 3000 übrig und davon die meisten entvölkert und verödet; über 1000 Kirchen waren verwüstet. Der schwerste Schlag aber traf den Orden, indem die Polen ihm die Hälfte seiner Ländereien, ganz Westpreußen, dazu das Ermland nahmen.



Abb. 80. Getreide- oder Heuschober.

Der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen siedelte nach Königsberg über, überlebte aber seinen Kummer nicht lange: er starb schon im folgenden Jahre, 1467, und fand seine Ruhestätte im Dom zu Königsberg.

Der Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen wurde sein Nachfolger, starb aber bald darauf und wurde ebenfalls im Dome begraben. Wenige Tage später starb auch der Bischof von Samland, Nikolaus I. von Schöneck. Unter ihm wurde die letzte Ordenskirche im Samlande, die Kirche von St. Lorenz, 1450 gegründet.



Die gotische Kunst Ostpreußens
vom XIII. bis XVI. Jahrhundert.

Die Quellen für eine Geschichte der Kunst in dem äußersten Winkel unserer Monarchie finden sich vor allem in den noch vorhandenen Denkmälern und Kunstwerken, dann in älteren Stadtplänen, Abbildungen jetzt verschwundener Kunstgegenstände, zuletzt in den gedruckten oder handschriftlich erhaltenen Beschreibungen unserer Gegenden.

Die Archive haben wir leider unberücksichtigt lassen müssen; zu eingehenden Studien daselbst wäre ein erheblich größerer Aufwand von Zeit notwendig geworden, als uns zu Gebote stand. Zweifellos werden sich im hiesigen Königlichen Staatsarchiv noch Quellen reichster Art finden lassen, die namentlich der Künstlergeschichte zu gute kommen werden.

Der noch vorhandenen Denkmäler und Kunstwerke ist in den bisher erschienenen Heften wie in dem vorliegenden gedacht worden.

Von Stadtplänen kommt zunächst, um nur der wichtigsten zu gedenken, die „Contrafactur" in Georgius Braun, theatrum urbium praecipuarum mundi von Königsberg, um 1572 erschienen, in Betracht. Dann die „Contrafactur" von Königsberg von Joachim Bering 1613, die nur in einem einzigen Exemplare auf hiesigem Staatsarchive vorhanden ist (Staatsarchiv, Pläne Nr. 665), aber 1855 zum sechshundertjährigen Jubiläum von Königsberg von Dr. F. A. Meckelburg neu herausgegeben wurde, allerdings erheblich mangelhafter als das im Archive befindliche Original.

Dann folgt der 1635 gemachte wundervolle Kupferstich der Stadt Braunsberg, während der schwedischen Okkupation der Stadt von Conrad Götke gestochen, von Paul Sterzell herausgegeben.

Vor allem sind wir der Altertumsgesellschaft Prussia den wärmsten Dank schuldig, die uns die Originalbleistiftzeichnungen von Giese oder Guise jahrelang zu persönlichem Gebrauch überließ, um danach nach und nach die Pläne der Städte, Burgen und vorgeschichtlichen Burgwälle zeichnen zu lassen.

Giese, ein preußischer Lieutenant, durchzog in den Jahren 1826—1828 ganz Ost- und Westpreußen, um sich mit den fortifikatorischen Anlagen des Deutschen Ordens bekannt zu machen. Er hatte eine offene Order und es durfte seinen Forschungen

nichts in den Weg gelegt werden. Er hat mit äußerster Sorgfalt auf mehr als fünfhundert kleinen Blättchen, auf beiden Seiten bezeichnet, seine Wahrnehmungen in wahrhaft genialer Weise dargestellt. Man kann daraus sehen, wieviel vor sechzig Jahren noch vorhanden war und wieviel gerade im Anfang unseres Jahrhunderts abgebrochen und verwüstet wurde.

Von Beschreibungen oder Chroniken wären als die ältesten diejenigen zu erwähnen, die sich jetzt in dem jedem unentbehrlichen, fünfbändigen Werke von Hirsch, Töppen und Strehlke, Scriptores rerum Prussicarum finden, also Dusburg (bis 1326), der leider eine andere Kapiteleinteilung hat als die Hartknochsche Ausgabe, und sein Übersetzer in deutsche Knittelverse Nikolaus Jeroschin; die älteste Chronik von Oliva, der Kanonikus von Samland, welcher eine Übersicht der Schlösser und Städte bis 1337 enthält. Dann die wenig erhaltene, aber wichtige Chronik des kriegerischen Wigand von Marburg (bis 1394). — Joh. von Pusilge (1360—1417), von Grunau Lindenblatt genannt. — Simon Grunau, 1529 †, mit großer Vorsicht zu gebrauchen; wurde seit 1876—1896 von dem Ost- und Westpreußischen Geschichtsvereine herausgegeben. Joh. Plastwich und Thomas Treter in den M. h. W. Dann die Königsberger Chroniken des Paul Pole, Johann Beler, Kaspar Platner, Joh. Freiberg.

Lukas David (schreibt seine Chronik bis 1410). — Dionysius Runau, Geschichte des großen Krieges 1454—66. — Kaspar Hennenberger, Größere Landtafel 1576. Kurze und wahrhaftige Beschreibung des Landes zu Preussen 1584. Erclerung der preußischen grösseren Landtaffel oder Mappen 1595. — Matthäus Waissel 1599. Kaspar Schütz, Hist. rerum Prussicarum oder wahrhafte Beschreibung des Landes Preußen. † 1594. — Hartknoch, Altes und Neues Preußen 1684. — Erläutertes Preußen 1724—41. — Acta Borussica 1730—1732. — Hanow, Preußische Sammlung 1747—50. Derselbe, Preußische Lieferung alter und neuer Urkunden 1755. — Preußischer Todestempel 1749. — L. R. von Werner, Poleographia Regni Porussiae 1753. — Derselbe, Gesammelte Nachrichten zur Ergänzung der Preußischen, Märkischen und Polnischen Geschichte 1755. — L. von Baczko und Th. Schmalz, Annalen des Königreichs Preußen 1792—93. — Preußisches Archiv 1790—98. — Faber, Preußisches Archiv 1809—10. — Beiträge zur Kunde Preußens 1818—25. — Richter, Beiträge zur Kunde Preußens 1837. — Voigt, 9 Bände: Preußen bis zum Untergang des Deutschen Ordens, Königsberg 1827—39. Historische und litterarische Abhandlungen der Königlichen Deutschen Gesellschaft 1830. — Töppen, historisch-komparative Geographie von Preußen 1858. Derselbe, Geschichte der preußischen Historiographie 1853. Derselbe, Geschichte von Masuren 1870. — L. Weber, Preußen vor 500 Jahren 1870. — Schriften der königlichen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft 1860 bis jetzt. — Preußische Provinzial-Blätter 1829—1864. — Altpreußische Monats-Schrift 1864 bis jetzt. — Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia 1877 bis jetzt.

Wenn von Quast „zur Vorsicht mahnt, wenn es sich darum handele, ein noch bestehendes Bauwerk in Preußen als der Periode vor dem Jahre 1283, seit welcher Zeit die Aufstände der heidnischen Preußen im wesentlichen als beseitigt zu betrachten seien, angehörig anzuerkennen, so mag eine solche Mahnung nützlich sein. Wenn er aber ungefähr erst mit der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Preußen, vom Anfange

des XIV. Jahrhunderts, diejenige Bauthätigkeit in diesem Lande beginnen läßt, von welcher uns noch jetzt Beweise vor Augen stehen, oder gar wenn er sich nicht scheut, die Ansicht auszusprechen, daß es in Preußen verhältnismäßig nur wenige Monumente gäbe, welche der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts angehören — eine Ansicht, die auch Bergau adoptiert hat, — so liegt darin eine große Übertreibung." Töppen, in Z. d. Westpreußischen Geschichts-Vereins I 13.

Dieser Ansicht ist leider auch Dittrich in seiner freundlichen Besprechung unserer Arbeit über Ermland gefolgt. E. Z. 1896 261 ff.

Steinbrecht hat in seinem vorzüglichen Werke, die Baukunst des Deutschen Ritterordens, gezeigt, daß der Deutsche Orden im XIII. Jahrhundert gerade seine Hauptwerke geschaffen und in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts damit fortgefahren hat.

Als der D. O. 1230 nach Preußen kam, baute er sich auf erhöhtem Terrain zunächst nur Befestigungen aus Holz und Erde, sogenannte Wallburgen, d. h. er stellte durch Abgrabung von außen einen Spitzwall mit einem Blockhause her, der verpalissadiert wurde; diese Palissadierung wurde durch einen zweiten verpalissadierten Wall und Graben umgeben. Dann wurde um diese Anlage ein totes oder — je nachdem sie länger währen sollte — ein lebendes Gebück (Verhau, Hagen, Ricken-indagines) angelegt, ein tüchtiger Strauchzaun aus Weißdorn, an dessen Seiten Pfähle über Kreuz eingeschlagen wurden, die eine Gabel bildeten. Solcher Hagen ist die noch vorhandene Gardine (gertin-gortaun-Wehrzaun) bei Lochstedt im Samland.

Diese Wallburgen konnten dem D. O. aber nicht lange genügen: man hatte im Orient in den Kreuzzügen von den Byzantinern gelernt, wie man große Festungen in Stein baute. „Man fand im Morgenlande eine Reihe von Bauten vor, welche die Byzantiner dort errichtet, bei denen die antike Befestigungsweise zu weiterer Ausbildung gekommen war. Auf dieser antiken Tradition und der byzantinischen Fortbildung derselben beruhte auch die Kriegsbaukunst der Mohamedaner, gegen welche die Bauten der Kreuzfahrer errichtet wurden; es mußten also naturgemäß die Kreuzzüge und die Begründung der christlichen Reiche im Orient Einfluß auf die Entwickelung der Kriegsbaukunst des Abendlandes ausüben." Essenwein, Die Kriegsbaukunst. Darmstadt 1889. Hier im Orient war als älteste Burg am Hafen des Mittelländischen Meeres Giblet. Dann folgte Blanche-Garde, Ibelin, Saona, Karak, Beaufort, Tortosa, Chastel Blanc, Montfort u. a. m. G. Rey, Étude sur les monuments de l'architecture militaire des croisés en Syrie et dans l'île de Chypre. Paris 1871.

Hier lernten die Franken von den byzantinischen Ingenieuren, wie eine Festung zu bauen sei. Der D. O., der aus dem Orient nach Preußen kam, hatte die handwerkliche Technik ebenfalls von den Byzantinern gelernt und wandte sie nun hier an. Aber der D. O. war nicht nur eine ritterliche Stiftung, sondern vor allem eine geistliche. Im Laufe der Zeiten hatten sich Kommenden herausgebildet. Nach ihrer strengen Ordensregel sollten sie gemeinschaftlich wohnen, essen und schlafen; nur hervorragende ihrer Mitbrüder machten eine Ausnahme. Deshalb gehört zu einem Komtursitz eine ganze Anzahl großer Räume. Der Konvent besteht in der Regel aus zwölf Laien- und sechs Priester-Brüdern.

Von Frankreich war eine Baukunst ausgegangen, die, wesentlich auf Rippengewölben, Spitzbogen und Strebewerk beruhend, in Italien in ironischer Weise

den Namen gotico erhielt und die wir noch in Ermangelung eines Besseren die gotische nennen. Schnell breitete sie sich von Frankreich weiter aus, so daß schon in der Mitte des XIII. Jh. sie über ganz Deutschland zu finden ist. (Magdeburg, Trier, Marburg, Naumburg, Köln, Wimpfen im Thal.)

Diese gotische Bauweise wandten die Deutschen Brüder an und verschmolzen dieselbe mit ihren Erinnerungen aus dem Orient. Die ersten Burgen waren nicht regelmäßig gebaut. So sehen wir Balga, die erste Burg in Ostpreußen, als unregelmäßiges Sechseck angelegt und in seinem Unterbau sowie Brandenburg nach der alten Hausteintechnik ausgeführt. Aber Hausteine waren im norddeutschen Tieflande eine seltene Ware, und so mußte man zu den Ziegeln greifen, zu denen sich in Ost- und Westpreußen vortreffliche Thonlager fanden. Sei es nun, daß die Deutschen Brüder die Ziegeltechnik von den nach Deutschland einwandernden Niederländern oder von den Lombarden empfangen hatten, — wir finden hier schon in der ältesten Zeit vortreffliche Ziegel.

„Die Kunst des Ziegelbrennens war vormals von den Römern in den Rhein- und Donauländern reichlich gepflegt worden, dann mit der Zeit in Vergessenheit geraten. Einhard, der durch seinen antiquarischen Eifer bekannte Freund Karls des Großen, bemühte sich, wie aus seinem Briefwechsel zu ersehen, um ihre Wiederbelebung, doch anscheinend ohne nennenswert damit durchzudringen. Den karolingischen Ziegeln begegnen wir nur an den beiden von Einhard im Odenwald gebauten Basiliken. Die Niederlande sind das einzige nordische Gebiet, von dem mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, daß der Backsteinbau sich von der Karolingerzeit her ohne Unterbrechung, aber freilich auch ohne bedeutende Leistungen, erhalten hat.“

„Seine Wiederaufnahme nach ungefähr zweitausendjähriger Pause erfolgte gleichzeitig im Süden und im Norden, auf der baierisch-schwäbischen Hochebene und im Tiefland zwischen Elbe und baltischem Meer. Ob es im ersteren Gebiete spontane Wiederbelebung alter Tradition war oder — was wahrscheinlicher — lombardischer Einfluß, bedarf noch der Untersuchung. Eine nennenswerte architektonische Entwickelung knüpft sich hier keineswegs daran.

Erst auf dem zweiten, dem nordischen Schauplatz, trat eine solche ein, ja es sollte auf diesem der Backsteinbau in der Folge zu einer wahren baukünstlerischen Großmacht heranwachsen.

Jeder Gedanke an autochthonen Ursprung ist hier ausgeschlossen. Von wannen also und auf welchem Wege ist er dann eingewandert? Die Beobachtung der technischen Eigentümlichkeiten im Brande und Formate der Ziegeln läßt die Antwort nicht im Zweifel: von Holland, im Gefolge der holländischen Kolonisten, die sich auf der ganzen Strecke von der Elbmündung und der holsteinischen Ostseeküste bis zu den böhmischen Grenzgebirgen den westfälischen und sächsischen Einwanderern hinzugesellten. Indes ist hiermit nur der Ursprung der Backsteinfabrikation, nicht des Backsteinbaues als Kunstbau sichergestellt. Vielmehr begegnen gewisse Einzelformen — namentlich das sogenannte Trapezkapitell und der Fries aus sich durchschneidenden Bogen —, welche weder in den Niederlanden, noch irgendwo in Deutschland ihresgleichen haben, wohl aber ein ganzes altes Geschlecht von Geschwisterformen in der Backsteinarchitektur in der Lombardei: Formen von so specifischer Ausprägung, daß an selbständige zweite Zeugung nicht gedacht werden kann. Somit ist für den Backsteinbau der germanisierten Slavenländer eine doppelte Quelle der Anregung anzunehmen: Holland und Italien.“ Dehio u. v. Bezold, Die kirchl. Bauk. d. Abendlandes 1884 502 f. — Nähere Ausführungen

mit Abbildungen hat O. Stiehl (Deutsche Bauztg. 1894 635 ff.) über die Bauten Oberitaliens gemacht, die ihren Einfluß auf die romanische Baukunst in Deutschland sicherstellen. Vgl. auch Adler, Ursprung des Backsteinbaues in den baltischen Ländern in: Festschrift d. Kgl. Techn. Hochschule z. Berlin; 1884.

Eine Ziegelei im Ordenslande wird unsres Wissens zuerst im Gr. Ämterbuche 1407 erwähnt. Es ist die heute noch blühende in Simmau (Zimmau) bei Tapiau.

Die Backsteine selbst sind von ausgezeichneter Güte: der Thon gut durchgearbeitet, wo es nötig schien gemengt, — man findet häufig beim Durchbrechen der Steine viele kleine schwarze Pünktchen darin — und der Stein scharf und meist dunkelrot gebrannt. Die Steine sind meist 27—31 cm lang, 14—15 cm dick und 7—9 cm stark, doch kommen Steine von weit größeren Abmessungen vor (Heft III 41).

In älterer Zeit begegnen wir oft glasierten Steinen (in schwarz, braun, grün, seltener gelb), die ein Band-, Zickzack- oder Rautenmuster bilden. (Heft I Abb. 7, 8, 42; III Abb. 48.)

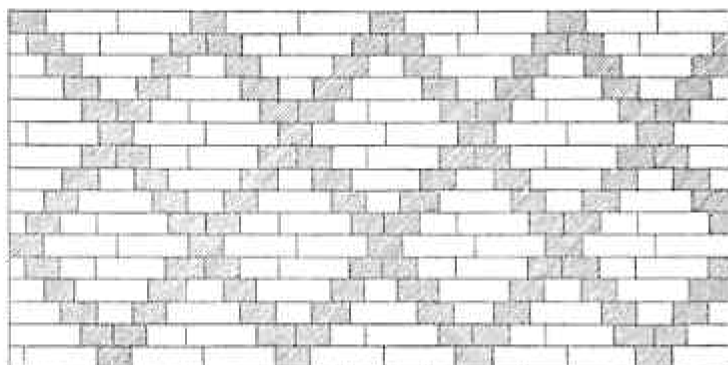


Abb. 81. Gotischer und wendischer Verband bei Glasuren.

Über den Verband der Steine ist zu bemerken, daß im XIII. bis XVI. Jh. entweder ein Läufer mit einem Binder — gotischer oder polnischer Verband — oder zwei Läufer mit einem Binder wechseln — wendischer Verband. Heft I Abb. 5. (Bei dem Professor Haupt und anderen ist die Bezeichnung gotisch und wendisch gerade umgekehrt.) Beide Verbände kommen gleichzeitig vor. Geradezu notwendig wurde es, beide zu kombinieren, wenn es galt, glasiertes Mauerwerk herzustellen, zu welchem vorwiegend nur die Kopffläche des Steines glasiert wurde. Abb. 81.

Der Blockverband kommt erst bei dem Auftreten der Renaissance, der Kreuzverband seit zwei Jahrhunderten vor.

In der zweiten Hälfte des XIII. Jh. wird die Burg typisch festgestellt. Die Schlösser des Bischofs und der Domkapitel sind den eigentlichen Ordensschlössern ganz gleich. Ein annähernd quadratischer Bau mit einem großen Turm in der Seite oder Ecke, auch wohl mit Ecktürmchen, schließt einen annähernd quadratischen Hof ein. Den letzteren umgiebt, ähnlich wie in den Klöstern, ein bedeckter und gegen den Hof hin

offener Kreuzgang, der, da die Haupträume des Hauses niemals zur ebenen Erde liegen, notwendig zwei Geschosse übereinander haben mußte. Anfangs wurden diese Galerien wegen der Sicherheit für das Leben wohl von Holzwerk mit flacher Holzdecke gebildet, damit sie, wenn Gefahr im Verzuge, schnell abgebrochen werden konnten. Ein weiterer Fortschritt war es, steinerne oder gemauerte Pfeiler, welche durch Bogen verbunden waren, zur Stütze der flachen Decke aufzurichten (Rössel). Endlich am vollendetsten, aber auch bei der Überrumpelung am gefährlichsten waren die gewölbten Kreuzgänge (Heilsberg).

Im Erdgeschoß finden wir Wirtschafts- und Geräträume, die große Küche mit dem gewaltigen, offenen Schlot und die mächtigen Luftheizungsöfen für die Gemächer im ersten Hauptstock. Zumeist ist nur ein spitzbogiger Zugang in die Burg vorhanden, der nach orientalischer Weise mit einem hohen, das Hauptgeschoß durchbrechenden Spitzbogen geschmückt ist. Daneben liegt des Pförtners Zelle, der, nachdem er sich durch ein schmales Ausguckfenster von der Persönlichkeit der Kommenden überzeugt, den schweren Sperrbalken in die Wand schob.

Unter dem Zugang durfte aus fortifikatorischen Rücksichten kein Keller angelegt sein, sondern der gewachsene Boden liegen bleiben. Aber neben diesem waren Keller gebaut, oft sogar zwei untereinander. Sie waren teils im Tonnengewölbe, teils in scharfgratigen Kreuzgewölben, teils mit flach untergelegten Ziegeln als Gurt geschlossen.

Aus dem Kreuzgange führen mehrere Treppen nach oben in das Hauptgeschoß. Hier ist zunächst der Kapitelsaal zu betrachten: meist ist er ein zweischiffiger Raum, in dem die Sterngewölbe in der Mitte auf achteckigen, schlanken Granitpfeilern aufsetzen.

Noch reicher ist die Kapelle ausgestattet, die gewöhnlich nicht aus dem Gebäude vorspringt, sondern in der Flucht des Hauses bleibt. Meist ist sie, selbst in Burgruinen, an einer breiten Nische noch kenntlich, vor welcher der Altar stand, auch an den ausgebildeteren Rippenprofilen. An sie schließt sich die danebenliegende ausgebaute (Neidenburg) oder in einem Turm liegende Sakristei (Lochstedt, Barten).

Das Refektorium (Remter), der gemeinschaftliche Speisesaal, ist gewöhnlich in der Nähe der unten liegenden Küche angeordnet, von welcher eine besondere Treppe hinaufführt (Lochstedt).

Das Dormitorium, der gemeinsame Schlafsaal, schließt sich dem Remter an.[1]

Folgen nun die Räume des Gebietigers (Komturs, Vogts, Pflegers), ein Wohngemach, meist Remter genannt, ein Schlafgemach mit einem kleinen, in der Außenwand liegenden Abtritt und ein kleines Dienerstübchen.

Von dem Hauptgeschoß führt ein Bogengang nach dem Dansk, der gemeinsamen Abtrittsanlage für die Ordensbrüder und deren zahlreiche Untergeordnete.

Über die Dansker ist im Laufe der Zeit eine ganze Litteratur entstanden. Das gewichtigste Wort hat Töppen, Gesch. der Stadt Marienwerder 1875 186—205 gesprochen.

Wir haben uns lange nicht entschließen können, seinen Ausführungen beizupflichten, müssen es aber unbedingt thun, seit wir selbst die Anlage von Marienwerder besichtigt haben.

„Der Zweck des Turmes hängt in erster Linie mit dem Laufe des (unter ihm fließenden) Grabens zusammen. Zur Wasserentnahme, etwa bei langer Belagerung,

[1]) Hennig, D. Statuten des D. O. Königsberg 1806. „alle di gesunden bruderr . . . di sullen slaffen an einer stat bei einander, Is ensei . . . das etliche brudere durch notdurfft irer ampte andirs wo slaffen."

kann er nicht bestimmt gewesen sein, weil im Schloßhof meist selbst ein Brunnen war. Eine andere Lesart ist, daß die Außenwerke zur Flankenbestreichung des Schlosses dienten oder als letzte Zuflucht der Belagerten, wie der Donjon an Feudal-Ritterburgen.

Auch solche Auslegungen vermögen nicht die Eigenart der Anlage zu erklären, denn der Turm liegt gerade auf der Seite der Burg, welche verhältnismäßig wenig gefährdet ist; bekanntlich liegen die Dansker der Schlösser zu Marienwerder, zu Marienburg, zu Rössel u. s. w. gerade nach der Niederung, d. h. der geschützten Seite, wo der Feind nicht die Türme und die Türme nicht den Feind gefährden konnten. Die Flankenverteidigung spielt im Mittelalter auch gar nicht die Rolle, daß so fern liegende Außenwerke zu diesem Zwecke erbaut wären. (Abstand des großen Dansk vom Schloß zu Marienwerder = 55 m.) Man verteidigte sich damals im vertikalen Sinne und für eine seitliche Bestreichung des Mauerfußes waren die wenig vorspringenden Türme weit geeigneter als vorgeschobene Außenwerke. In der That lassen sich solche an den mittelalterlichen Burgen außerhalb des Ordenslandes auch nicht nachweisen. (Vgl. aber Beckherrn, A. M. 1888 227 ff. 1889 161 ff.) Überall kennzeichnet sich vielmehr der Grundsatz, die Kräfte im centralen Sinne zusammenzuziehen, und der Bergfried oder Donjon bildet stets das Centrum der Verteidigung.

Mit größter Leichtigkeit würden solche Bogengänge, wie sie die Dansker mit den Schlössern verbinden, von den Wurfmaschinen des Feindes zerstört, wenn sie nicht eben nach der geschützten Seite lägen, und dann würde die Turmbesatzung vom Schlosse abgeschnitten sein und der Turm würde seinen Dienst als letzter Zufluchtsort nicht erfüllen können.

Die Überlieferung giebt den Danskern die Bedeutung einer Kloake und diese Erklärung hält einzig Stich bei allen Erwägungen."

„Töppen hat bei seiner Beschreibung der Danziger in Marienwerder nachgewiesen, wie alle bezüglichen urkundlichen Nachrichten darauf hinweisen, daß die Dansker der Ordensburgen Aborte waren. („Jegliches Gezelt hat einen Danzik.") Daß aber nur der gemeinen Notdurft halber so umständliche Bauwerke errichtet wurden, kann nicht überraschen, wenn man die Menschenmassen, welche im Belagerungsfalle eine Ordensburg aufnehmen mußte, sich vergegenwärtigt und die Wichtigkeit ermißt, welche die Beseitigung des Unrats beansprucht." Steinbrecht, a. a. O. I 20.

Der Landmeister Helwig von Goldbach bewilligte 1302 den samländischen Domherrn zu Königsberg die Anlage eines heimlichen Gemaches: ultra plancas vel murum super Pregoram aquam nostram, Ita tamen quod spacium civium inter plancas et murum et edificia ipsorum pro circumvendentibus servatum et transitus in plancis vel muro nullo obstaculo seu edificio precludatur. Voigt, C. d. P. II Nr. 40.

S. r. W. II 529: „Post hec Kynstud impugnavit cum paganis castrum Johannis (1361) et incineravit usque ad profundum. Et notum factum fuit, prefectum et collegam suum etc. se occultasse in privota; quare necessarium impugnant, eos capiunt. .... Ceterum impugnavit Eckersberge, quod obtinuit; nomen praefecti Hademar, qui considerans potestatem regis, fugit ad secretum, de quo se cum aliis viriliter defendit, propellens paganos" u. s. w.

Alle diese Räume scheinen Dansker gewesen zu sein.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu unserer Burgbeschreibung wieder zurück.

Von dem Hauptgeschoß der Burg führen der Verteidigung wegen nur schmale Treppen zu den über dem Hauptstock liegenden Wehrgängen, die sowohl um die ganze Burg herumgehen, als man auch von ihnen aus den inneren Hof bestreichen kann. Bei der Wichtigkeit der Verteidigung einer Burg wurde auf die Ausbildung des Wehrgangs das größte Interesse verwendet. Wir haben bei Neidenburg, Allenstein und Rössel gesehen, daß lediglich um einen Wehrgang auszuführen, der N. und S. Flügel zu derselben Höhe aufgemauert wurde wie der W. und O. Flügel, obschon erstere nur Mauern waren. Auch Königsberg hatte anfangs im S. nur eine Mauer mit Wehrgang.

Die Verteidigung geschah in der Weise, daß vor der im Stichbogen geschlossenen Wehrluke je ein Armbrustschütze stand, hinter welchem eine Nische zu bequemerer Bewegung ausgespart wurde; vgl. Heft III Abb. 77. Die Breite des Wehrganges bestimmte die Dicke der Mauer.

Über den Wehrluken setzt unmittelbar das steile Ziegeldach an. Bisweilen waren die Wehrluken mit Läden versehen, welche den Schützen gegen Geschosse sichern sollten, da letztere in Folge ihrer bogenförmigen Bahn immer auf den Laden aufschlagen mußten. Der Laden hing nämlich in einer Welle zwischen zwei Zapfenlöchern, die so hoch angebracht waren, daß der untere Teil des Ladens schwerer war als der obere und wahrscheinlich über die Außenkante der Luke weggriff, so daß Schnee und Regen abgewiesen wurden.

Rings um das ganze Haus herum ist freier Raum gelassen, der in der Ordenssprache der Parcham heißt. Aus welcher Sprache dieses Wort stammt, ist ungewiß: man möchte der Kreuzzüge wegen an die arabische denken, wenn man nicht eine slavische vorzieht. Ztschr. f. Ethnol. 18 7 Heft V (101; 407) giebt an, daß parchan im Spreewalde der an der Straßengrenze liegende Zaun heißt, vom slav. parkan = Plankenzaun (para = Morast, Straßenkoth); das morastige Vorland zwischen Stadtmauer und Graben.

Dieser Parcham wird durch eine Mauer mit nahe bei einander stehenden, quadratischen oder oblongen starken Türmen umgeben. Diese Form der Türme hatte der Orden in Syrien kennen gelernt, wohin sie aus Byzanz gekommen war. Die Mauern und Türme der deutschen Städte sind selten besonders stark, die Türme meistens rund, während man bei den deutschen Ordensrittern die Rundform der Türme erst später findet (Allenstein, Rössel).

Hinter der die Türme verbindenden Mauer läuft, auf Tragsteinen und Bögen erbaut und vorn durch eine Brüstungsmauer geschützt, ein Wehrgang hin, den Zinnenbergen mit kleinen Schießöffnungen krönen und der zumeist durch die Türme hindurch geführt ist.

Vor dem Parcham zieht sich der ausgemauerte, breite und tiefe Graben hin, der durch Stauwerke mit Wasser gespeist wird. Zwischen Parcham und Graben ist häufig noch ein freier Raum und an der Innenmauer des Grabens, dem byzantinischen *προτείχισμα*, ist oft noch ein zweiter Wehrgang, der die Bestreichung der Grabensohle gegen Mineurarbeiten bezweckte (Marienburg).

Um die Burg herum liegen die Vorburgen. Die erste enthielt gewöhnlich die Pferdeställe für Ritter und Volk und die Briefschweiken — (die einen geregelten Dienst von einem Ordenshause zum andern hatten) —, auch für die Ackerwirtschaft. Dann Wohnräume für das Gesinde, Back- und Brauhaus, die Sattelkammer, das Schnitzhaus u. s. w.

Wohl bei allen größeren Burgen war ein „Karwan“ damit verbunden, d. h. ein Vorwerk, welches als Rüsthaus oder Schirrkammer diente und worin das grobe Geschütz — seit 1328 im Gebrauch —, Waffen, Reitzeug, Wagen und Ackergerät aufbewahrt wurden. Der Aufseher davon hieß magister Karuani.

Es waren auch Burgen ohne Vorburg vorhanden. Solche Häuser baute man vielfach in späterer Zeit an der östlichen Grenze der „Wildnis“ und nannte sie „Wildhäuser“. Die „Wildnis“ bedeutet durch Krieg ganz oder zum größten Teil menschenleer gemachtes und daher verwildertes Land. Dusburg III cap. 40: in solitudinem redegerunt. Im J. 1326, wo Dusburg schreibt, war Galindien, Sudauen, Nadrauen, Schalauen und Pogesanien eine Wildnis; Dusburg III cap. 4.

Die Verheerung eines Landes geschah gewöhnlich in der Weise, daß der einfallende Feind alle männlichen Erwachsenen niedermachte, die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft schleppte, das Vieh raubte, die Gebäude anzündete und verbrannte. Die ganze Gegend östlich von der Alle war 1311 Wildnis. Alle Städte im Bartenlande, mit Ausnahme von Bartenstein, sind nach 1311 erbaut. Gerdauen lag 1325 nach Dusburg III cap. 360 in hac vasta solitudine. Das Bartenland war 1311 noch Wildnis.

Die Wildnis schrumpfte durch Besiedelung ein. Sie war im XV. Jh. noch 12 bis 17 Meilen breit. S. r. P. II 547, 548, 551, 559, 664—706, 710; III 165.

Dietrich von Altenburg ließ, wie wir sahen, die Wildnis im J. 1341 besonders befestigen und nur drei mit Verhauen, Blockhäusern, Gräben und Schanzen befestigte Wege, „Friedwege“ genannt, offen stehen. S. r. P. II 493; 497.

Lothar Weber rechnet zu den ursprünglichen Wildhäusern, deren Mehrzahl später zu Burgen wurden, in der Komturei Elbing: Willenberg, Ortelsburg und Puppen. — Komturei Balga: Seesten, Bäslak, Rein (Sitz des Fischmeisters), Eckersberg, Johannisburg, Lyck, Rastenburg, Rückebrost (Söbrost an der Angerap), Grebin (Grobienen a. Angerap). — Komturei Brandenburg: Lötzen (Sitz des Fischmeisters), Laggarben, Barten. — Komturei Königsberg: Insterburg, Tammow, Schwaygrube (Schwägerau), Nerweketen (Norkitten), Nordenburg, Guja, Moltheinen, Auklitten, Allenburg, Angerburg (Sitz des Fischmeisters). — Komturei Ragnit: Skalwe oder Neuhaus, Tilse, Kaustritten, Splitter bei Tilsit, Weulischken bei Schanzenkrug und Windenburg.

Um die Burgen sammelte sich allmählich eine Bevölkerung, teils aus Pruzzen, teils aus Deutschen von allerhand Gauen bestehend. War sie zu klein, um Stadtrecht zu erhalten, so nannte man sie nach dem apr. liskis — Lager eine „Liske“. Solche Lisken liegen sämtlich neben Ordensburgen, neben welchen eine Stadt noch nicht entstanden war, und bestanden aus einer auffallend großen Zahl von Krügen.

Von Lisken kennen wir Barten 1419, Brandenburg 1437, Leunenburg, Ilaw (Pr.-Eylau) 1450, Tapiau 1438 und 1469, Labiau, Schaken u. a. m.

War die Bevölkerung größer, so schritt man zur Gründung einer Stadt.

Der Hergang dabei war der, daß der Orden oder der Bischof das ihm zugefallene Land in bestimmt abgemessenen Teilen an die Kolonisten ausgab. Ein einzelner Mann, anfangs wohl immer ein Deutscher, dann auch vereinzelt zuverlässige und treue Pruzzen, wurde mit der Gründung des neuen Ortes, sei es nun ein Dorf, eine Liske oder Stadt, betraut. Er wurde des Ortes Lokator oder Gründer. Seine Aufgabe war es, auf dem verliehenen Grund und Boden Ansiedler in bestimmter Zahl niederzusetzen.

Er wurde das Haupt der Kolonie; er zahlte der Landesregierung einen bestimmten jährlichen **Zins** von der ihm verliehenen gesamten Hufenzahl.[1]) Die Vorrechte des Lokators waren bedeutend: für seine Person und für seine Nachkommen — denn seine Würde in der Gemeinde war erblich in seiner Familie — wurde er **Ortsvorstand**, scultetus, Schultheiß.

„Was in Deutschland im Laufe der Jahre geworden, das wird als etwas **Fertiges** nach Preußen hinübergetragen. Wie in Preußen die Städte entstanden, die Kolonisation des offenen Landes geschehen, die Rittergüter gegründet, das liegt uns meist klar und deutlich, durch Urkunden bewiesen, vor Augen. Was der Forscher in Deutschland mit Mühe ergründet, das liegt hier schwarz auf weiß." **Freytag**, Die Besiedelung des Ostens in „Bilder aus deutscher Vergangenheit".

Eine Stadt mußte vor allen Dingen gegen Feinde gewehrt sein; deshalb wurde sie anfangs durch Palissaden verwahrt, denen aber möglichst bald **Mauern** folgten. Wo keine Feldsteine in ausreichender Fülle vorhanden waren, da mußten Ziegel gebrannt oder, wo kein Lehm zum Formen war, von außen hingeschafft werden.

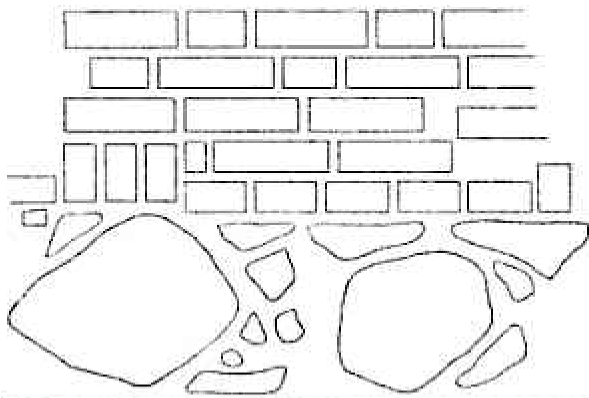


Abb. 82. Stadtmauer in Allenstein hinter der Kirche.

Zum Fundamentieren aber gebrauchte man allerwärts Feldsteine, ungesprengte, so lange die Sprengung mit Pulver noch nicht erfunden war, also bis Mitte des XIV. Jh., später gesprengte. Darauf setzt das Ziegelmauerwerk auf, entweder mit längs oder quer gelegten Bindern (Abb. 82 und 83), worauf dann das Ziegelmauerwerk im gotischen Verbande folgt, oder durchweg mit einer Rollschicht beginnend (Stadtmauer in Pr.-Holland, Kirche in Leunenburg). Im übrigen waren diese Mauern von den Parchammauern mit Wehrgang nicht verschieden und waren in regelmäßigen Abständen durch einen Turm unterbrochen, durch den der Wehrgang durchging. Vgl. die vielen Stadtgrundrisse in den vorherigen Heften.

Auch das *προτείχισμα* kommt bei manchen Stadtmauern vor: so hatte Pr.-Holland, Neidenburg, Allenstein, Rössel teilweis doppelte Mauern, von denen die innere die

[1]) Die culmische Hufe (mansus) hatte 30 Morgen (Juger); der Morgen war 3 Quadratseile groß; das Seil (funis oder corda) war 10 Ruten lang; die Rute (virga oder pertica) enthielt 15 culmische Fuß. Nach heutigem Maß ist ein culmischer Fuß = 0,288 m; die Rute = 4,32 m; das Seil 43,2 m.

äußere überragte. Türme an Stadtmauern sind nur wenig erhalten, so in Königsberg VII Abb. 131; 196; Braunsberg, IV Abb. 35—40; 212—214; Guttstadt, IV 95 u. s. w.

Die Landwirtschaft für die Städte besorgten nahe den Städten belegene Dörfer, die sogenannten Stadtdörfer, von denen Lot. Weber folgende anführt: Schippenbeil mit Langendorf, Heiligenbeil mit Heiligenbeildorf, Sensburg mit Sensdorf, Gerdauen mit Neuendorf, Passenheim mit Stadtdorf, früher Heinrichsdorf, Mühlhausen mit Lohberg, Saalfeld mit Hawendorf (?), Drengfurt mit Vorstadt, Zinten mit Sintisdorf u. s. w.

Der Deutsche Orden war ein geistlicher Stand; darum mußte ihm daran gelegen sein, seine Lokatoren zu bewegen, Kirchen in den ihnen untergebenen Ortschaften zu erbauen. In den Handfesten ist eine Kirche da vorgesehen, wo sie stehen sollte; dazu erhielt der Pfarrer als Besoldung 4 Hufen Land zugeteilt.

An Ortschaften, wo eine Burg lag, wurden die Pfarrkirchen meist von derselben

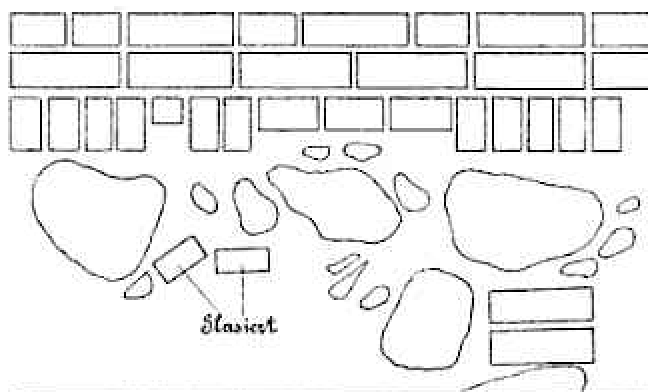


Abb. 83. Stadtmauer in Rössel, Südwestseite.

entfernt angelegt, weil sie zugleich Fliehburgen für die Landbevölkerung bildeten. Entweder bildet eine Schlucht oder ein Gewässer die Trennung — Arnau (Samland), Juditten, Pobethen, Medenau, Bartenstein (Alle), Pr.-Eylau (Sumpfland), Kreuzburg, Barten (Mühlenteich), Gerdauen (Banctinsee und Omet), Georgenburg, Insterburg (Schloßteich), Pr.-Mark (Singersee, künstlicher Durchschnitt), Heilsberg (Alle), Angerburg (Angerap), Lyck (Lycksee) — oder wo die Gegend eben war, liegen die Kirchen noch weiter von der Burg ab — Schaken, Powunden, Caymen.

Die Kirchen aus der Deutschen Ordenszeit sind nicht genau orientiert, d. h. von W. nach O. gerichtet. Der Orden hatte viel zu viel praktischen Sinn dafür, als daß er sich um solche Sachen gekümmert hätte. Zuerst wurde die Burg angelegt. Dann galt es für eine daneben entstehende Stadt die geeignete Verteidigungsmauer herzustellen. In dritter Linie kam erst die Kirche in Betracht.

Sie bildet entweder das Pendant zur Burg (Rastenburg, Wehlau, Gilgenburg, Liebemühl und Passenheim), wenn die Stadtmauer beide einschließt, oder wo die Burg

außerhalb der Mauer liegt oder gar keine vorhanden ist, wird sie meist an oder auf der Stadtmauer angelegt, meist ohne Rücksicht auf die Orientierung.

Daß die **Landkirchen** zur Ordenszeit meist orientiert sind, soll nicht bestritten werden; wenigstens liegt der Altar in den überwiegend meisten Fällen nach O. zu.

Bei Betrachtung der Kirchen fällt es sofort ins Auge, in welchen bedeutenden Abmessungen und Kunstformen die Stadt- und auch die Dorfkirchen errichtet sind. Es ist bemerkenswert, in wie viel größeren Verhältnissen die Kirchen in dem der Nord- und Ostsee zunächst belegenen Landstrich erbaut sind, dafür aber auch in größeren Abständen voneinander liegen als im binnenländischen Teil Deutschlands, wo in der Regel jedes Dorf seine eigene Pfarrkirche hat, während zu jenen größeren Kirchen auch eine größere Bevölkerung einer ganzen Reihe von Ortschaften gehört.

Die Grenzlinie, welche beide Kirchengruppen trennt, zieht **von Quast**, der 1877 verstorbene erste Konservator preußischer Kunstdenkmäler, „vom Niederrhein aus durch Westfalen derart hindurch, daß der bergige Teil dieses Landes mit dem Bistum Paderborn meist noch dem Süden angehört. Sodann gehören östlich der Weser die Braunschweigischen Lande sowie das Magdeburgische und die ganze Mark Brandenburg zu den Ländern mit kleinen Pfarrbezirken, während das Lüneburger Land, Mecklenburg und meist auch Pommern nur große Kirchspiele aufweisen. Dasselbe System finden wir auch durchgehends in Preußen."

„In wenigen andren Gegenden ist das Land mit so bedeutenden Dorfkirchen bedeckt, wie einzelne Landesteile Preußens, unter denen wir namentlich die Weichselgegenden, das Samland und das Ermland hervorheben." **von Quast**, Die Baukunst in Preußen.

Die ältesten Pfarrkirchen zeigen einen im ganzen ziemlich gleichmäßigen Typus: ein länglich-viereckiges Langhaus, mit oder ohne Strebepfeiler, dem häufig ein ähnlicher, etwas kleinerer Chor angebaut ist, beide von Staffelgiebeln mit reicher Spitzpfeiler-Architektur überstiegen, seltener mit vieleckigem Schluß des Chores. Meist pflegt auch der Westseite ein Turm vorgebaut zu sein.

„Der gerade Abschluß eines Kirchenraumes hat ohne Zweifel für das Innere einen ästhetischen Nachteil gegenüber dem Polygonschluß. Nur höchst vereinzelt treffen wir ihn in den entwickelteren Kunstgebieten des Westens an. Wo es sich aber um einfachere, knappe Kirchenanlagen handelt, wie in dem erst spät christianisierten Norden und Osten Deutschlands, da wird mit Vorliebe der geradlinige Schluß gewählt. Es hängt das auch mit dem Backsteinmaterial zusammen. Die polygonen Backstein-Chöre bei einfachen Kirchen ohne Kapellenkranz sehen außen leicht etwas dürftig aus, während der geradlinige Schluß die Entfaltung reichen Giebelwerks gestattet." **Steinbrecht**, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens.

Auf einem Feldsteinfundament setzt das Ziegelmauerwerk auf, selten mit einem **Sockelgesims** aus Formsteinen versehen (Kirche zu Arnau [Samland], Cremitten, Friedenberg). Auch ein **Kaffgesims**, welches unter der Sohlbank der Fenster und nach orientalischer Weise im Rechteck gebrochen die Eingangsportale umzieht, ist nicht häufig.

In der Höhe des Wandabschlusses folgt fast immer ein **Fries**: meist ist es ein etwas vertiefter Streifen, der geputzt und mit Malerei versehen sein mochte (I Abb. 8), oder es ziehen sich mehrere Schichten Stromschicht übereinander hin (II Abb. 89). Auch Formsteine kommen vor (III Abb. 31).

In älterer Zeit hat wohl immer ein Hauptgesims den Bau unter dem steil ansteigenden Dache abgeschlossen, aber es ist selten mehr vorhanden (Kirche z. Arnau I Abb. 8, — Cremitten II 55, aus denselben Formsteinen gemacht).

Die spitzbogigen Portale und Fenster sind meist mit einer Hohlkehle, einem Dreiviertelrundstab oder einem birnstabförmigen Profil umrahmt, manchmal auch nur mit einer Schmiege ausgestattet. Selten ist an den ältesten Kirchen die einfache Abtreppung der Leibungen angewendet.

Wären mehr Portale in ihrer ursprünglichen Ausstattung erhalten, so würden wir vielleicht öfter einen Reichtum der Formengebung bewundern können, der auf orientalischen Einfluß zurückgeht, so an den Portalen zu Balga, II Abb. 15 und Heiligenbeil, II Abb. 79, die von einer rechteckigen Umrahmung von Formsteinen im Vierpaß umgeben sind.

Häufig schließt sich dem Fenster je eine spitzbogige Blende an. Hier tritt zuerst der Kalkputz auf. Während man in älterer Zeit das gut gefugte Mauerwerk ausnahmslos im „Rohbau" beließ, putzte man die Blenden und versah sie mit einer (meist in Rot) aufgemalten Maßwerksarchitektur, zu welcher man die Konturen in den Kalkputz vorriß (Kirchen in Arnau I 19, Tierenberg I Abb. 70 und Wargen I 138 u. s. w.).

Sollte die Kirche gewölbt werden, so wurden zwischen den einzelnen Fenstern Strebepfeiler vorgelegt, um dem Schub der Gewölbe zu begegnen. Die ältesten Kirchen haben aber so starke Wände, daß sie den Gewölbeschub auch ohne Strebepfeiler aufnehmen können. Ihre äußere Erscheinung ist dem Romanischen verwandter als dem Gotischen.

Die Eindeckung der Dächer geschah in älterer Zeit mit Mönchen und Nonnen (III Abb. 6), später mit Dachpfannen; das Biberschwanzdach ist in Ostpreußen wenig in Gebrauch.

Die meisten gotischen Kirchen haben in Ostpreußen wie gesagt einen geraden Ostabschluß. Was Bergau im Anzeiger f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1868 322 aussprach, daß es im Ordenslande eben so häufig polygone Chorabschlüsse wie gerade gäbe, ist für Ostpreußen unzutreffend.

Und gerade die Chorabschlüsse mit ihren äußerst anziehenden Giebeln machen die Kirchen höchst lebendig und reizvoll.

Die Giebel sind fast ausnahmslos Staffelgiebel, deren Stufen von paarweis aufsteigenden, bündigen oder übereckgestellten Pfeilerchen begrenzt werden. Ihre Bekrönungen bilden einfache Dreiecke, die einen viereckigen Kern umschließen. Dadurch wird die vertikale Linie betont; die übereckstehenden Pfeiler bringen diese Linie weit mehr zur Geltung als die bündigen. In einzelnen Kirchen hat man den verfehlten Versuch gemacht, bündige und übereckstehende Pfeilerchen zu gleicher Zeit auf einem Giebel anzubringen (Kirche zu Molthainen).

Die horizontale Linie wird wiederum von den vorhin genannten Friesen betont, die meist sich auch um die Pfeilerchen herumziehen.

Die immer höher wachsenden Stufen sind durch einzelne oder gekuppelte spitzbogige Blenden belebt, die früher mit aufgemaltem Maßwerk geziert waren (Kirche zu Gudnick II 109). So erheben sich selbst kleine Landkirchen in ihren Ostgiebeln zu schöner Wirkung (vgl. die Kirchen zu Friedenberg II Abb. 62 und Langheim II Abb. 82).

Der Westgiebel war, wo kein Turm vorhanden war (Johanniskirche zu Bartenstein II Abb. 31; Dom zu Frauenburg IV Abb. 74), ähnlich dem Ostgiebel gestaltet.

Wo aber Türme vorhanden sind, die meist in der Achse des Langhauses stehen, ist das Mißverhältnis des Anschlusses der Westgiebel nicht zu verkennen (Arnau I Abb. 7, Medenau I Abb. 49 und viele andre).

Besser wird die Sache schon in den Fällen, wo die Türme aus dem Langhause herauswachsen und so eine Fassade mit dem Langhause haben (Powunden I Abb. 62).

Eigentümlich und noch nicht erklärt ist die seitliche Anordnung eines Turmes in den Kirchen zu Mühlhausen (Oberland), Preußisch-Holland, Morungen, Liebemühl, Hohenstein, Soldau, Neidenburg und Mehlsack (1894 abgebrochen).

An eine der im Westen so vielfachen Doppelturmanlagen zu denken, ist nicht angängig, weil für einen zweiten Turm doch irgendwo Fundamente vorhanden sein müßten.

Die Türme selbst sind meist sehr massig, werden aber durch geputzte, horizontale Friese lebendig gehalten, welche im Äußeren die einzelnen Stockwerke angeben, die den inneren nicht immer entsprechen. Dazu kommt noch der mannigfaltige Schmuck an einfachen oder gekuppelten Blenden, welche die spärlichen Fenster einrahmen.

Hin und wieder, aber doch selten, steigen einzelne Streifen (Lesinen) gegen breitere vertiefte Flächen am Turm empor (Neuhausen I Abb. 55, Wehlau II Abb. 130, Passenheim III Abb. 88, Saalfeld Abb. 90, Weinsdorf Abb. 97).

Die Dächer dieser Türme sind meist in Sattelform angelegt, die durch zwei nach S. und N. oder O. und W. gerichtete, ähnlich wie am Langhause angelegte Staffelgiebel geschlossen werden. Diese Form der Dächer war die ursprüngliche in Ostpreußen, von der die andren älteren — wo sie nicht lediglich Notdächer, wie alle Zeltdächer, sind — abgeleitet werden. Miswalde (II Abb. 60) zeigt z. B. zwei sich kreuzende Staffelgiebel, auf denen das achteckige Dach aufsteigt. Das schöne, steil ansteigende Turmdach an der Kirche zu Powunden (I Abb. 62) ist erst zweihundert Jahre alt, und die Kirche hatte sicherlich, wie so viele andre, ihre zwei Staffelgiebel auf dem Turme.

Deshalb sollte man bei einer Wiederherstellung der Ordenskirchen sehr vorsichtig sein: der himmelanstürmende Drang des Westens war den Deutschen Ordensbrüdern eben nicht angeboren; deshalb bauten sie ihre Türme und deren Dächer in bescheidenen Abmessungen. Auch die Türme des Königsberger Domes sollten sicher nicht so hoch werden, wie sie das Restaurationsprojekt des Herrn von Quast zeigt. In der Urkunde von 1333 heißt es darüber: Campanilia uero dicte ecclesie nostre secundum formam et dispositionem Culmensis ecclesie construemus. Leider sind die Türme in Culmsee in ihrer ursprünglichen Anlage nicht erhalten.

Unter den Glockentürmen aus Holz hat nach C. Cuno H. Lutsch eine ganze Menge veröffentlicht (Wanderungen durch Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise, Centralbl. d. Bauverwaltg. 1888).

An sie schließen sich die ostpreußischen eng an. Da ist zuerst der Kirchturm in Waltersdorf, Heft II Abb. 121, zu nennen. Ganz ähnlich, wie Lutsch die Kirchtürme zu Radoschau und Kublauk darstellt, gehen hier die Holzwände geböscht in die Höhe. Vgl. auch den hölzernen Kirchturm in Nerese: L. Böttger, D. Baudenkmäler d. Prov. Pommern III 1 95.

Der Kirchturm zu Blumenau, Heft III Abb. 7, und zu Manchengut Abb. 51 sieht dem zu Lubom (Henning, Das d. Haus 1882 Fig. 55) (bis auf das Dach) fast gleich.

Die Holzkirchtürme zu Schulen, Heft IV Abb. 131, zu Ostrokollen, Heft VI Abb. 41, zu Gr.-Rosinsko, Abb. 49, und Wielitzken, Abb. 66, haben senkrechte Bretterwandungen mit Zeltdach, ebenso zu Lensk und Przellensk.

Die Glockentürme aus Holz oder hölzernen Glockenhäuser kommen ziemlich häufig von den Kirchen getrennt vor. Reichenau. Die hölzernen Glockentürme stammen natürlich nicht aus der Zeit der Gotik her, mögen aber doch einer älteren Bauweise folgen.

Die gotischen Eingangsthüren sind meist einflüglig gehalten und haben einen mehr oder minder reichen Beschlag, Klopfring und Schloß; Arnau, I Abb. 11, Juditten, I Abb. 32, St. Lorenz, I Abb. 46, Pr.-Holland, III Abb. 33, 34; Seeburg, IV Abb. 177.

Zu den ältesten Thüren gehört die auf der S. Seite der Kirche zu Abschwangen. Auf eichenen Brettern, welche den Grund bilden, ist ein rechtwinkliges Rahmenwerk aufgenagelt, an welchem plastische Ausschneidungen gemacht sind, so daß die Lücken ihre quadratische Form behalten, die Ausschneidungen aber ganze und halbe Kreise bilden. Heft II Abb. 7.

von Quast erwähnt (Denkmale der Baukunst in Pr. 1852 40) eine ganz ähnliche Thür in Braunsberg, welche den Eingang zum Turmportale bildete, jetzt aber verschwunden ist. Er schreibt diese Thür einem niederrheinischen Meister zu (Xanten). Indessen geht solche Form das ganze Mittelalter hindurch (Beauvais) und läßt sich auch in der Renaissance noch verfolgen (Deventer, Niederlande).

Das Maßwerk der Fenster ist an den Kirchen in Ostpreußen nirgends hervorragend.

Dreischiffige, gewölbte, gotische Kirchen sind noch erhalten:

In Samland keine; in Natangen: Dom zu Königsberg, Bartenstein (Basilika), Friedland, Labiau, Rastenburg, Schippenbeil, Wehlau; im Oberland: Pr.-Holland, Morungen, Mühlhausen, zweischiffig, sollte aber dreischiffig werden; in Ermland: Allenstein, Braunsberg, Frauenburg: Dom und Pfarrkirche, Guttstadt, Heilsberg, Rössel, Seeburg, Wartenburg, Wormditt (Basilika); in Litauen und Masuren keine.

Einschiffige, gewölbte, gotische Kirchen sind noch vorhanden:

In Samland: Arnau, Caymen, Fischhausen (ursprünglich flach gedeckt, dann gewölbt), Juditten, Legitten, Lochstedt, Medenau, Pobethen, Powunden, Quednau, Schaken, Tierenberg, Wargen; in Natangen: Cremitten, Waltersdorf, nur der Chor gewölbt; im Oberland: Marienfelde, nur der Chor gewölbt; in Ermland: Pettelkau, Klosterkirche zu Wartenburg, erst unter Bischof Rudnicki (1604—1627) eingewölbt; Litauen und Masuren keine.

Das Innere der Kirchen ist meist mit Gewölben überspannt oder überspannt gewesen. Überall, wo sich rechtwinklige Strebepfeiler zeigen, kann man auf die beabsichtigte oder vorhanden gewesene Wölbung der Kirchen schließen. Wo nur diagonale Strebepfeiler sind, wie vielfach in Ostpreußen, ist dieser Schluß nicht berechtigt, denn die diagonalen Strebepfeiler können auch der Festigkeit des Mauerwerks wegen verwandt werden; rechtwinklige Strebepfeiler an einer nur mit Holz zu deckenden Kirche anzulegen, hat keinen Sinn.

Die ältesten Kirchen sind entweder mit Dreieckskappen überspannt (K. zu Juditten, Samland), oder haben Kreuzgewölbe (Pettelkau, Ermland; Lochstedt, Samland).

Die späteren gotischen Kirchen bedeckte man aber mit Sterngewölben. Das vorhandene Kreuzgewölbe wurde in so viel Teile geteilt (indem man Rippen dazwischen einschob), daß sie gerade klein genug waren, um ohne Unterschalung gewölbt zu werden, d. h. man machte aus dem Kreuzgewölbe ein Sterngewölbe; das Prinzip ist bei beiden das gleiche.

Daß diese Sterngewölbe der Ordensbaukunst ihre Entstehung verdanken, hat Steinbrecht sehr wahrscheinlich gemacht; von Quast wollte ihre Entstehung England zuschreiben, von dort sollten sie nach Lübeck gekommen und von da nach Preußen eingewandert sein. Steinbrecht schreibt aber: „In dem bald nach 1250 entstandenen Chor der Kirche St. Johann zu Thorn findet man im Mitteljoch schon ein Sterngewölbe. Der Chor der Schloßkapelle zu Lochstedt, erbaut um ungefähr 1275, hat auch bereits einige sterngewölbte Felder. In der Burg Reden, welche auf 1300 zu setzen ist, kommen in Kapelle und Kapitelsaal reiche Sterngewölbe vor. Sie treten also in den ältesten Bauten des Ordenslandes um die Mitte des XIII. Jh. auf und sind um 1300 allgemein in Gebrauch. Wenn von Quast in den N. P. P. B. XI. als ältestes Sterngewölbe in England das der Lady Chapel zu Lichfield (1296—1321) kennt und in Deutschland das der 1310 erbauten Briefkapelle zu Lübeck und auf die Übertragung von dort nach Preußen schließt, so können demgegenüber die obigen Befunde vielmehr dazu berechtigen, dem Ordenslande das Erfindungsrecht zuzuschreiben. Man darf der selbstbewußt schaffenden Ordensbaukunst eine solche schöpferische Kraft schon zutrauen." Steinbrecht, a. a. O. 29. Prächtige holzgeschnitzte Schlußscheiben in Wargen, I Abb. 75.

Gehen wir zu den Einzelheiten der Kirchenausstattung über und betrachten zunächst die Thonarbeiten und zwar eine Art der Arbeit, die der Deutsche Orden kannte, die in der Renaissancezeit verloren ging und erst jetzt wieder bei der Wiederherstellung der Marienburg Aufnahme und Verständnis gefunden hat. Steinbrecht schreibt darüber: „Das Skulpieren in trockenem Thon ist für den Bildhauer und Steinmetzen eine höchst dankbare Aufgabe. Meißel und Messer, wie der Holzschnitzer sie braucht, genügen als Werkzeuge. Der Thon ist bei richtiger, magerer Mischung so zäh, daß fast dieselben Schärfen und Unterschneidungen wie bei der Holzskulptur erreichbar sind. Die Bildsamkeit des Materials verleitet von selbst zu jenen weitgetriebenen Feinheiten, ebenso wie das geschmeidige, weiche Edelmetall gegenüber dem harten, spröden zu kunstreicher Behandlung herausfordert. Dazu entstehen — wenn man von der Behandlung der trockenen Thonblöcke absieht, die ja mehr Vorbedacht als Umständlichkeit erfordert, — ganz wesentliche Vorteile gegen die Arbeit in feuchtem Thon. Erstens, der Bildhauer braucht das Schwindemaß nicht mehr zu berücksichtigen, weil das Schwinden beim Brennen meist nicht mehr in Betracht kommt. Dann sind die Skulpturen nicht mehr dem Reißen und Verziehen ausgesetzt; und gerade die linearen Elemente des Mittelalters, das Maßwerksgespinst, sind auf korrekte Linien angewiesen. Endlich ist der Zeitgewinn — da der langwierige Trockenprozeß zwischen der Formgebung und dem Brennen fortfällt — ganz bedeutend, und eine absolut trockene Thonarbeit kann überhaupt im Ofen kaum noch verunglücken.

Der beste Gewinn aber ist der einer besonderen Haltbarkeit. Nämlich nur solcher Thonblock hält beim Trocknen und Skulpieren Stand, welcher sehr gleichmäßig gemischt und durchgearbeitet ist und durch langes „Faulen" die nötige Geschmeidigkeit und Zähigkeit erhalten hat.

Die Alten haben das Formen in Thon, das freie Modellieren der Ornamente und das Skulpieren in trockenem und gebranntem Thon natürlich immer nebeneinander geübt: das Formen bei wiederkehrenden Stücken von solchen Dimensionen, welche ohne Gefahr und ohne allzu großen Zeitverlust an der Luft durchtrocknen können, z. B. Formsteine zu profilierten Ecken, Gesimsen, Gewölbrippen, Friesplatten u. s. w. — Das freie Modellieren bei Ornamenten einmaliger Verwendung, sofern die Stücke so geringe Dimensionen haben, daß sie leicht durchtrocknen und etliche Verkrümmungen vertragen, z. B. bei figürlichem Ornament an Friesen und Übergängen. — Das Skulpieren endlich in trocknem Thon tritt überall da ein, wo man im Sinne des Hausteins bauen und verzieren will oder muß, ohne gewachsenen Stein zu haben: Alle Portalwerke in der Landmeisterzeit, die Maßwerke in Fenstern und Nischen, die Konsolen, Dienste und die Anfänger der Gewölbe, die Krönungen der Pfeiler und Giebel bestehen, wo der Haustein fehlt, aus Thonblöcken." Steinbrecht, Die Baukunst des Deutschen Ritterordens II 114 ff. und Centralblatt der Bauverwaltung 1885 391, wo näheres über diese Technik nachzusehen ist.

So sind die Thonskulpturen in Lochstedt, Tapiau, Frauenburg, Bartenstein, Heilsberg, Königsberg und andre mehr gefertigt.

Ähnlich sind die Holzbildhauerarbeiten gemacht, von denen sich leider nur wenig erhalten hat: in Samland in Heiligenwalde eine Madonna mit dem Kinde, wahrscheinlich von einem Altar herrührend, leider weiß angestrichen, so daß man ihre Schönheit mehr erraten muß. Dann eine Madonna in Medenau, deren blondgelocktes Frauengesicht etwas üppig erscheint. Beide haben zum Zeichen ihrer Jungfräulichkeit die Mondscheibe unter sich.

In Natangen ist zunächst die schöne, gotische Kirche zu Cremitten zu erwähnen, welche eine Kreuzigungsgruppe besitzt, deren süddeutsche Arbeit dem modern geschulten Auge nicht von Bedeutung erscheinen mag, die den tiefen Ernst des ergreifenden Vorgangs indessen voll ausspricht. Minder schön ist der Altar geschnitzt.

In Friedland ist die Wurzel Jesse zu nennen, in der die Gotik ausklingt, während die Renaissance schon eingedrungen ist. Zu vergleichen wäre die Eichstädter Monstranz mit sehr ähnlicher Darstellung im Kunstgewerbeblatt von 1888 117.

Rastenburg hat in seinem Haupt-Amts-Hospital Altarreste der gut geschnitzten hh. Barbara und Katharina, sowie des älteren Jakobus, während Waltersdorf den interessanten Triumphbalken-Kruzifixus und einen schön geschnitzten Altar besitzt.

In Ermland sind die figürlichen Holzschnitzereien in Frauenburg nicht eben hervorragend, namentlich können wir den ehemaligen Hochaltar des Domes nicht eigentlich schön nennen: die h. Maria darin hat ein schnippisches Gesicht, die vier Kirchenlehrer sehen etwas nach Weingenuß aus und die sechs Scenen aus dem Jugendleben Jesu sind zu unruhig gehalten. Ein würdiges Gesicht macht dagegen die überlebensgroße Holzfigur des angeblichen Arnold von Datteln aus der Hospitalkirche.

Einen sehr guten Eindruck macht die Gestalt Gott Vaters, der den Kruzifixus vor sich hält, an dem Trinitätsaltare zu Guttstadt. Der gut geschnitzten Altäre zu Pettelkau, Migehnen und Schalmey haben wir in Heft IV gedacht.

In Litauen ist in Kalninken ein gut geschnitzter Altar, der aus katholischen Landen dahin gekommen ist: Litauen und Masuren haben Kirchen, die nach der Reformation gebaut sind.

Das Malen jener Zeit geschah in Tempera-Malerei: die Mineralfarben wurden in Deutschland mit Leimwasser, Eigelb und Honig (welcher ein langsameres Trocknen hervorruft), auch wohl mit Zusatz von Wein oder Bier — in Italien nahm man Eigelb und Feigenmilch — angerieben und auf den frischen grauen Kalkputz aufgetragen. Der Maler malte also naß in naß, und dies ist der Grund der guten Erhaltung der Farben und des Festhaltens auf einem steinhart gewordenen Putz, „denn diese technischen Vorzüge treten bei den angewendeten Kalkbindemitteln nur dann ein, wenn der Putz auf die frische Wand und die Farbe auf den frischen Putz kommt: der Art, daß der Versteinerungsprozeß des Kalkes in Wand, Putz und den Käse-Kalkbindemitteln der Farbstoffe noch teilweise gleichzeitig, also in inniger Verbindung von Wand, Putz und Malerei sich vollzieht.“ Steinbrecht.

Die Wandmalereien sind der Mehrzahl nach handwerksmäßig gefertigt. In den Kirchen war es Gesetz der katholischen Kirche, die zwölf Apostel, meist überlebensgroß, darzustellen. Sie haben Spruchbänder, worauf je eine Phrase aus dem apostolischen Symbolum verzeichnet war, und sie erfüllten so den Zweck, das Volk mit dem Texte dieses katechetischen Hauptstückes bekannt zu machen.

So fanden sich unter der Kalktünche in Marienfelde, III Abb. 55 und in Pettelkau die Apostel. Ebenso in Arnau (Samland), wo noch unter der Tünche verborgen die Geheimnisse des Symbolums dargestellt sind. (Hipler, Z. E. VI 125 f. und Heft I 21 ff.) — Ferner fanden sich beim Ablösen des Abputzes in der Kirche zu Falkenau einige Überreste von den Aposteln Matthias und Paulus, welche auf dieselbe Malerei der ganzen Kirche schließen lassen. Sie standen auf einem gelben Fliesenboden innerhalb einer gemalten Architektur, die in Ziegelschichten (lauter Läufer) bestand und je zwei vergitterte Rundbogen hatte. Über derselben erhoben sich in gelb und grau gemalte niedrige Tudorbogen, die in Fialen mit Kreuzblumen endeten und, wo sie zusammenkamen, niedrigere Fialen hatten, ganz in der Art und Weise, wie Alwin Schultz, Deutsches Leben 1892 große Ausgabe Fig. 168 die Zunftkanne der Bäcker zu Breslau darstellt.

Dazwischen waren die vorschriftsmäßigen Weihekreuze in üblicher Weise kreisrund, die Füllung rot, die teilenden vier Ovale gelb mit grauer Umrandung.

Von der Malerei war so wenig erhalten, daß über sie der Anstrich der Wände erfolgte, so daß sie jederzeit wieder aufgedeckt werden können.

In Wehlau war eine mäßige Wandmalerei im S. O. des Langhauses erhalten, welche die Anbetung der drei Könige aus Morgenland darstellte. Sie ist überstrichen worden. Dagegen sind in dem breiten Spitzbogen, welcher den Eingang zwischen Turm und Kirche bildet, Wandmalereien 1896 aufgedeckt, welche erhalten werden sollen. Die Malereien sind auf den noch frischen Putz mit großer Schnelligkeit und doch bedeutender Sicherheit gemalt, so daß man von handwerksmäßiger Arbeit nicht mehr sprechen darf. Auf der südlichen Leibung ist Christus am Ölberg und Judas Verrat dargestellt. Hierunter scheint eine friesartige Anordnung von Heiligenfiguren vorhanden gewesen zu sein, von denen zwei noch sehr gut zu erkennen sind.

Der ursprüngliche Kirchenfußboden lag weit unter dem jetzigen, so daß die Malereien noch tief unter den Kirchensitzen verborgen sind.

Auf der gegenüberliegenden Bogenleibung ist die Kreuzigung Christi mit Maria, die, wie es nur selten vorkommt, die Marterwerkzeuge auf ihrem Rücken trägt, dargestellt und darüber die Krönung der Maria. Die Malerei ist der Zeit von 1380 zuzuschreiben, wo die Kirche vollendet wurde. Näheres in Steinbrecht, S. d. A. P. 1897/98.

Die Krönung der Maria ist auch der Gegenstand einer Wandmalerei, welche der Bischof von Ermland durch Dr. Steinbrecht und uns in der Burg Heilsberg versuchsweise freilegen ließ und welche hoffentlich für diese schöne Burg weitere Aufdeckungen und Ausmalungen im Gefolge haben wird.

Ein Bild von drei Rittern und einem Fries von kleineren Kämpfenden darüber, welches an einem Pfeiler im Dome zu Königsberg, hat Bujack veröffentlicht, S. d. A. P. 1887/88 77 und wir nach ihm VII Abb. 204. Auch fanden sich Wandmalereien im Chore dieses Gebäudes im J. 1833 G. u. H. d. Dom z. K. 100.

Bei einer umfassenden Wiederherstellung ist hierauf ganz besonders zu achten, die unter der Tünche vorhandenen Malereien bloßzulegen und, wenn ihre Erhaltung nicht angeht, genaue Aufnahmen davon zu machen.

In Lochstedt haben sich im J. 1895 beim Reinigen der Wände der Komturswohnung Wandmalereien vorgefunden, die wohl die ältesten in der Provinz sein und der ersten Hälfte des XIV. Jh. angehören mögen.

Am vollkommensten ist das Ornamentale behandelt, z. B. die Zeichnung des Delphins unter Christophorus und die Kantenblumen.

Von hoher Schönheit scheinen die fast unkenntlich gewordenen Malereien in der Komtursstube gewesen zu sein. Über einem Teppichmuster, das den Raum einnimmt, wo die Möbeln standen, zieht sich ein Tierfries hin. Darüber erheben sich an der Schmalwand drei Ritter, von denen der eine wahrscheinlich Gottfried von Bouillon ist. An der Längswand sind ebenfalls drei Ritter gemalt. Auch über dem durchbrochenen Ostfenster zeigt sich eine Malerei, welche auf einen Gebietiger des Ordens sich zu beziehen scheint.

In dem kleinen Dienerstübchen haben sich die Malereien der drei Weisen aus dem Morgenlande, das Christuskind in der Mutter Schoß verehrend, und der h. Georg auf einem Schimmel, den Drachen erlegend, erhalten. Im Komtursremter sind über dem roten, von Löwenköpfen gehaltenen Teppich folgende Darstellungen: die Verkündigung Mariä. — Ein noch nicht erklärtes Bild, welches wahrscheinlich den Hauptmann zu Kapernaum darstellt. — Die Auferstehung Christi. — Moses empfängt von Gott Vater die Gesetzestafeln. Abraham bei der Opferung Isaaks. — Christophorus mit dem jungen Heiland durchschreitet den Fluß, in welchem ein Delphin schwimmt. — Die Kreuzigung. — Erzengel Michael tötet den Drachen. — Näheres in den Nachträgen.

Im Chore des Domes zu Frauenburg wurden Malereien aufgedeckt, welche die vier lateinischen Kirchenlehrer darstellten. Leider sind diese Bilder durch einen Nichtsachverständigen durch Übermalung entstellt worden, so daß man von ihrer einstigen Hoheit und Würde nichts mehr sehen kann. Vgl. Heft IV Abb. 78.

Jeder christliche Altar stellt ursprünglich, im Anschluß an die altchristliche Abendmahlsfeier über den Gräbern der Märtyrer, das Grab eines Heiligen dar. Seine einfachste Gestalt ist daher die eines sarkophagförmigen Tisches (mensa, trapeza). In seiner Ober- oder Vorderseite ist das sepulchrum, eine viereckige Vertiefung, die ein bleiernes Kästchen (capsa) enthält, welches die Weihungsurkunde und die Reliquien der Heiligen enthält.

Die vom Bischofe gemachten fünf Weihekreuze befinden sich auf seiner Platte.

Im M. A. wurde er in die Chornische zurückgezogen — wo der Chor rechtwinklig schloß, in den Chor hinein —, während er in den älteren Kirchen frei vor der Apsis

stand. Dabei mußte immer ein Umgang um den Altar für die Kommunikanten offen bleiben, während die Nebenaltäre sich an eine Seitenwand oder einen Pfeiler anlehnten.

Diejenige Seite eines Altares, welche rechts von dem auf ihm stehenden Kruzifix ist (also gewöhnlich die nördliche) heißt die Evangelienseite, die linke, südliche oder Sonnenseite die Epistelseite (cornu evangelii, cornu epistolae), weil n. das Evangelium, s. die Epistel verlesen wird. Die Evangelienseite heißt auch die Brotseite und die Epistelseite die Kelchseite, weil r. von dem der Altarseite zugewandten Priester der Kelch, l. das Brot aufgestellt wurde.

Da der Altar völlig schmucklos ist, so ist es schon frühzeitig Sitte geworden, ihn mit Vorsatztafeln und Teppichen zu bekleiden (antependia, frontalia); s. Laptau Heft I, Herrendorf Heft III; Pettelkau Heft IV u. s. w.

Die Aufstellung eines Kruzifixes, einiger Leuchter und des Meßbuches gehört zur liturgischen Ausrüstung des Altares; außerdem sollten nur noch Reliquienbehälter auf dem Tische stehen.

Gerade hieraus entwickelt sich zur Aufstellung derselben eine höhere Steinwand (retabulum) als erhöhter Standort und unter dem Einflusse der Gotik entstehen hieraus allmählich die großen, in Schnitzwerk ausgeführten Aufsätze, welche die oft überreiche und sich bis zur Decke der Kirche emporwipfelnde Umrahmung bilden für die Bilderaltäre und Reliquienaltäre.

Seit dem XIII. Jh. ist der Altaraufsatz ein Schrein, in welchem in polychromer Holzschnitzerei die Hauptscene dargestellt wird. Dem Schreine sind durch Bänder zwei oder mehrere Flügel (ostia, Lider) angeheftet, welche auf ihrer Innenseite teils in Holzschnitzerei, teils in bloßer Malerei Gegenstände aus der heiligen Geschichte enthalten, während ihre Außenseite lediglich bemalt ist. Seit dem XIV. Jh. enthalten die Altäre meist mehrere Flügel, die beliebig auf beide Seiten gewendet werden können und mannigfache Verwandlungen zulassen; man hat daher diese Schreine Wandelaltäre genannt und man unterscheidet Diptycha, Triptycha, Tetraptycha u. s. f.

Die Schreine stellte man auf das Retabulum, welches daher zur Altarstaffel (predella) wurde. Letztere bildet entweder ebenfalls einen offenen oder verschließbaren Kasten zur Aufnahme von Reliquien oder nur eine Tafel mit Malereien, unter welchen in kath. Zeit das Schweißtuch der Veronika am häufigsten auftritt (Pettelkau), während nach der Reformation das Abendmahl fast ausschließlich (zuweilen auch mit Porträtähnlichkeit des betreffenden Pfarrers) vorkommt.

Über die Mittelschreine bauen sich nun in Holzschnitzerei meist drei Baldachine in gotischen Formen auf, die verschiedene Heilige umschließen, — meist der Schutzheilige der Kirche in ihrer Mitte.

In Ostpreußen haben sich folgende Altaraufsätze aus der Gotik erhalten: Samland: Caymen, I Abb. 16; Sarkau, Cumehnen, Abb. 19; eine Madonna aus Heiligenwalde Taf. 2; Laptau; Lichtenhagen; St. Lorenz, Abb. 45; Medenau, Abb. 51 und eine Mutter Gottes, Taf. 2; Powunden; Quednau; Tenkitten, jetzt in der Marienburg; Tierenberg; Wargen, d. h. Michael Taf. 4 stammt wahrscheinlich von einem Altare. — Natangen: Hospital in Bartenstein, II Abb. 34; Cremitten, Abb. 47; Falkenau; Lamgarben; Löwenstein; Petersdorf, Abb. 92; Pörschken; Hospital zu Rastenburg, Abb. 103; Tolksdorf (?); Waltersdorf, Taf. 5. — Oberland: Blumenau, jetzt im P. M. Zimmer V Nr. 64; Reichenau, Abb. beider in diesem Hefte; Manchengut (?); Mensgut. Ermland: Allenstein, abgebrannt 1896; Braunsberg, Abbildungen

in diesem Hefte und Taf. II; Frauenburg, Taf. V; h. Andreas in Holzschnitzerei, Abb. 79; Guttstadt, Taf. II; Migehnen; Pettelkau, Abb. 150 und Taf. IX; Schalmey, Abb. 169. — Litauen: Kallninken, Abb. 43, 44, jetzt (1897) wiederhergestellt.

In neuster Zeit hat man wieder angefangen, in die gotischen Kirchen auch gotische Schreinaltäre zu setzen, oft von hoher Vollendung. Doch möchten wir davor warnen, zu kleine Heiligenstatuen darin aufzustellen, die das Volk nicht sehen kann (Plaßwich IV Abb. 153; Braunsberg). Gerade der gemeine Mann hängt an seinen Heiligen, zu denen er betet; wie soll er aber zu einem Heiligen beten, den er nicht erkennen kann?

Unter den Nebenaltären nimmt der Kreuzaltar (altare s. crucis, altare laicorum) einen besonders hohen Rang ein. Er steht unter dem Triumphbogen zwischen Chor und Langhaus (Frauenburg) und ist in Stifts- und Klosterkirchen für die Laiengemeinde bestimmt. Vgl. Humann, Z. Gesch. d. Kreuzaltäre, Ztschr. f. christl. Kunst 1893 73 ff.

Über ihm ist ein Querbalken durch die Kirche angebracht, auf welchem ein kolossaler, aus Holz geschnitzter und polychrom bemalter Kruzifixus mit den Statuen der Schmerzensmutter und des h. Johannes Evangelista aufgestellt ward (crux triumphalis). (Besonders schön in der Kirche zu Waltersdorf, Kr. Heiligenbeil.) Nach der Reformation hat man in vielen Kirchen die Triumphkreuze beseitigt und an der Seitenwand die Gruppe wieder aufgestellt (z. B. in Bartenstein, Kr. Friedland, oder an der Westwand (Bladiau, Kr. Heiligenbeil, wo ein Kreuz aus dem Anfange des XIV. Jh. mit Ästchen, als dem Baume des Lebens entsprossen, steht), bisweilen auch im Turm oder auf dem Dachboden (Wehlau).

Von Reisealtärchen nimmt der Marienaltar in der Kirche zu Freudenberg einen hohen Rang ein. Seine Malerei ist noch der Gotik zuzurechnen.

Zur Ausstattung des Altares gehört ein Kreuz und Leuchter. Durandus I Cap. 3 N. 31. „Inter duo candelabra crux in altari media collocatur." Die Kruzifixe in den Kirchen Ostpreußens sind mit wenigen Ausnahmen bescheidener Art. Das Altarkreuz in Rössel (IV Taf. I) ist mehrfach beschrieben: von Bergau in den M. d. Erml. Kunstvereins 1871 I 43 und von Dittrich in Ztsch. f. christl. Kunst 1891 IV 318 ff. Ein Reliquienkreuz in Guttstadt von 1541 (IV Taf. VIII) und zu Mehlsack (IV Taf. VIII), zwischen 1581—1623 entstanden, dessen Fuß schon eine entschiedene Renaissanceform zeigt, das Kreuz dagegen spätgotische. Das Braunsberger Kreuz (IV Taf. III) hat umgekehrt einen gotischen Fuß, während das Kreuz in der Renaissancezeit gearbeitet ist.

An messingnen gotischen Leuchtern ist Ostpreußen nicht arm, sie sind aber alle aus spätgotischer Zeit. Der runde Fuß steht gewöhnlich auf drei Löwen; sie haben einen cylindrischen, durch Ringe von verschiedener Größe gegliederten, kräftigen Schaft und einen zuweilen mit Zinnen gekrönten Teller, in welchem der Dorn steht. Solche Leuchter sind in Braunsberg von 1485; in Hohenstein mit der Inschrift: ave maria gratia plena; in Engelau und anderwärts vielfach.

Zur Aufbewahrung der noch zu besprechenden heiligen Gefäße diente das Sakramentshäuschen, welches immer im hohen Chore nördlich an der Brotseite des Altares in der Ostwand liegt und einen häufig mit gotischem Gitterwerk und Schloß versehenen Wandschrank bildete, jetzt aber fast überall außer Gebrauch gestellt

ist. Solche Sakramentshäuschen finden sich vielfach in fast allen gotischen Kirchen Ostpreußens. Das Sakramentshäuschen in Pobethen ist dadurch ausgezeichnet, daß auf der Innenseite seiner Thür eine Malerei aus dem XIV. Jh. sich befindet, welche Christus aus fünf Wunden blutend auf rotem Grunde mit eingestreuten goldenen Sternen darstellt, Malereien, wie sie sich wohl oft an dieser Stelle befunden haben werden.

Heilige Gefäße (vasa sacra) heißen die Gefäße oder Geräte, welche bei der Liturgie gebraucht werden. Da sie ausschließlich aus Edelmetall angefertigt werden sollten, so führt uns dies auf die Zunft der Gold- und Silberschmiede, an denen Ostpreußen reich war. Der Bibliotheksdirektor, Herr Dr. P. Schwenke hat bei Herausgabe der Silberbibliothek des Herzogs Albrecht 1894 schon eine Menge hiesiger Goldschmiede ermittelt; mehr noch werden wir vom Gewerbeschul-Direktor, Herrn E. von Czihak zu erwarten haben, von dessen Ermittelungen über die Goldschmiede in Ostpreußen wir aus seinem Manuskripte in den vorigen Heften einiges angeführt haben; seinen Aufsatz über „die kirchliche Kunst auf der Ausstellung von Geräten und Gefäßen aus Edelmetall zu Königsberg, 1894“ haben wir in nachfolgendem vielfach benutzt.

Schon Ende des XIV. Jh. werden Vorschriften erlassen, wonach die Goldschmiedezeichen vorgeschrieben werden:

„Lieber genediger herre. Diese nochgeschrieben artikel haben die Gebieteger und stete mit rate gehandelt. Czum ersten, was werkis die Goltsmede machen, des sal iklich eyn czeichen uf das werk slon, da sal man der stat czeychen bysetczen.“ S. r. W. III Nr. 288; 3. Die Willkür scheint Ende des XIV. Jh. gegeben zu sein.

Solche Zeichen trifft man indessen hierzulande nicht häufig vor dem Ende der Regierungszeit des Großen Kurfürsten an, wo die Anfangsbuchstaben des Meisters, bisweilen auch die Jahreszahl, gewisse Attribute und die sogenannten Jahresbuchstaben eingeschlagen werden. Letztere, von A anfangend und mit Z endigend, geben die Jahre von 1689 bis 1713 an, wo die Reihe wieder von vorn anfängt.

Als in den schweren Zeiten des Jahres 1809 ein Drittel des Wertes der Geräte zur Aufbringung der zu zahlenden 120 Millionen Francs an Frankreich einbehalten werden sollte, verordnete Friedrich Wilhelm III., daß die Geräte mit dem Steuerstempel, sogenannten Freistempel FW versehen werden sollten.

Einen Adlerstempel verordnete er als Gratisstempel für das nicht steuerpflichtige unentbehrliche Kirchensilber. Vgl. Rosenberg, Der Goldschmiede Merkzeichen 1890. Die Verordnung galt für ganz Preußen; daher die vielen Stempel in Ostpreußen.

Die heiligen Gefäße sind nun Kelche, Patenen, Hostienbüchsen, Gefäße zur Aufbewahrung der Eucharistie (Ciborien und Monstranzen), Meßkännchen und Gießgefäße (Ampullen), Weihrauchbecken und Schiffchen, Gefäße für die h. Öle, Meßglöckchen und Weihwasserkessel.

Der Kelch (calix) ist in gotischer Zeit zusammengesetzt aus dem Fuß (pes), Knauf (nodus, pomellum) und Becher (cupa oder cuppa), fast immer aus Silber gebildet und teilweise oder auch ganz vergoldet. Der Fuß ist gewöhnlich aus dem Sechspaß gemacht, von welchem eine Seite das Weihekreuz oder den Kruzifixus plastisch oder eingraviert enthält; die übrigen Seiten sind in späterer Zeit meist mit getriebenen oder gravierten Heiligenbildern verziert, unter denen Christus und die Jungfrau Maria am häufigsten vorkommt; dann die Apostelfürsten und die Patrone der Kirchen.

Der Knauf hat gewöhnlich sechs aus ihm hervortretende, meist viereckige und übereckgestellte, selten runde Stollen oder Zapfen (rotuli), die in niellierter oder email-

lierter Arbeit zumeist den Namen ihesus oder maria tragen. Diese Namen stehen häufig auch auf dem sechseckigen Schafte über oder unter den Zapfen. Bei den Kelchen aus Rosberg, Morungen und Heiligenbeil kommt der englische Gruß vor: ave maria gratia plena. Die Knäufe der späteren Zeit haben häufig ein Fischblasenmuster, z. B. der Medenauer (I Taf. 1).

Die Kupa wird meist mit aufgelegten Lilien verziert.

Der älteste Kelch ist der von 1379 zu Rosberg (IV Taf. X) mit Emailverzierungen, dessen Fußplatte im Sechseck geformt ist, von dem der Schaft in architektonischen Formen aufsteigt, während der Knauf mit drei übereckgestellten Rotulis oben und unten eine Blendenarchitektur mit Maßwerk trägt. Der mit einer Lilienreihe umgürtete Kelch steigt straff, ohne Biegung in die Höhe.

Der nächstälteste Kelch, vielleicht noch vom Ende des XIV. Jh., ist der aus Fischhausen (I Taf. 1).

Die weiteren gotischen Kelche zeigen bereits die Formen des XV. Jh. namentlich in der Bildung des Knaufes als Kapellenkranz mit Strebepfeilern, Baldachinen, Fialen und Wimpergen. Dieser Zeit gehört der Kelch aus Braunsberg von 1489, der h. Barbara geweiht, an, zwei Kelche aus Rößel, der zu Löwenstein (II Taf. 4), zu Pobethen (I Taf. 1), drei Stück zu Schippenbeil, der zu Medenau (I Taf. 1), der zu Aweyden (VI Abb. 16, 17).

Diese Formen des Kelches erhalten sich während des XVI. bis ins XVII. Jh. Der Kelch in Guttstadt, von Steinson 1631 der Kirche geschenkt, hat noch vollständig gotische Formen, während die Gravierungen des Fußes die Renaissance verraten.

Einen noch ausgesprocheneren Renaissancecharakter hat der schöne Drahtemail-Kelch aus Frauenburg (IV Taf. VI); nur der im Sechspaß geschlossene Fuß mit den Krabben dazwischen erinnert noch an die Gotik. —

Zu der Eucharistie gehört zugleich die Patene für das Brot, welche den Kelch abdeckt und gleichzeitig mit ihm geweiht ist. Sie ist rund und mit flachem Rande gebildet, auf dem an der Stelle, wo sie angefaßt wird, das Signaculum, ein Weihekreuz sich befindet. — Hervorragende gotische Patenen kommen in Ostpreußen nicht vor.

(Piscinen, das heißt durch die Mauer durchgehende Abzugskanäle, die sich innen etwas erweitern, um dem Priester zu ermöglichen, die Geräte zu reinigen und die Hände zu waschen, finden sich in mehreren gotischen Kirchen, so in Arnau (Samland), Alt-Christburg, Domnau und anderwärts.

Die an der Piscina vorzunehmenden Waschungen erforderten Handtücher, die auf besonderen Handtuchhaltern aufgehängt waren, aber in Ostpreußen nur noch aus dem XVII. Jh. erhalten sind und später erwähnt werden sollen.)

Die Monstranz verdankt dem Frohnleichnamsfeste ihre Entstehung. Dieses Fest, welches zu Ehren des Leibes Christi in der Hostie gefeiert wird, wurde in Deutschland erst gegen Ende des XIV. Jh. Sitte. Auf Bildern, welche sich hierauf beziehen, ist eine Prozession dargestellt, in welcher ein Priester mit der Monstranz die Hauptsache bildet.

Aus Reliquienmonstranzen entstanden, sind sie tragbare Tabernakel, die, auf einem dem gotischen Kelchfuße gleichenden Untersatze ruhend, den größten Reichtum in der Entwickelung der dem gotischen Turmbau entlehnten, konstruktiven und dekorativen Formen im entschiedensten Hochstreben zeigen.

Ihr Aufsatz bildet bei den glänzendsten Beispielen eine dreifache Pyramide, von denen die mittlere auf dem Ständer ruht und die beiden seitlichen übersteigt, welche unten, konsolenartig endigend, sich frei tragen.

In der Mitte des Tabernakels befindet sich ein Glas- oder Krystall-Gefäß zur Aufnahme der Hostie, die von einer halbmondförmigen Zwinge (lunula, auch mit Beziehung auf I. Mose 14, 18 Melchisedek genannt) gehalten wird.

Solche Monstranzen besitzt Ostpreußen in Alt-Wartenburg, Arnsdorf (1600), Mehlsack (1643), Migehnen (1674), Plaßwich (1634), Wormditt u. s. w. Heft IV Taf. I, IX, XIII.

Monstranzen in Sonnenform gehören erst der Zeit der Renaissance an und finden sich im Ermlande fast in jedem Kirchorte.

Das Brot oder die Oblaten werden in Ciborien, Pyxen-Büchsen, Schachteln und Dosen aufbewahrt.

Das Ciborium (κιβώριον = Samenkapsel einer ägyptischen Wasserpflanze) war ursprünglich die auf vier Säulen ruhende Altarbedachung. Danach hieß auch das Gefäß so, welches von dieser Bedachung herabhing und in dem das Brot bewahrt wurde (Suspensio). Schließlich nannte man Ciborium das Speisegefäß selbst. Es ist gewöhnlich in Form eines Deckelkelches mit vieleckiger Kuppa gebildet und hat häufig noch einen turmförmigen Aufsatz mit pyramidalem Dach. Ein solches Ciborium aus dem XVI. Jh. befindet sich in Guttstadt (IV Taf. VIII), vielleicht war es aber auch von Anfang an zur Aufbewahrung des h. Oles bestimmt.

Viel allgemeiner sind die Pyxen (Büchsen), die in späterer Zeit aus einem cylindrischen Gefäß von edlem Metall bestehen.

Zur Bereitung des Weines dienen die Meßkännchen (Meßpollen — wohl aus ampullae entstanden). Das eine diente für den Wein, das andere für das den Kelch ausspülende Wasser, und zur Vermeidung von Verwechselungen der beiden Kännchen erhielten sie auf dem Deckel ein V(inum) und ein A(qua).

Solche zwei Meßkännchen von vorzüglicher spätgotischer Arbeit, mit spiralförmig aus Silber getriebenem Bauche befinden sich in Braunsberg (IV Taf. III), während sie in den andren katholischen Kirchen meist aus Glas bestehen.

Die siebartigen Vorkehrungen (colatoria) und die kleinen Löffelchen (St. Lorenz), die dazu dienten, dem Weine im Kelche einige Tropfen Wasser beizumischen, sind in Ostpreußen selten geworden. Zu einem vollständigen Besteck solcher „Apostellöffel" gehörten dreizehn Stück: der dreizehnte mit einem Marienbilde. Auf der Silber-Ausstellung im Gewerbe-Museum zu Königsberg 1894 waren fast sämtliche Apostel vertreten (Privatbesitz). Vgl. die Löffel im P. M. K. 1889 IV 159 und 194.

Zur Messe gehören auch Geräte zum Waschen der Hände. Die Gießgefäße hatten bis ins XIII. Jh. und später noch die Form irgend eines der Natur nachgebildeten oder phantastischen Tieres. Ein solches Aquamanile in Löwenform war im P. M. K. 1889 IV 23 vorhanden, leider eingetauscht gegen eine Aquamanile in Form eines Pferdes. S. d. A. P. 1890 19. — Die spätere Gotik setzte an Stelle der Manilien kleine Kessel mit zwei Wasserabläufen, wie sich ein solcher Lavabokessel mit gotischer Minuskelinschrift in der Kirche zu Wormditt erhalten hat.

Zu den Reliquienbehältern, welche außerdem zur Konsekration der Altäre erforderlich waren, gehören Särge, — der Sarg der h. Elisabeth vom Deutschen Orden in die Kirche zu Marburg gestiftet —, Kästchen, Schachteln, runde Kapseln,

Türme, Tabernakel, die wir nur aus den Schatzverzeichnissen und Inventaren herauslesen können.

Ein Brustbild hat sich noch in Heilsberg erhalten: es ist die aus Kupfer getriebene Büste der h. Ida, einer der elftausend Jungfrauen, die als Märtyrer in Köln durch die Hunnen starben; IV Abb. 125. „Die Krone auf dem Haupte ist fest, silbervergoldet, das Haar gleichfalls vergoldet; alle Fleischteile, Lippen und Augen mit Lackfarben in der vielfach geübten Weise kalt bemalt. An dem viereckigen Sockel mit Horizontalgliederung und Zinnenkranz befinden sich drei gegossene Platten mit Reliefdarstellungen der hh. Petrus, Paulus und Barbara."

„Bei weitem das bemerkenswerteste und künstlerisch vollendetste Stück ist das Pazifikale des Frauenburger Doms, das die Wappen des Bistums Ermland und des Bischofs Lukas Watzelrode (1489—1512) trägt; IV Taf. I. Die kreisförmige Mittelscheibe, unter der sich die Kreuzpartikel befindet, ist mit einem durchbrochen gearbeiteten Wulstrand umgeben. Der Saum wird durch vier größere Kreisbogenfelder gebildet, in deren Zwickel vier kleinere Bogenfelder eingesetzt sind; alle Felder sind mit herrlich gearbeitetem, krausem Laubwerk und Halbedelsteinen verziert.

In derselben Weise ist der geschweifte, unregelmäßig sechseckige Fuß mit der Fußplatte geschmückt; er zeigt das technische Können des ausgehenden XV. Jh. in höchster Vollendung. Der Sockel unter der Fußplatte ist mit einer Galerie im Fischblasenmuster durchbrochen und besitzt besonders profilierte, vortretende Standreifen.

Der Nodus ist in der Weise der Zeit als Architekturstück aus gekuppelten Maßwerksfenstern, Strebepfeilern mit Kielbogen und Fischblasenmustern gebildet.

Die Rückseite zeigt die üblichen Gravierungen, den Kruzifixus und die Evangelistensymbole.

Ein ähnliches Reliquiar ist in der Braunsberger Pfarrkirche; IV Taf. III. Während dessen oberer Teil dem Frauenburger Pazifikale in der Schönheit der durchbrochenen Arbeit nahe steht und noch spätgotische Anklänge zeigt, ist der Schaft und Fuß in sehr reinen, edlen Renaissanceformen vom Ende des XVI. Jh. gearbeitet; insbesondere ist die Treibarbeit des Ornaments hervorzuheben.

Ein Scheibenreliquiar in gotischen Formen mit durchbrochenem Laubwerk auf einem Balusterfuß des XVII. Jh. ist in Wormditt; IV Taf. XIII.

Den Reliquiarien zuzuzählen ist der Untersatz für die goldene Statue des h. Andreas in der Domkirche zu Frauenburg. Die Statue ist ein Geschenk des Fürstbischofs Johann Albert (1621—1633), Sohn des Königs Sigismund von Polen. Sie selbst besitzt zwar einen hohen materiellen, aber einen ziemlich geringen künstlerischen Wert.

Der Untersatz dagegen, IV Taf. VII, aus schwarzem Ebenholz gefertigt und Reliquien enthaltend, ist in sehr bemerkenswerter Weise durch aufgelegte goldene Ornamente und Zierbeschläge, ferner durch Kameen in reichster Fassung geschmückt. Die sehr eleganten Zierbeschläge sind mit vielfarbigem Email in wirkungsvoller Weise belebt; das Ganze ist ein Kabinettstück, technisch vollendet, aber an dieser Stelle im Maßstab ganz verfehlt." (Teilweis nach von Czihak.)

Daß die alte Zeit viel reicher an Silber- und Goldgerät war, beweist schon Johann von Posilge, der im J. 1412 meldet: „Ouch wart abir kirchingerethe von Monstrancien, kelchin unde manchirleie czirunge der kirchin von allin hûsern (Burgen)

des Ordens genommen, das alles vorsmelczt wart mit grosim schadin." Im J. 1519 mußten auf Verfügung des Hm. Albrechts sämtliche Kirchen Samlands und Natangens ihr Silbergerät und sonstige Kleinodien nach Königsberg liefern, um dort eingeschmolzen zu werden.

Im J. 1734 erließ Friedrich Wilhelm I. — um dies gleich hier einzuflechten — die Verordnung, daß sämtliche Gewerbe der Stadt Königsberg ihr Silberzeug sofort zu verkaufen hätten, eine Maßregel, mit welcher man dem überhandnehmenden Unfug der Gewerbschaftszechgelage zu steuern hoffte. Eine fernere Erinnerung der Regierung an den Magistrat erging im J. 1744, nach welchem auf schnellere Durchführung des 1734 gegebenen Befehls gedrungen wurde.

Selbstverständlich waren die Gewerke von dem Gesetze wenig erbaut und insbesondere zeigten sich die Kupferschmiede widerspenstig, bis auch sie wohl oder übel ihren Silberschatz zum Materialwerte verkaufen mußten. Bei den Akten auf dem Magistrate zu Königsberg befinden sich noch Verzeichnisse von 73 hiesigen Gewerken, die ihr Silber veräußert haben, und so traurig der Verlust aller dieser Güter ist, so gewährt es dem Forscher doch Freude, den erstaunlichen Reichtum der Gewerke an Willkommenschildern, Schellenkränzen, Humpen, Bechern u. s. w. festzustellen. Obwohl nur der Edelmetallwert bezahlt ward, so haben beispielsweise die Festbäcker des Kneiphofes eine Einnahme von 1083 Gulden und 11 Groschen erzielt.

Wenig Überreste davon sind noch vorhanden. Vom Ende des XV. Jh. haben wir ein nachweisbares Werk der Königsberger Goldschmiedekunst, das VII Abb. 228 gebrachte Wappen des Hölkenwinkels im Kneiphofe, welches sich jetzt im Museum zu Sigmaringen unter dem Namen „Dänisches Schifferzeichen" befindet.

Zur vollständigen Ausstattung eines Altares — einer capella [1]) — gehören außer den im vorhergehenden behandelten Einrichtungsgegenständen auch die **liturgischen Gewänder**, der **Krummstab**, das **Brustkreuz** und das **Pallium** der Bischöfe.

Von **Meßgewändern** der gotischen Zeit ist in Ostpreußen nicht mehr viel vorhanden: in **Braunsberg** ist eine Kasel von goldbroschiertem Sammet mit schönem Granatapfelmuster. In **Frauenburg** befindet sich eine Vesperkappe und eine Kasel aus älteren, türkischen Stoffen, die 1683 von König Sobiesky bei Wien erobert wurden.

An **Bischofsstäben** haben sich zwei in **Frauenburg** aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten.

Von der Ausstattung der Kirchen mit **Kanzeln**, **Taufsteinen**, **Orgeln**, **Gestühl**, **Kronleuchtern**, **Grabdenkmälern** und **Glocken** ist aus gotischer Zeit ebenfalls wenig vorhanden.

Gotische **Kanzeln** (von cancelli, die Schranken) kommen hier nicht vor. Der **Lettner** (von lectorium, das Lesepult) im Dom zu Königsberg, der 1333 urkundlich erwähnt ist, ist längst verschwunden, aber man kann sein einstmaliges Vorhandensein

[1]) „Der Name **Kapelle** stammt von der kleinen cappa des h. Martinus, welche als das größte Nationalheiligtum im Palaste der merovingischen Könige in einem besonderen Oratorium aufbewahrt und im Kriege vorangetragen wurde. Zur Hütung des Heiligtums waren besondere Geistliche angestellt, welche capellani genannt wurden. Von da wurde **Kapelle** der Name zunächst für fürstliche Privatkirchen, nachher überhaupt für private und kleinere gottesdienstliche Räume und Gebäude." Otte, Handb. d. kirchl. Kunst-Archäol.[5] I 265. Dann heißt capella auch die gesamte, für ein feierliches Hochamt bestimmte Kleidung aus demselben Stoff, derselben Farbe u. s. w.

noch an der Breite der die Kirche und den Chor trennenden Mauer nachweisen. Die Mauer ist rund 1,25 m dick, was der für den Lettner vorgeschriebenen Dicke von vier Ziegeln entspricht.

Gotische Taufsteine sind gleichfalls nicht vorhanden: der Taufstein zu Frauenburg mit kupfernem, spiralförmigen Deckel ist wohl aus späterer Zeit. Der Taufstein zu Herrndorf im Oberlande (III Abb. 21) scheint ein Weihwasserstein gewesen zu sein. Der romanisch aussehende Taufstein im Dome von Königsberg ist 1595 gemacht. Ähnlich der Taufstein zu Rudau. Vgl. die Taufsteine in Kulm und in Graudenz (D. Bau- u. K. der Prov. Westpr. 1887—1895, Kulm Beil. 7. Graudenz Beil. 3.). Auch der Taufstein zu Tilsit scheint der Renaissance anzugehören.

Zu wünschen wäre, daß die vielen außerhalb der Kirchen liegenden Tauf- und Weihwassersteine wieder in dieselben hineingeschafft und, wo sie nicht gebraucht werden, wenigstens im Turme Platz finden, wie es z. B. in Fischhausen geschehen ist.

Daß die (namentlich in Samland) aus den Kirchen hinausgeschafften Taufsteine zum Teil noch aus gotischer Zeit stammen, soll nicht bestritten werden, obgleich mangels jeglichen Ornamentes dies nicht zu beweisen ist.

Ein Handtuchhalter in der Sakristei der Kirche zu Braunsberg scheint der Spätgotik anzugehören.

Die frühsten Orgelgehäuse gehören der Barockzeit an.

Von gotischem Gestühl wäre vor allem zu nennen der Bischofstuhl von 1503 und der Zweisitz im Dome zu Königsberg (VII Abb. 215, 216), das Chorgestühl aus der ehemaligen Marienkirche zu Braunsberg (III Abb. 51, 52), das spätgotische Gestühl im Langhause des Domes zu Frauenburg, aus dem Chorgestühl des Domes zusammengesetzt (IV Abb. 80), die Wange eines Gestühls des Hm. Friedrich zu Sachsen 1509, ursprünglich zu Neuhausen, jetzt im P. M., das Gestühl in Samland: Quednau, Tierenberg, Juditten, Cumehnen, Arnau; Natangen: Allenau, Domnau, Falkenau, Mühlhausen, Schippenbeil, Schönfließ, Schwansfeld; Ermland: Guttstadt.

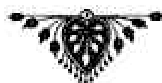
An spätgotischen Kronleuchtern ist in Braunsberg ein herrlicher Muttergotteskronleuchter; IV Abb. 48, von dem ein Abguß jetzt in der Marienburg hängt. Weniger schön sind die Muttergotteskronleuchter zu Wormditt und in der Pfarrkirche zu Frauenburg. Letzterer von 1576 zeigt schon den Übergang zu den Kronleuchtern niederländischen Charakters, die meist dem XVII. Jh. angehören.

An gotischen Grabsteinen ist Ostpreußen arm zu nennen. Der schönste ist jetzt an der inneren S. Wand am W. Ende der Pfarrkirche zu Braunsberg aufgestellt, das Denkmal, welches der Bischof Lukas Watzelrode (1489—1512) seinem Vorgänger Paul von Legendorf (1458—1467) hinterließ: in gotischer Umrahmung von Bronzeguß zeigt es den Bischof in ganzer, lebensgroßer Gestalt in Bronze gegossen. Es wird ohne urkundlichen Nachweis der Hütte Peter Vischers zugeschrieben.

In der Kirche zu Gerdauen befindet sich ein gotischer Grabstein, in zwei Teile gespalten, von einem Ritter mit Topfhelm mit nicht mehr entzifferbaren gotischen Minuskeln. Auch der Dom zu Königsberg hat mehrere, leider sehr abgetretene Grabsteine aus der Zeit der Gotik.

Schöne Grabsteine aus der Renaissancezeit liegen in der Kirche zu Gilgenburg. Ebenso in Falkenau und Morungen.

Die älteste, uns bekannt gewordene, **datierte Glocke** hängt im Rathause zu Wormditt und ist von 1384. — Marienfelde 1403, umgegossen. — Hohenfürst 1404. — Barten 1425. — Löwenhagen 1451. — Friedland von 1452, 1470 und 1495. — Schönwalde 1492. — Königsberg Dom 1492. — Waltersdorf 1495. — Grunau 1495. — Steinbeck 1501. — Neuendorf 1501. — Hirschfeld 1502, 1890 verkauft. — Morungen 1502. — Bartenstein Johanniskirche 1505, umgegossen. — Puschdorf 1510. — Pellen 1513. — Hermsdorf 1515. — Pr.-Mark 1515. — Heiligenwalde 1515, umgegossen 1855. — Medenau 1521. — Schippenbeil 1521, nicht mehr vorhanden. — Tierenberg 1522. — Schnellwalde 1522. — Schmobitten 1541. — Dietrichsdorf 1545. — Pr.-Holland zwei von Gert Benninck 1546 gegossen. — Drengfurt, ein Meßglöckchen von 1566 mit Fries, auf dem schon Orpheus, den Tieren vorgeigend, erscheint. — Tierbach 1584 von Hermann Benning. — Lennenburg 1593. — Ottenhagen 1594 (?). — Usdau 1599 von Gerdt Benning.



Kulturgeschichte Ostpreußens

von Albrecht I. bis zu den Freiheitskriegen.

„Wenn die größere westliche Hälfte Ostpreußens seine deutsche und christliche Kultur den Rittern des Deutschen Ordens zur Zeit der Herrschaft des Papsttums verdankt, so verdankt die kleinere östliche Hälfte des Landes ungefähr denselben Fortschritt der Regierung der Herzöge und Könige nach der Reformation.“ Toeppen, Geographie 1858 264.

Auf Friedrich von Sachsen folgte 1511 als Hochmeister jener große Fürst, der, später dem Hochmeisteramt entsagend, sich zum ersten Herzoge in Preußen machte, Albrecht von Brandenburg. Sein Vater regierte in Anspach; sein Vetter Joachim Nestor in der Mark Brandenburg als Kurfürst; der König von Polen Sigismund war sein Onkel.

Vergeblich mahnte ihn dieser an seine Pflicht, ihm den Lehnseid zu leisten. Im Jahre 1519 kam es zum offenen Bruch mit ihm und es begann der kleine oder zweijährige polnische Krieg, der 1521 mit einem vierjährigen Waffenstillstand endigte.

Mittlerweile waren in Wittenberg von Martin Luther 1517 die Thesen an die Thür der Schloßkirche geschlagen worden. Der Hochmeister Albrecht hatte auf einer Reise nach Nürnberg den dortigen Pfarrer Osiander kennen gelernt. Seine Predigt hatte ihn mächtig bewegt und er beschloß, Luthers Lehre anzunehmen und Osiander zu bestimmen, ihm an seinen Hof zu folgen. Er entsagte dem Orden und machte sich 1525 zum Herzog von Preußen. Das ganze seit dem Thorner Frieden gebliebene Preußen folgte seinem Beispiel.[1])

Aber die Wahl Osianders zum Pfarrer der Altstadt und Professor primarius in Königsberg war keine glückliche. Er fing an sich zu überheben: nolo, nolo vinci, neque te, neque alios ferre possum judices!

Die Kanzeln wurden zu Streitstühlen, wodurch die Gemüter immer mehr erbittert wurden. Osiander lehrte öffentlich Irrtümer, die er wahrscheinlich zu machen wußte, über die er aber nicht disputieren wollte. Endlich untersagte ihm der Herzog alle harten Ausdrücke.

[1]) Luther schrieb 1525 an Polentz: Vide mirabilia! ad Prussiam pleno cursu plenisque velis currit Evangelion. Luthers Briefe von de Wette herausg. II 649.

Mit Osianders qualvollem Tode verstummten aber die Streitigkeiten nicht: Funck, Aurifaber und Sciurus begannen aufs neue Zank zu erregen. Albrecht befahl, daß man den Urteilen der württembergischen Geistlichkeit folgen sollte. Endlich suchten die Stände Hilfe bei Polen. Die Angelegenheit wurde untersucht und Funck, Schnell und Horst mußten durch ihr Blut vor dem kneiphöfischen Rathause diesen hitzigen Streit büßen.[1])

Im Jahre 1525 nach Zurückkunft des Markgrafen aus Deutschland wurden die Ordensämter abgeschafft und an ihre Stelle traten bis 18. Januar 1701 die vier Regimentsräte: 1. der Landhofmeister; 2. der Oberburggraf; 3. der Kanzler; 4. der Obermarschall, die von da ab bis 1804 das Etatsministerium hießen. Das Land ward in den samländischen, natangischen und oberländischen Kreis geteilt.

Nach der Reformation wurden beim Übertritt Natangens und Bartens zur evangelischen Lehre auch die Amtsbefugnisse des Bischofs von Samland aufgehoben. Dieser erhielt die Gebiete von Balga, Bartenstein, Pr.-Eylau, Zinten, Heiligenbeil, Brandenburg, Kreuzburg, Domnau, Friedland, Schippenbeil und Barten zu seiner Verwaltung, während dem Bischof von Pomesanien Nordenburg, Angerburg, Rastenburg, Sehesten, Lötzen, Lyck, Rein, Stradaunen und Johannisburg zugeteilt wurden.

Herzog Albrecht setzte die ostrokolnische Grenzsäule. Sie ist im Jahre 1545 nicht eigentlich bei Ostrokollen, sondern bei dem Dorfe Prostken unweit des Lyckflusses errichtet und bezeichnet die Grenze nicht nur zwischen Preußen und Litauen, sondern auch zwischen Preußen und Masovien. Sie trägt die von George Sabinus[2]) gedichtete Inschrift:

Quando Sigismundus patriis Augustus in oris
  Primus et Albertus Marchio jura dabant,
Ille Jagellonis veteresque binominis urbes
  Hicque Borussorum pace regebat opes,
Haec erecta fuit moles, quae limite fines
  Signat et amborum separat arva Ducum.
    Anno MDXLV. Mense Augusto. (Heft VI Abb. 43.)

Herzog Albrecht starb zu Tapiau 1568, am selben Tage wie seine zweite Gemahlin zu Königsberg.

Albrecht war ein Freund und Beschützer der Wissenschaften; das erweist sich durch seinen ausgebreiteten Briefwechsel, durch die vielen ihm gewidmeten Schriften, durch die Errichtung der ersten öffentlichen Bibliothek auf dem Schlosse (1534), der Grundlage der heutigen königlichen, durch die Begünstigung der Buchdruckereien (Gattenhofer und Hans Maler 1524 nebst Papiermühle, Hans Weinreich 1523, Hans Luft aus Wittenberg 1549) wie der ersten Buchhandlungen (Liborius 1528, Hans Krüger 1537), während bis dahin nur selten umherziehende Buchführer sich bis K. eingefunden hatten, wie Hans Horch 1494.

Nicht minder sehen wir durch Herzog Albrecht die Bahn gebrochen, in Königsberg selbständige Meister der schönen und bildenden Künste zu versammeln. Er legte die

---

[1]) Der Zeitgenosse Hennenberger schreibt dazu: Jahr vnd tag findestu in diesem Vers:
SIMonIs IVDae, SneL, FVnk, Horst, Interiere.
Es war aber der 28. Oktober 1566.

[2]) George Sabinus, geb. 1508, Sohn des Bürgermeisters zu Brandenburg a. Havel, Gatte der Anna Melanchthon, Organisator der 1544 gestifteten Universität Albertina. Sechs Bücher lateinischer Elegien von ihm; † 1560 zu Frankfurt a/Oder.

erste Sammlung von Gemälden an, vorzugsweise aus den Bildnissen der berühmtesten Männer des XV. Jh. (Huß, Kaiser Sigismund u. s. w.) und aller damals lebenden deutschen Fürsten, wofür die beiden Maler Lukas Cranach mit ihm im regsten Verkehr standen;[1]) er ernannte Crispin Herrandt zu seinem Hofmaler, sandte den Maler Heinrich Königswieser zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen, zog den berühmten Jakob Binck (c. 1490 Cöln — 1569) aus den Niederlanden nach Königsberg — den hervorragendsten Maler und Kupferstecher, welcher in älterer Zeit in Ostpreußen gelebt hat —, ferner den Maler Georg Pencz aus Nürnberg (1500—1550) und berief achtungswerte Bildhauer und Holzschnitzer hierher.

Durch ihn wurde auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Renaissance in Ostpreußen eingeführt. Während das reichere Danzig durch sein Bürgertum seine Macht erlangte, ist es in Ostpreußen das Fürstentum, welches dem Lande Glanz gab, soweit man im bescheidenen Sinne davon sprechen darf.

Denn der Deutsche Orden hatte sich in seiner Bedrängnis absichtlich an die deutschen Fürstenhäuser gewandt, um aus ihnen Hochmeister zu erlangen, zuerst Friedrich von Sachsen, dann Albrecht von Brandenburg.

Aber Albrechts stete Abhängigkeit von seiner Umgebung ließ ihn den Mut nicht finden, dem Lande die rechte Förderung zu bringen; ja seine Unselbständigkeit verführte ihn auch, Skalichius Vertrauen zu schenken und sich durch ihn betrügen zu lassen.

Die **Renaissance**, die „Wiedergeburt“ antiker Auffassung, gelangt aus drei Ländern nach Deutschland: Italien, Frankreich und den Niederlanden. Während sie in Süddeutschland (Österreich und Baiern) von Italien aus an die katholischen Fürstenhäuser herantritt, während Frankreich seinen Einfluß in Mitteldeutschland geltend macht (Württemberg, die Pfalz, Sachsen und Brandenburg), empfangen die norddeutschen Küstenstädte, durch den Handel über See begünstigt, die Renaissance aus den Niederlanden.

Die deutsche Renaissance entwickelt sich nicht aus einem einzigen Mittelpunkte. Das verhinderte die politische Vielherrschaft und die tiefgehende Spaltung im Volke. Während man in Frankreich die aufeinander folgenden Entwickelungsstufen der Renaissance zutreffend mit den Regierungszeiten der Könige von Franz I. bis Ludwig XIII. zusammenfallen läßt, würde eine Bezeichnung der einzelnen Perioden der deutschen Renaissance mit den Namen der gerade regierenden Kaiser vollständig sinnlos sein.

Wenn Lübke die deutsche Renaissance (mit Ausnahme vereinzelter früherer Werke) in der Baukunst mit 1550 beginnen und bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, bis 1618, währen läßt, so dauert sie in Ostpreußen nicht so lange. Schon Ende des XVI. Jh. treten hier Formen auf, die man wohl berechtigt ist, dem Barockstil zuzurechnen. Und Berings Plan von Königsberg, der 1613 erschien, ist (namentlich in der Kartusche rechts) ganz barock gezeichnet. —

Zuerst ist der Umbau der Burg zu Königsberg zu nennen, der von 1532 an ausgeführt wurde und dessen westliche Flügel von 1584—1595 durch den Markgrafen George Friedrich, den Administrator Preußens, vollendet wurde. Die Meister des Neubaues waren Blasius Berwart und Hans Wißmar.

---

[1]) Vgl. Voigt, Des Markgrafen Albrecht Briefwechsel mit den beiden Malern Lukas Cranach und dem Buchdrucker Hans Luft. Beitr. z. Kunde Preußens III 1820 212 ff. 293 ff.

Des sogenannten Geburtszimmers Friedrich I. (VII Abb. 49) haben wir in Heft VII gedacht: es ist ein Juwel der Frührenaissance. Auch die Silberbibliothek des Herzogs Albrecht haben wir darin besprochen (VII Abb. 112—116).

Die Bildhauerarbeit des Portales von 1551 (VII Abb. 22) und besonders des Portales am Moskowitersaal (VII Abb. 27) sind bemerkenswert; auch die gußeiserne Kaminplatte (VII Abb. 39), namentlich ihrer Frührenaissanceornamente wegen; ferner das Epitaph aus Springborn (IV Abb. 184).

An Epitaphien sind ferner zu erwähnen die des Herzogs Albrecht I. und seiner beiden Gemahlinnen im Dome zu Königsberg, des Bischofs Bathori zu Wartenburg, die kleinen holzgeschnitzten Statuetten des Moses und Aron aus Morungen, jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Königsberg, und das Wappen des Bischofs Ferber in Frauenburg von 1537, welches Herr Professor Dr. Dittrich Danzig zuschreiben möchte, „wo damals schon die Renaissance bekannt war und mit Geschick geübt wurde.“ E. Z. XI 285.

Eingedenk der Meisterarbeiten eines Heinrich Holzapfel und Laurentius Adrian von 1531 könnte Dr. Dittrich im Rechte sein, und wir müßten das schöne Wappen einem Danziger Meister statt Italien zuschreiben.

Herr Dr. Ehrenberg will dies Wappen einem späteren Bischof als Ferber zuschreiben, was uns nach dem bei Frauenburg erwähnten Befestigungsplane des Ferber nicht recht angängig erscheint. A. M. 1895 185.

Dann ein Kelch von 1578 in St. Lorenz, der gute Frührenaissanceornamente im sechsteiligen Fuße trägt. Auf den sechs Stollen des Knaufs schön eingravierte Heiligenbilder.

Malereien der Frührenaissance befinden sich auf den Altären zu Caymen, Laptau und Migehnen. Auch die acht Bilder aus dem Leben des h. Jodocus in Santoppen sind schon der Frührenaissance zuzurechnen. Der Taufdeckel aus der Pfarrkirche von Braunsberg (IV Abb. 47) von 1573 enthält gute kleine Gemälde.

Die Frührenaissance ist aber in Ostpreußen nur von kurzer Dauer, und bald machen sich derbere, Licht und Schatten scharf verteilende Formen bemerkbar, für die wir den Ausdruck Barockstil gebrauchen. Man versteht unter Barockstil die am Ausgange der Renaissance herrschende Weise, durch bis zum Übertriebenen und Überladenen verstärkte Formen, durch geschweifte und gekrümmte Linien, durch scharfe Kontraste zu wirken und den Schein der Kraft und des Lebens zu erhöhen. Doch überwiegt die Freude an dem Malerischen, welches auch in den anderen Künsten gegen früher einen breiteren Raum einnimmt.

In Italien hatten Bernini und noch mehr Francesco Borromini (1599—1667) die Wirkungen des überlieferten Renaissancestils durch bewegtere Linien und der Malerei entlehnte Mittel gesteigert. Durch sie kamen die Kurven bei der Fassadenanlage, die durch Halbsäulen verstärkten Säulen, welche vortreten und die auf ihnen ruhenden Gebälkteile nachziehen, die Verkröpfung, das Spiel mit Schatten und perspektivischen Wirkungen zu allgemeiner Aufnahme.

Die Privatbauten treten hinter den Kirchen weitaus zurück, und nur im Ausgange des XVII. Jh. baute Christian Eltester aus Potsdam das Schloß in Grünhof bei Pobethen, 1697 entstand das Schloß zu Holstein und John von Collas errichtete zu Anfang des XVIII. Jh. die Schlösser zu Carwinden, Friedrichstein und Dönhoffstädt, während die ursprüngliche Anlage des Schlosses zu Schlobitten älter zu sein scheint und im XVII. Jh. vom Burggrafen Abraham zu Dohna umgebaut wurde.

Das Äußere der Kirchen ist zumeist unscheinbar. Der Putzbau tritt auf. Die Thüren und Fenster werden immer noch spitzbogig angelegt; letztere erhalten häufig eine rechteckige Umrahmung von Blenden (Seeligenfeld, Kaukemen, die Altroßgärter, Neuroßgärter, Tragheimer, Haberberger Kirche zu Königsberg). Auch die Strebepfeiler treten noch auf, werden aber nicht mehr bis zum Dache aufgeführt. Die Mönche und Nonnen auf dem Kirchendache sind verschwunden und haben dem Pfannendache Platz gemacht.

Die Kirchtürme sind selten schön: die gut gebauten, wie der der Neuroßgärter und der der Haberberger Kirche in Königsberg, der an niederländische Bauweise erinnert, machen eine Ausnahme. Das schöne Dach des Powundener Kirchturms mit seinen vier Nebentürmchen stammt von 1691. Gute Turmspitzen zu Tilsit, deutsche Kirche von 1702, zu Krossen bei Wormditt von 1720 und zu Heilige Linde von 1720.

Die Thüren sind meist ganz einfach und haben in seltenen Fällen gute schmiedeeiserne Bänder, wie zu Bladiau, II Abb. 36, und Kreuzburg, II Abb. 52.

Ein originelles Thürschloß befindet sich an der Kirche zu Marienfelde, III Abb. 54 (ebenda an einem Privathause ein Thürklopfer, III Abb. 58). Eine gute Sammlung von Arbeiten aus Schmiedeeisen im Kunstgewerbemuseum zu Königsberg. Ein hübsches Thürschloß zu Barten, II Abb. 19, und zu Lindenau bei Groß-Schönau, II Abb. 111.

Das Innere der Kirchen ist zumeist nüchtern: zum großen Teil sind die Wände nur geputzt und geweißt, die denkbar schlechteste Farbe, die man einer Kirche geben kann.

Die flache Decke ist meist mit Gemälden versehen worden, die im XVII. und im ersten Drittel des XVIII. Jh. handwerksmäßig hingestrichen sind, aber doch bisweilen bekunden, daß der Maler Geschick in der Komposition und Anordnung des Stoffes besaß.

Von diesen Malereien haben sich noch mehrere erhalten; so in der Schloßkirche in Königsberg am Gewölbe von 1604; in der Neuroßgärter Kirche ebendaselbst von 1647; Insterburg 1644—53; Seesten 1624; Alt-Schöneberg XVII. Jh.; Landsberg 1660; Altstadt im Oberland nach 1682; Gilgenburg 1601; Schalmey 1680; Roggenhausen und Krekollen XVII. Jh.; Kallinowen 1666; Alt-Christburg; Reichenau; Uderwangen; Schönbrück; Regerteln; Brandenburg 1702; Eumehnen 1703; Schölit 1708; Germau 1717; Klaukendorf, Reichenbach, Krossen; Seeburg (Schlußsteine) 1720; Groß-Bertung 1724; Heilige Linde 1722—1724, die äußeren Kapellen 1732.

In Stegmannsdorf 1748/49 und Wusen 1752 hat der Maler Lossau die Kirchendecken nach der Weise des Paters Andrea Pozzo perspektivisch ausgemalt, IV Taf. XIV, XV. Wir sprachen damals die Vermutung aus, daß der Maler wahrscheinlich in Würzburg unter Tiepolo gearbeitet habe.

Als in der Mitte des XVI. Jh. die Renaissance hier einwanderte, wurde die Gestalt der Altaraufsätze eine andre. Man begnügte sich nicht mehr mit den Schnitzereien des Altarschreins, sondern machte in verschiedenen Stockwerken — oft bis zur Kirchendecke hoch — Säulenstellungen meist korinthischer Art, oft reich und schön mit Weinranken oder anderem Laubwerk überzogen, und legte darüber ein Gebälk an.

In diese Säulenstellung wurde nun ein Gemälde gesetzt, welches den Haupt schmuck des Altars bildete. Der Maler war also die Hauptsache für den Altar Zwischen den Säulenstellungen wurden meist geschnitzte Apostelgestalten aufgestellt.

Hierüber baute sich ein zweites Geschoß auf, kleiner als das Hauptgeschoß und mit einem kleineren Gemälde ausgestattet. Neben dem Gemälde finden sich meist die Holzschnitzereien von Moses und Johannes dem Täufer oder Aaron, Petrus und Paulus oder den beiden Johannes.

Die Krönung bildet meist der triumphierende Christus (oder Christus mit dem Lamm) zwischen den Gestalten der Charitas, der Spes und Fides oder Engeln.

Die korinthischen Säulen werden hier nicht mit Kanneluren versehen, wie in der Antike, sondern ihr Schaft steigt glatt auf. Zu der attischen Basis kommt häufig noch ein mehr oder minder reich ornamentierter Sockel.

Beinahe eben so häufig kommen aber auch korinthische Säulen mit gewundenem Schafte vor, offenbar in Nachahmung der gewundenen Säulen, womit Bernini 1629 den Hauptaltar in St. Peter geschmückt hatte.

Das über den Säulen befindliche Gebälk ist bis zur ersten Hälfte des XVII. Jh. noch gerade: Dom zu Königsberg 1591, Altar zu Arys 1596, Tilsit, deutsche Kirche 1611, St. Annenaltar zu Frauenburg 1639, Magistratsaltar in Braunsberg 1640. In dem Ornamente ist das Rollwerk vorwiegend.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jh. macht das Rollwerk „viel unbestimmteren, verschwommenen, knorpelartigen Bildungen Platz, die, wie aus herabträufelndem Kuchenteig ohne feste Umrisse gefertigt, mehr an organische als an Werkformen erinnern und durch einen ähnlichen Umwandelungsprozeß wie das Rococo aus dem Barockornament entstanden ist.“ Bormann, Die Bau- und Kunstdenkm. v. Berlin, 1893.

Diese Ornamente haben wir Teigornamente genannt. Sie treten an den Altären von Pillkallen 1649, im Frauenburger Dome bei den Altären des Domdechanten, des Dompropstes, des hh. Michael, Nikolaus, Thomas auf, die etwa 1650 gefertigt wurden, ferner in diesem Dome an den 1670 entstandenen Altären des hh. Laurentius und der Mariae majoris. Ferner an dem Altar in der Steindammer Kirche zu Königsberg aus demselben Jahre, der Neuroßgärter von 1668 und der Altroßgärter von 1677 u. s. w.

Gleichzeitig fängt das Gebälk an sich über den Kapitellen zu verkröpfen, bis es anfangs des XVIII. Jh. mit verschnörkeltem, aber manchesmal recht gefälligem Ornament umgeben, in durchschnittenen geraden oder Volutengiebeln endigt. Jetzt werden die Säulenstellungen römisch-komposit oder ionisierend.

Solche Altäre sind, um aus der großen Masse nur einige anzuführen, die Altäre zu Insterburg 1622, Seesten 1647, der St. Stephanusaltar aus dem Frauenburger Dome 1647, Angerburg 1652, Schippenbeil 1668, Karkeln 1673, Neuhof 1691, Herrndorf 1694, Mühlhausen Stadt und Dorf 1695, Wielitzken 1708, Sorquitten 1715, Schareiken 1720 u. s. w.

Die auftretenden Trobbeln an lambrequinartigen Ornamenten sind ferner ein Kennzeichen der Wende vom XVII. ins XVIII. Jh. Altar in Seeburg 1734.

Selbstverständlich ändern sich die Ornamente gleichzeitig an allen übrigen Holzschnitzereien, den Kanzeln, Orgeln, dem Gestühl u. s. w.

Mit dem Ausgange des XVII. Jh. wird der Altar häufig mit der Kanzel vereint, d. h. der Altaraussatz wurde durchbrochen und eine Kanzel nebst Schalldeckel hinein-

gesetzt. Deutlich gewahrt man diese Manipulation in Kallninken, Kr. Heydekrug, und anderwärts. Dort hat man eine barocke Kanzel in einen gotischen Altarschrein hineingesetzt, das Mittelstück (eine Madonna mit dem Jesusknaben) dafür entfernt und die Flügel des Schreines einfach ausgehakt und unter die Kanzel gesetzt; vgl. VI Abb. 43, 44.

Ähnliche Umformungen des Altaraufsatzes in Gilgenburg, Manchengut, Balleten, Karkeln, Nemmersdorf, Pillkallen, Szabienen, Szillen, Arys, Benkheim, Eckersberg, Engelstein, Goldap, Neuhof, Rydzewen, Schareyken und anderen Orten.

Folgen wir unserem bisherigen Wege, so kommen jetzt wiederum die Gefäße und Geräte an die Reihe.

Während der gotische Kelch noch lange gebräuchlich bleibt, kommen im XVII. Jh. doch schon andere Formen vor. Der Fuß wird nicht mehr aus dem Sechspasse gebildet, sondern kreisrund, während seine Platte gewölbt erscheint. Der Knauf verschwindet mehr und mehr, und der Fuß wird zum Balusterfuß; die Kupa baucht sich mehr aus und wird dem Pokale ähnlich. Eine dem XVII. Jh. angehörige Zwischenform bildet den Knauf in Birnenform aus und verziert ihn mit Engelsköpfchen. Die Kupa wird häufig mit einer durchbrochenen Schale in halber Höhe verziert. Ein solcher Kelch ist der 1614 gestiftete zu Alt-Wartenburg, der der Haberberger Kirche zu Königsberg von 1658 (VII Abb. 245), der zu Tilsit (V Taf. I), der zu Wormditt von 1619, ein Kelch aus Cremitten u. s. w.

Dann die Kelche zu Frauenburg des Domherrn Fantoni († 1683), welcher mit Edelsteinen geschmückt ist, des Bischofs Szembeck (1724—1740), mit rotem Maleremail und Edelsteinen verziert, und andere mehr.

Reich ornamentierte Abendmahlskannen finden sich fast überall in den größeren evangelischen Städten (Königsberg; Insterburg; Gumbinnen; Memel, reformierte Kirche; Schippenbeil; Heiligenbeil; Labiau; Fischhausen).

Oblatendosen kommen in der evangelischen Kirche teils viereckig, teils oval oder kreisrund vor, darunter die herrliche, silbergetriebene der Altstädtischen Kirche zu Königsberg, VII Abb. 139, welche die Abendmahlsscene darstellt und um den Körper fortlaufendes Rankenwerk zeigt, und die zu Wehlau, ebenfalls mit getriebenen Ranken, die wir in den Nachträgen dieses Heftes wiedergeben.

Das weißsilberne Altarkreuz in Frauenburg mit dem Wappen des Bischofs Rudnicki (1604—1621) hat fast klassisch zu nennende Formen.

Eine goldene Monstranz in Sonnenform mit emailliertem Laubwerk, Brillanten, Perlen, Türkisen in Frauenburg. Ein vergoldetes Reliquiar von Bischof Szembeck ebenda.

Silberne Altarleuchter sind schön in Schaaken, I Abb. 67, ebenso in Neuhausen; bronzene von 1690 in Arnau I Abb. 10, in Zinnguß, mannshoch mit prächtigem Ornament, in Braunsberg, IV Abb. 45.

Einen silbernen Bucheinband (mit schöner Treibarbeit des Abendmahls und der Grablegung) von 1567 besitzt der Dom in Königsberg, VII Abb. 206.

Haben wir in Ostpreußen gotische Kanzeln nicht feststellen können, so sind desto zahlreichere der Renaissance- und Barockzeit vorhanden; sie sind aus dem Sechs- oder Achteck geschnitzt, an den Ecken meist mit korinthischen oder ionischen Säulchen versehen, während in den Feldern in geschnitzten Figuren oder aufgemalt der Erlöser mit den vier Evangelisten vorhanden ist. Ihr Untersatz ist häufig ein Engel, Moses, Simson, Laurentius.

Die Thüren zu ihren Treppen sind entweder mit eingelegter Arbeit (Intarsia) versehen, was freilich selten vorkommt (Waltersdorf, II Abb. 124, Neuroßgärter Kanzel zu Königsberg, Lichtenhagen, Schalmey von 1681), oder bemalt (Tierenberg, I Abb. 71).

In Samland kommt auf den Thüren zuweilen ein Gemälde vor, worauf Jesaias gemalt ist, dem ein Engel die Zunge mit einer glühenden Kohle berührt; Jesaias 6, 5—8.[1]) Cumehnen, Pobethen, Caymen und Laptau.

Die Brüstungen der Treppen sind in Felder geteilt, die durch Säulchen oder Fruchtschnüre von einander getrennt sind. In ihnen sind meist Statuetten von Petrus, Paulus, Moses, Johannes dem Täufer u. s. w. aufgestellt; in Ermland auch wohl die römischen und griechischen Kirchenväter.

Der Schalldeckel der Kanzel ist meist mit Engeln geschmückt, welche des Heilands Marterwerkzeuge tragen. Seine Krönung bildet die Gestalt des triumphierenden Christus oder Christus mit der Weltkugel, der sich die Brust für seine Jungen aufbeißende Pelikan und in seltenen Fällen der Phönix.

Gut geschnitzte Kanzeln zu Waltersdorf II Abb. 122, mit Intarsien; Tierenberg; Insterburg V Abb. 34 von 1618; Braunsberg von 1659 mit Intarsien IV Abb. 46; Friedland von 1662; Guttstadt von 1693 IV Abb. 99; Plaßwich mit Intarsien; Schalmey ebenfalls, von 1681; Stegmannsdorf IV Abb. 210; Wusen; Tilsit V Abb. 96; Mühlhausen in Natangen und im Oberland; Angerburg, Königsberg: Burgkirche, Altroßgärter, Neuroßgärter.

Eine Kanzel aus Stein (gotländischem Sandstein) besitzt in Ostpreußen einzig die Domkirche in Königsberg; eine schöne aus Schmiedeeisen Kloster Springborn IV Abb. 183.

In den katholischen Kirchen ist es Sitte, die Taufkapellen abzuschließen.

Eine Taufkapelle von ionischen Stein-Säulen auf einem Untersatz von gotländischem Sandstein besitzt nur der Dom in Königsberg, VII Abb. 209. Schöne Taufkapellen befinden sich in Insterburg V Abb. 35 und Taf. II und in der Neuroßgärter Kirche zu Königsberg. Taufkapellen mit guter Schnitzarbeit in Pillkallen V Abb. 68 und Tilsit V Abb. 97. Zu Seesten war eine hübsch geschnitzte von 1642. Möglicherweise war auch eine Taufkapelle um den gut geschnitzten Tauftisch nebst hängendem Deckel in Schalunen V Abb. 86. Eine mäßig geschnitzte Taufkapelle in Marggrabowa VI Abb. 36. Hübsch geschnitzter Tauftisch mit gut bemaltem Deckel in Brandenburg; in Schwansfeld ein Tauftisch mit drei hübsch geschnitzten Putten.

Im vorigen Jahrhundert wurde es Sitte, vor dem Altare einen geschnitzten und bemalten Taufengel von der Kirchendecke herabzulassen. Solche Engel, die das Taufbecken in Händen tragen, sind in vielen evangelischen Kirchen (meist auf dem Kirchenboden). Ein hübsch geschnitzter pausbackiger Engel hängt in Petersdorf, Kr. Wehlau; ein anderer, gut polychromiert, in St. Lorenz (Kirchenboden).

Die Taufschüsseln sind durchweg von Metall; in wenigen seltenen Fällen von Silber (Domnau, Leunenburg, Schippenbeil, Dom zu Königsberg, Steindammer, Sackheimer, Löbenichtsche, Haberberger, Löbenichtsche Hospital-Kirche zu Königsberg) oder von Zinn (Caymen, Brandenburg, Creuzburg, Domnau), in den meisten von Messing. Am häufigsten sind die im XVI. und XVII. Jh. in Nürnberg, Augsburg

[1]) „Da flog der Seraphim einer zu mir, und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm. Und rührete meinen Mund“ u. s. w.

(vielleicht auch in Braunschweig und Lübeck, mit plattdeutschen Inschriften) von den Beckenschlägern fabrikmäßig gefertigten, durch den Handel über ganz Europa und den Orient verbreiteten, ursprünglich wohl meist als Handwaschbecken dienenden bekannten Schüsseln mit getriebenen Darstellungen von roher Arbeit, welche von Sammlern aber ihrer dekorativen Verwendbarkeit wegen geschätzt sind.

Im Spiegel dieser Schüsseln befinden sich entweder getriebene Pfeifen oder Ornamente in flachem Relief (Cremitten, Cumehnen, Herrndorf, Heiligenwalde, Lichtenhagen, Postnicken), oder Wappen (Mahnsfeld, Rudau, Saalfeld, Schippenbeil), oder figürliche Darstellungen, wie die Verkündigung Mariä (Alt-Christburg, Deutschendorf, Fischhausen, Hafestrom, Labiau, Medenau, Neuhausen, Rossitten, Schönbruch), Adam und Eva (Eisenberg, Friedland, Pobethen, Reddenau), Josua und Kaleb mit der großen Weintraube (Gerdauen, Petershagen bei Pr.-Eylau, Wenden), S. Georg mit dem Drachen (Seligenfeld), S. Christophorus (Allenau, Ruß), aber auch Figuren in Barockkostüm (Abschwangen, Schönwalde). Rund um diese figürlichen Darstellungen laufen Inschriften wie: „Gott sei mit uns" (Mahnsfeld), „Selig als ich ward" (Labiau), Eh bart geluk alzeit (Ehe bringt Glück allzeit (Löwenstein), „Was man liebt" (Allenau) u. s. w.; gewöhnlich aber Inschriften in gotischen Minuskeln, die keinen Sinn haben, sondern um den Raum zu füllen in die leere Fläche eingeschlagen wurden. Der Rand der Schüsseln ist gewöhnlich mit mittelst Punzen vertieft eingeschlagenen kleinen Blumen, Tieren oder sonstigen Ornamenten geschmückt, in welchen manche biblische Beziehungen zu sehen glauben, z. B. Hirsche in Bezug auf Psalm 42, 1; das Einhorn auf Lukas 1, 69 u. s. f.

Die getriebenen Bilder sind meistens den Holzschnitten der Biblia pauperum in der ersten deutschen Übersetzung von 1470 ähnlich.

Die Buchstaben sind im nachgemacht alten Stile, in verschnörkelten Zügen und zeigen eine Mischung zwischen lateinischen und gotischen Schriftzügen. Wo eine Inschrift sich auf den ersten Gebrauch des Beckens bezieht, z. B. in Locken, kann dieselbe nachträglich auf das schon fertige Gerät eingeschlagen sein. Vgl. auch N. P. P. B. 1853 II 321 ff. über die messingnen Taufschüsseln.

„Diese Schüsseln haben mit ihren rätselhaften Inschriften den Witz zahlloser Interpreten beschäftigt, ohne daß eine vernünftige Lesung gefunden wurde. Die Inschriften sollen nämlich nichts sein als eine mit lateinischen Buchstaben versuchte Imitation der kufischen Inschriften, die sich auf den orientalischen Schüsseln, die als Muster dienten, vorfanden. Sie bedeuten so wenig etwas wie die Schriftzeichen, mit denen die Maler des XV. Jh. so gerne auf ihren Bildern die Säume und Kleider von Juden und Heiden beleben: es galt dies für orientalische Sitte." Alwin Schultz, Deutsches Leben 1892 119.

Die Litteratur findet sich in Otte u. Wernicke, Kirchl. Archäol.[5] 1883 435 angegeben.

Geschnitzte Handtuchhalter befinden sich außer dem in Braunsberg bereits erwähnten in Königsberg in der Neuroßgärter Kirche, in Arnau, Neuhausen, Quednau, Allenau, Böttchersdorf, Schönfließ u. s. w.

Die ältesten Orgelgehäuse finden wir in Bartenstein 1650, Angerburg 1651, Heilsberg, Almenhausen, Stradaunen. Dann viele aus der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts; so im Dome, in der Burgkirche, Neuroßgärter, Altroßgärter zu Königsberg, Heilige Linde, Rastenburg, Petersdorf bei Wehlau, Mühlhausen Stadt, Schaken; den Übergang zum Rococo bildet die Orgel in der Schloßkirche und der

Französisch-reformierten Kirche zu Königsberg, welche letztere, 1739 gebaut, schon Anklänge an die Régence hat, deren Gehäuse also möglicherweise von außerhalb gekommen sein mag.

Frühzeitig tritt die Orgel zu Lennenburg, 1745 im Rococostile auf, den wir später betrachten werden.

Da die Beichtstühle erst anscheinend nach dem Tridentiner Konzil (1554—1563) Sitte wurden (mit hohem Aufbau, Mittelwand, Sprechgitter und Vorhang), so kommen Beichtstühle aus der Gotik kaum mehr vor. Wir bezweifeln daher, daß der zweisitzige schöne Stuhl mit reichen Ornamenten der Spätgotik im Königsberger Dome ein Beichtstuhl sei.

Dagegen sind Beichtstühle aus der Barock- und Rococozeit vielfach vorhanden. Meist einsitzig, an den beiden Seiten vergittert, mit vier Säulchen und einem mit Figuren versehenen Baldachin, haben sie an der Hinterwand und auf den drei Brüstungen Schnitzereien oder Gemälde, welche sich auf die Beichte beziehen: den Ecce-Homo, den verlorenen Sohn, die büßende Magdalena, Petrus mit dem Hahn u. s. f.

Mit guten Ornamenten versehen sind die Beichtstühle in der Stadtkirche zu Frauenburg, zu Rössel und in Krossen.

Auch in protestantischen Kirchen findet man noch vielfach Beichtstühle, weil die protestantische Geistlichkeit hier viel länger an der Beichte festhielt. Vgl. Hennenberger, Erel. d. pr. Landt. 1595 11, und die Beichtstühle zu Tilsit von 1638, zu Pillkallen von 1559, zu Miswalde mit Malerei nach Melcher Breuer, III Abb. 61 u. s. w.

Das Gestühl aus der Barockzeit ist öfters mit reicher eingelegter Holzarbeit (Intarsia) versehen; so in Frauenburg von 1699 ein Lesepult und das Choristengestühl, auch im Schiffe des Domes, IV Abb. 81, im Königsberger Dome (Magistratsstand), in Braunsberg, IV Abb. 49, Wormditt, IV Abb. 205, Bladiau, II Abb. 37, 38.

Die Brüstungen des Gestühls bestehen oft aus sich wiederholenden Rundbogen, die auf zwei kleinen Pilastern aufsetzen. Größere Pilaster oder Hermen trennen die Brüstungen in einzelne Felder. Die Rundbogen sind oft durch aufgemalte Quadern geteilt und unter ihnen ist nicht selten ein Blumenornament aufgemalt. Brandenburg, II Abb. 41, 42; Lichtenhagen, I Abb. 39; Guttstadt, IV Abb. 100; Mehlsack, IV Abb. 142; Klosterkirche zu Wartenburg.

Das Gestühl der Kirchenpatrone oder sonst hochgestellter Persönlichkeiten ist meistenteils besonders ausgezeichnet. So die Patronatsstühle der Kirchen zu Cremitten II Abb. 48, den ein von der Oehle — jetzt Dzialynski! — im Anfange des XVII. Jh. gestiftet hatte, zu Fischhausen I Abb. 26, zu Heinrichswalde V Abb. 23, zu Sorquitten VI Abb. 63. Dann der sogen. Kantorstuhl zu Schönwalde I Abb. 68, mit Malerei von 1610. Das Gestühl unten im Schiff und auf den Emporen der Kirche in Seesten VI Abb. 61.

Daß die katholischen Kirchen im Innern höher scheinen und in der That feierlicher und würdiger aussehen, liegt zum großen Teile an der Emporenanlage der evangelischen.

In der romanischen Zeit gab es in Deutschland Emporen — abgesehen von den zur Sonderung der Frauen angelegten Nonnenemporen — nur im Westen der Kirche, selten auch im Osten bei doppelchörigen Kirchen.

Die Gotik behielt die westliche Empore zur Aufstellung der Orgel bei und hatte manchmal noch eine besondere, kleinere Empore im Langhause zur Aufstellung der Sänger; Braunsberg.

Die Aufstellung von durchgehenden Emporen (Mannchöre) wurde erst später gebräuchlich und scheint vorzüglich auf die Zwecke des Predigtgottesdienstes berechnet zu sein. Zweifellos kann man in beschränktem Raume die Predigt besser hören, wenn mehrere Emporen übereinander angeordnet sind. Aber die Schönheit der Kirchen leidet darunter erheblich. Man vergleiche die Innenansicht der schönen Kirche zu Cremitten II Abb. 45 oder des Waltersdorfer Chores II Abb. 122 und der in Wehlau ohne Emporen wiederhergestellten Anlage, die wir in den Nachträgen bringen, beispielsweise mit der Königsberger Schloßkirche VII Abb. 60 oder der Pr.-Eylauer Kirche II Abb. 59, die drei Emporen übereinander besitzt, und man wird gewiß überzeugt sein, wo mehr Schönheit ist.

Darum sollte man die Emporen entfernen, wo es immer der Raum zuläßt.

Es ist damit nicht gesagt, daß die Emporen an sich nicht schön wären: in Wehlau sind gut geschnitzte Emporen zu einem Museum in der Westseite der Längswände vereinigt, und so sollte es in allen Kirchen geschehen, wo der Raum gute Emporen überflüssig macht. Gut geschnitzte Emporen befinden sich in Pobethen I Abb. 60, in Gallingen II Abb. 73, 74, in Hirschfeld III Abb. 23 (wo ihre Träger eigentümlich gestaltet sind) und vielfach anderwärts.

Schöne schmiedeeiserne Gitter und Thüren, meist in Durchsteckarbeit, befinden sich zu Königsberg im Dom an der Kanzel VII Abb. 208 und an der Taufkapelle VII Abb. 210, Allenburg II Abb. 6, Langheim, Heilige Linde im Spätbarock, wohl das schönste Portal in Ostpreußen, II Taf. 3, Groß-Schwansfeld, abgebildet in diesem Heft; Krossen IV Abb. 134, Übergang vom Barock ins Rococo. Dann ein schmiedeeisernes Grabmonument V Abb. 55 in Lappienen.

Die Kronleuchter aus Messingguß sind niederländischen Ursprungs und gehören meistens dem XVII. Jh. an. Sie bestehen aus einer Kugel von poliertem Messing, welche an einer Spindel mit etwas kleinerer Kugel hängt; die einzelnen, mit Lichttellern versehenen Arme haken in scheibenförmige Teller ein; II Abb. 87. Gewöhnlich tragen sie als Krönung einen Doppeladler[1]) oder einen Jupiter mit den Blitzbündeln oder auf einem Adler reitend. Auf der unteren Kugel steht häufig der Name des Gebers. Der Kronleuchter zu Schippenbeil von 1687 zeigt in hervorragend schönem Messingguß das Wappen der Stadt. Hübsche schmiedeeiserne Kronleuchter aus der Mitte des vorigen Jh. sind in der Kirche zu Petersdorf, Kr. Wehlau, II Abb. 93; aus der Rococozeit in der Kirche der Stadt Mühlhausen.

Charakteristisch sind die vielen aus Hirschgeweihen gefertigten Kronleuchter aus dem XVII. und XVIII. Jh. Nicht schöne, aber originelle Kronleuchter befinden sich im Bartensteiner Hospital von 1820 II Abb. 35 und in der Kirche zu Karkeln von 1857 V Abb. 46.

---

[1]) Wunderlicherweise wird dieser Doppeladler meist auf Rußland gedeutet und solche Kronleuchter dem siebenjährigen Kriege zugeschrieben. Der Doppeladler ist aber seit 1312 römisch-deutscher Reichsvogel und wurde 1806 von Österreich beibehalten. Der russische Doppeladler stammt von 1472.

Wieviel von geschnitzten und bemalten Epitaphien und Denkmälern untergegangen ist, ersieht man schon aus Caspar Stein, der 1640 noch eine Masse derselben sah und beschrieb.

Viele aber sind uns erhalten geblieben — ein unschätzbares Denkmal für die Adels- und Familiengeschichte Ostpreußens, die man fast danach schreiben könnte. Gute Denkmäler für Verstorbene teils in Bildhauerarbeit, in Schnitzerei, teils in Malerei sind vorhanden in

Samland: Arnau, von 1615 und von 1720; Caymen, von 1675; Juditten, zwei Porträts von Knopkes Hand von 1743 und 1768; St. Lorenz, ein den Kruzifixus anbetender Ritter, nach 1575; Medenau, Epitaph von einem von der Albe aus dem XVII. Jh.; Neuhausen, von Eichicht 1602 mit einer Kruzifixusgruppe.

Natangen: Bartenstein mehrere Epitaphien, darunter hervorragend das des Franck von 1623; Brandenburg ein Leichenstein des Burggrafen Fabian zu Dohna 1631; Cremitten: v. Wallenrodt geb. Freiin zu Kittlitz 1620, reich geschnitzt; von Hülsen 1690 desgleichen; von Wittemsdorf † 1596, ausgeführt nach 1634; Domnau, von Creytzen, XVII. Jh., in Anton Möllers Sinne ausgeführt, erinnert an das Epitaph des Oberburggrafen W. v. Wernsdorf, Hagen, Dom 1833 135 ff. 242 ff.; Friedland, v. Proeck † 1584; Gallingen, Abraham zu Eulenburg und Botho zu Eulenburg † 1674; Mühlhausen Dorf, Erhard von Kunheim † 1615; Albrecht von Kalkstein † 1667; Pörschken, Epitaph von 1641 mit gutem Gemälde des Auferstandenen; Rastenburg, Albrecht von Barthein † 1569 und seine Gattin geb. v. der Trencke † 1579; Schönbruch, v. Tettau 1688 und 1730; Wehlau, Epitaphien aus dem XVII. Jh.; Königsberg, im Dom und Chor desselben.

Oberland: Gilgenburg, gute Grabsteine von Fr. von der Oelsnitz 1554 † und Ludwig von Finck † 1635; Morungen, Peter zu Dohna † 1533 Grabstein und Epitaph in guter Renaissance, nach 1558.

Litauen: Insterburg, Erzpriester Nicolai † 1627, vorzügliches Gemälde in Leimfarbe, leider sehr abgeblättert; v. Dobeneck † 1545 in Stein, gut; Tilsit, v. Kittlitz † 1602, gut; Bürgermeister Preuck † 1684 und seine Gattin.

Masuren: Angerburg, Epitaph eines Kindes; der Name leider überstrichen; XVII. Jh. —

Gute Bilder in den Kirchen sind selten: Caymen, ein mäßiges Bildnis v. Luther und Melanchthon 1564 von Heinrich Königwieser; Neuendorf, eine Kreuzigungsgruppe: der Johannes sicher ein Porträt; Powunden, das jüngste Gericht aus der Schule Anton Möllers; Wargen, Huß und Luther. — Domnau, Luther und Melanchthon, vielleicht von Königwiesers Hand; Drengfurt, die Dreieinigkeit von Christ. Müller, 1678; Mühlhausen Dorf, Luther und seine Tochter Margaretha, angeblich von Lukas Cranach dem Jüngeren. — Miswalde, gute Glasmalerei von 1641: Kabinettsmalerei zweier Landsknechte; Morungen, Herzog Albrecht I. und Luther, beide angeblich 1599 von Herzog Albrecht Friedrich der Kirche geschenkt.

Die Regierung von Albrechts Sohn, dem durch Vererbung von seinem Großvater her geistesschwachen Herzoge Albrecht Friedrich (1568—1618), bietet für die kulturgeschichtliche Entwickelung des Landes keine hervorragenden Thatsachen dar: um so gewichtvoller erscheinen die mittelbaren Folgen der Vermählung dieses Fürsten mit Marie Eleonore, der Erbtochter in den Herzogtümern Cleve, Jülich und Berg. Aus der Ehe blieb zwar kein Sohn am Leben, aber die älteste Tochter Anna brachte ihre Erbschaft der Rheinlande gleichzeitig mit dem Herzogtum Preußen ihrem Gemahl, dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg (1608—1619) zu. Seitdem ist Preußen mit Brandenburg vereint und die Kurfürsten von Brandenburg sind zugleich Herzöge von Preußen.

Die Vereinigung der schwedischen und polnischen Krone auf dem Haupte Sigismunds III. aus dem Hause Wasa wurde für beide Teile verhängnisvoll. Sigismund war seit 1587 polnischer König und hatte dem lutherischen Glaubensbekenntnisse seiner Vorfahren entsagt. Infolgedessen wurde er von den glaubenseifrigen Schweden im Jahre 1604 der schwedischen Krone für verlustig erklärt, die auch für seine katholisch erzogenen Nachkommen ausgeschlossen wurde. Hieraus folgte ein fast 100jähriger Krieg zwischen Polen und Schweden. Preußen lag mitten zwischen beiden Parteien.

Gustav Adolf, seit 1611 König, wurde von Sigismund nicht anerkannt. Es folgten Feldzüge in Livland und Esthland, die vorläufig durch einen Waffenstillstand beschlossen wurden. Als im J. 1626 Pläne von den Preußen gemacht wurden, wie man das Seetief bei Pillau befestigen könnte, da traf plötzlich Gustav Adolf mit 80 Schiffen und ansehnlicher Kriegsmacht vor Pillau ein und nahm seine Befestigungen in dreistündigem Kampfe.

Am Seetief gelegen, das den einzigen Eingang ins Frische Haff bildet und durch dieses die Wege nach Königsberg, Elbing und die Weichselniederung öffnet, bot sich dem Könige nicht allein die erwünschteste Gelegenheit zur Verbindung mit dem überseeischen Heimatslande dar, sondern auch ein trefflich gelegener Waffenplatz. Preußen mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, es stellte auf Schwedens Wunsch vier Schiffe, die indessen bald von den Polen genommen wurden. Die preußischen Regimentsräte konnten sich noch nicht entschließen, einen definitiven Frieden mit Schweden abzuschließen. Georg Wilhelm langte 1627 mit 4000 Fußsoldaten und 600 Reitern in Preußen an und besetzte Lochstedt und Fischhausen, wogegen die Schweden das Seetief sperrten und das Land verheerend durchzogen. Gustav Adolf, der inzwischen nach Stockholm gereist war, erschien wieder in Pillau und

forderte entschiedene Neutralität Preußens. Zugleich machte er mit seinen Truppen einen Vorstoß auf Lochstedt; da willigte der Kurfürst in die Neutralität ein; Pillau blieb in den Händen der Schweden, die daraus eine Festung machten, 1629 besetzten die Schweden auch Lochstedt und Fischhausen, worauf eine Zusammenkunft in Fischhausen zwischen Gustav Adolf und seinem Schwager Georg Wilhelm stattfand (14. September 1629). Am 29. September 1629 wurde ein Waffenstillstand zwischen Schweden und Polen abgeschlossen. Pillau mit seiner Umgebung blieb unter schwedischer Verwaltung, die 1635 aufgehoben wurde; Georg Wilhelm mußte 10000 Thlr. für die neugebaute Festung Pillau an Christine, die Nachfolgerin des bei Lützen gefallenen Gustav Adolf, bezahlen. Karl X. erneuerte den Krieg mit Johann Kasimir 1655. Dieser König trat wieder mit Erbansprüchen vor, Karl zauderte nicht lange, sondern fiel in Polen ein und zwang auch den Großen Kurfürsten, auf seine Seite zu treten. Die schwedische Armee, 51000 Mann und 200 Kanonen, lagerte um Schippenbeil. Nachdem Kurfürst Friedrich Wilhelm mit dem Schwedenkönige einen Vertrag unterzeichnet hatte, wonach Preußen schwedisches Lehen wurde, marschierte Karl mit seiner Armee von Schippenbeil ab.

Nach dem glänzenden Siege des Großen Kurfürsten über die Polen bei Warschau 1656 fanden die letzteren willkommene Verbündete an den Tataren. Von diesen wurden Preußen und Schweden am 8. Oktober 1656 bei dem Dorfe Proskken derart geschlagen, daß kaum 2000 der furchtbaren Niederlage entrannen, worauf die Tatarenhorden die Gegend von Passenheim bis Ragnit unmenschlich verheerten. Vgl. VI 4 f. Im Vertrage zu Labiau, den 30. Oktober 1656, entsagte Schweden der Lehenshoheit von Preußen.

Friedrich Wilhelm entsagte nun dem lästigen Bündnisse mit Schweden und schloß sich 1657 Polen an. Aber der Vertrag zu Wehlau (19. September 1657) zerbrach auch die Lehenshoheit Polens über Preußen. Von jetzt ab war der Große Kurfürst souveräner Herr des Landes.

Die Schweden wollten zwar die Festung Pillau wieder an sich bringen und machten unter dem Schutze der Buchenwaldung, von der ein kleiner Überrest noch bei Neuhäuser vorhanden ist, einen Angriff auf dieselbe, er wurde aber durch die Wachsamkeit des Kommandanten von Pillau, Pierre de la Cave, vereitelt, der die Waldung niederhauen ließ. Zu Oliva wurde am 3. Mai 1660 der Friede zwischen Preußen und Schweden geschlossen.

Eines der merkwürdigsten Schauspiele erlebte Ostpreußen im dritten schwedischen Kriege. Im Winter 1679 zog der Große Kurfürst mit einem Heere von 3000 Kriegern über Stralsund nach Marienwerder. Die Feinde hatten Memel in Brand gesteckt und ihre Vorposten bis Insterburg und Friedland hinausgeschoben. Von Marienwerder aus setzte der Große Kurfürst auf Schlitten das Heer über das Frische Haff, durch Samland nach Labiau und von hier über das Kurische Haff nach Gilge. Zwar versuchten die Schweden in Tilsit sich zu widersetzen, aber panischer Schrecken trieb sie nach Kurland; ihnen nach die Preußen. Mit zahlreichen Gefangenen und reicher Beute kehrte der Große Kurfürst nach nur zehntägigem Kriege zurück.

Ein Gobelin aus der Mercierschen Fabrik mit der Unterschrift: „Expeditio per conglaciatum sinum prussicum suscepta 1679“ in den Elisabethkammern des Schlosses in Berlin stellt den Vorgang dar. In reicher polnischer Kleidung sitzt Friedrich Wilhelm in einem schön geschnitzten, von sechs Pferden in prachtvollem Geschirr gezogenen Schlitten. Eine Pelzmütze deckt den Kopf; in der Rechten den Kommandostab, weist

er mit der Linken nach der im Hintergrunde marschierenden Armee. Ein Muff vor ihm und ein Wolfspelz schützen den Fürsten gegen die empfindliche Kälte. Er giebt dem vor ihm einen Schecken reitenden Derflinger seine Befehle. Hinter ihm fährt der Kurprinz in ähnlichem Anzuge in einem von vier Pferden gezogenen Schlitten. Eine Menge vornehmer Offiziere umgeben zu Pferde den Kurfürsten. Dem Mittelgrund zunächst erscheinen zwei Kolonnen Kavallerie, in Zügen zu drei Gliedern, jeder Zug mit einer Standarte. Links daneben, also in der Mitte der Truppen, sieht man die Artillerie, vier Geschütze breit, jedes mit sechs Pferden Bespannung; acht Kolonnen sind sichtbar, also zweiunddreißig Geschütze. Die entfernteste Kolonne bildet die Infanterie, jede einzelne Abteilung in fünf Zügen, alles auf Schlitten; vor jeder Kolonne der Kommandierende zu Pferde.

Als in Frankreich 1685 das Edikt von Nantes aufgehoben wurde und die Reformierten daselbst heimatslos wurden, antwortete der Große Kurfürst darauf mit dem Edikt von Potsdam, den 29. Oktober 1685, in welchem er den Franzosen eine neue Heimat in seinen Marken anbot. „Aus gerechtem Mitleide, welches Wir mit Unsern, wegen des heiligen Evangelii und dessen reiner Lehre angefochtenen und bedrängten Glaubensgenossen billig haben müssen“, bot er ihnen Unterstützung und Förderung an, vor allem aber freie Ausübung ihrer Religion in französischer Sprache und mit eben den Gebräuchen und Zeremonien, wie es bisher bei den evangelisch-reformierten Gemeinden in Frankreich gebräuchlich gewesen.

Ephraim, der die französische Kolonie speziell in Königsberg behandelt hat (S. d. A. P. 1885/86 25 ff.), führt an, daß die ganze Lebensweise der Deutschen sich durch die eingewanderten Réfugiés geändert habe. „Die hervorragendsten Nahrungsmittel der Märker waren Brot, Bohnen, Erbsen, Fleisch, vornehmlich Schweinefleisch und viel Bier. Die Gemüsenahrung war fast gänzlich unbekannt, und der Milchverbrauch war, trotz der Bemühungen mancher Kurfürstinnen und deren Mustermeiereien, ein sehr geringer. Überhaupt herrschte nach den Überlieferungen aus jener Zeit eine große Völlerei. Mit Bier fing man des Morgens an und hörte mit Bier des Abends auf, bis dasselbe durch die Einführung der bis dahin unbekannten französischen Suppe eine Einschränkung allmählich fand. Auch in Bezug auf das Bier bahnten sie eine Neuerung an. Da das schwere Getränk, das in einer endlosen Zahl der verschiedensten Sorten getrunken wurde, den Franzosen nicht zusagte, so errichteten sie in verschiedenen Orten Brauereien, in denen für ihre Landsleute ein leichtes Weizenbier gebraut wurde. In der Bäckerei machte sich ihr Einfluß, besonders durch Einführung des Weizenbrotes, in den verschiedensten ansprechenden Formen, sowie der feinen Backwaren und Kuchen geltend. Auch die Zubereitung des Fleisches geschah ihrerseits mit größerem Geschick und Geschmack. (Saucischen und Blutwürste, die lange Zeit „französische Würste“ hießen.) Den Blumenkohl, Spargel und Salat führten sie erst ein; grüne Bohnen und Erbsen lehrten sie erst essen.“

Am 24. April 1688 starb der Große Kurfürst. Ihm folgte auf den Thron sein Sohn Friedrich III., dessen Prachtliebe es gelang, sich 1701 zum Könige von Preußen zu machen.

Am Anfange des XVIII. Jh. war im Heere König Karls XII. eine Seuche[1]) ausgebrochen, in deren Symptomen heutige Ärzte den Fleckentyphus erkennen wollen. Vom Lazarett zu Pinczow fand dieselbe im Laufe einiger Jahre den Weg nach Lemberg und Warschau. Handelsjuden sollen sie mit alten Kleidern in Thorn eingeschleppt haben. Von hier brach sie in das östliche Preußen. Im Amte Insterburg hat sie so arg gewütet, daß sie ihre eigene Geschichte bis auf wenige Spuren hinweggelöscht hat. Man muß sich fast mit der Angabe begnügen, es sei hier zugegangen wie in Litauen überhaupt, vier Fünftel der Bewohner seien gestorben.

In Preußen starben 200 000 Menschen von 1708—1711!

Im Jahre 1713 wurde der lange Zeit verkannte und erst in unsrer Zeit gewürdigte Sohn Friedrichs I., Friedrich Wilhelm I., sein Nachfolger. Im Jahre 1719 hob er die Leibeigenschaft der Bauern auf und gab ihnen ihre Güter erblich. Er begründete das Landschulwesen: 1738 waren in der Königsberger Kammer 885 Dorfschulen ohne die 320 Kirchschulen angemeldet.

„Die katholische Reaktion hatte seit dem Utrechter Frieden mit wachsendem Eifer und Erfolg gearbeitet; der Heidelberger Religionsstreit, das Thorner Bluturteil, die Religionsbedrückung in Schlesien und Ungarn hatten ihr gezeigt, was sie wagen dürfe.

Im Erzstift Salzburg hatte sich das Evangelium trotz wiederholter Austreibungen in mehreren Teilen des Landes erhalten. Als 1727 der alte Bischof Graf Leopold Firmian den erzbischöflichen Stuhl bestieg, wurden Pläne gemacht, das Übel endlich einmal mit der Wurzel auszurotten. Aber der blinde Eifer der Missionäre, die er aussandte, entzündete die ganze Kraft evangelischer Glaubenstreue.

Die Salzburger konnten nach vielen Beschwerden auswandern (30 000) und Friedrich Wilhelm I. nahm sie auf (Patent für die Salzburger vom 2. Februar 1732) und wies die Ackerbau betreibende Bevölkerung nach (Ost-)Preußen.

Als der Kronprinz (Friedrich der Große) im Jahre 1739 nach Preußen kam, sah er mit Staunen und Stolz, was dort sein Vater geschaffen." Droysen, Friedrich Wilhelm I. II 161.

Die Berichte jener Zeit bekunden den Eifer und die Freude, mit der man die Glaubensgenossen hier aufnahm (Göcking, Vollständige Emigrationsgeschichte der Salzburger, Frankfurt u. Leipzig 1737).

Was Großes geschehen war, sieht man recht deutlich aus einem Briefe, den Friedrich der Große aus Insterburg unterm 27. Juli 1739 an Voltaire schreibt. Es heißt darin in der Übersetzung: „Diese Provinz ward zu Anfang dieses Jahrhunderts von der Pest verwüstet, und es kamen mehr als dreihunderttausend Einwohner vor Krankheit und Elend um. Der Hof wußte wenig von dem Unglücke des Volkes und leistete einer reichen und fruchtbaren Provinz, die sehr bevölkert und an allen Arten von Produktion ergiebig war, nicht die mindeste Hilfe. Die Einwohner wurden von Krankheiten hinweggerafft, die Felder blieben unbebaut und wurden zu Haiden. Auch die Tiere waren von dem allgemeinen Unglück nicht ausgenommen. Mit einem Wort: die blühendste von unseren Provinzen ward in die schrecklichste Einöde verwandelt. Während der Zeit starb Friedrich I. und ward mit seiner falschen Größe begraben, die er nur in leeren Pomp und in den Prunk nichtiger Ceremonien setzte.

[1]) Über die Pest: Hagen, Kunde Pr. IV 27. — Lucanus, Altes u. neues Pr. 1749 Mst. — N. B. II 250 ff. — Erläut. Pr. V 390 ff. — Mémoires de Brandenb. II 47 f. — v. Baczko VI 327 ff.

Mein Vater, der ihm in der Regierung folgte, ward von dem allgemeinen Elend gerührt. Er ging selbst hierher und sah mit eigenen Augen in diesem weiten, verheerten Lande alle die schrecklichen Spuren, die eine ansteckende Seuche, Hungersnot und der schmutzige Geiz der Minister hinter sich zurückgelassen. Zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte, vier- oder fünfhundert unbewohnte und unbebaute Dörfer waren das traurige Schauspiel, das sich seinen Augen darbot. Anstatt sich von so widrigen Gegenständen zurückschrecken zu lassen, fühlte er sich vielmehr von dem lebhaftesten Mitleiden durchdrungen und beschloß, dieser Gegend, die selbst die Gestalt eines bewohnten Landes verloren hatte, Menschen, Überfluß und Handel zurückzugeben."

Und weiter: „Seit der Zeit hat der König keine Ausgabe gespart, um seine heilsamen Absichten glücklich durchzusetzen. Zuerst gab er sehr kluge Verordnungen, baute dann alles wieder auf, was durch die Pest verfallen war, und ließ aus allen Gegenden von Europa Tausende von Familien kommen. Die Äcker wurden urbar, das Land bevölkerte sich wieder, der Handel blühte von neuem, und gegenwärtig herrscht in dieser fruchtbaren Provinz mehr Überfluß als jemals. Nun leben über eine halbe Million Einwohner in Litauen; es hat mehr Städte und mehr Heerden als ehemals und ist reicher und fruchtbarer als irgend eine Gegend von Deutschland. Und alles, was ich Ihnen gesagt habe, hat man nur dem Könige zu verdanken, der nicht bloß anordnete, sondern auch selbst über die Vollziehung wachte, Pläne entwarf und sie allein ausführte, keine Mühen, keine Beschwerden scheute, ungeheure Summen aufwandte und es nie an Versprechen und Belohnungen fehlen ließ, um das Glück und das Leben einer halben Million denkender Wesen zu sichern, die nun ihm allein ihren Wohlstand und ihre gute Lage verdanken."

Preußen war durch Friedrich Wilhelms I. streng geordnete Regierung bereits zu einem vorwiegend kräftigen Staate gediehen. Obgleich aller Wissenschaft und Kunst abgeneigt und für das Soldatenwesen allzusehr eingenommen, hat dieser König durch Entfernung alles Luxus, durch wohlberechnete Sparsamkeit und angestrengte Thätigkeit, durch eine feste Einrichtung im Verwaltungs- und Justizwesen, durch verständige Beförderung des Landanbaus, durch Verstärkung seines Heeres, sowie überhaupt durch einen guten, wenn auch rauh-deutschen und ernst-kirchlichen Sinn seine Staaten in eine solche Ordnung gebracht, daß er seinem Sohne, **Friedrich dem Großen**, außer den erhöhten jährlichen Einkünften einen Schatz von 9 Millionen Thalern und ein wohlgehaltenes Heer von 70000 Mann hinterlassen konnte.

Der siebenjährige Krieg brachte Ostpreußen fünf Jahre lang unter russische Herrschaft. Memel mußte sich 1757 am 4. Juli ergeben; am 30. August fand die unglückliche Schlacht bei Groß-Jägerndorf (zwischen Station Puschdorf und Norkitten der Ostbahn; S. d. A. P. 1885/86 122 mit Karte; 1886/87 97.) statt; am 24. September wurde Ragnit verwüstet und am 22. Januar 1758 mußte Königsberg kapitulieren. Der Tod der Kaiserin Elisabeth im Anfange des Jahres 1762 befreite Ostpreußen von der russischen Herrschaft; Friedrich der Große aber hatte eine Abneigung gegen Ostpreußen gewonnen, dem er die Übergabe an den Feind niemals verzeihen konnte.

Im Jahre 1772 fand die erste Teilung Polens statt, wodurch neben Ermland auch Westpreußen preußisch wurde; nur die beiden Städte Danzig und Thorn waren ausgenommen, welche erst 1793 bei der zweiten Teilung Polens in preußischen Besitz gelangten. Die dritte Teilung Polens 1795 gab „Neuostpreußen" mit der Hauptstadt Warschau auf kurze Zeit zu Preußen.

Unter Friedrich dem Großen hielt das Rococo seinen Einzug in Deutschland.

Das **Rococo** geht aus dem Barockstil hervor, aber nicht aus dem deutschen, sondern aus dem französischen.

Lange hat man es als einen Ausfluß der Dresdener Schule angesehen, im Anschluß an Semper, der es im Zusammenhange mit der Erfindung des Porzellans in Dresden, „dem Ursitze alles Zopfes“, entstanden glaubte und das Porzellangerät durch eine sächsische Prinzessin Maria Josepha um 1747 nach Versailles verpflanzt meinte. Semper, Stil II 181.

In dieser im Jahre 1863 von Semper geschriebenen Beurteilung werden allerdings die Bezeichnungen Rococo und Zopf gleichwertig gebraucht, und im weiteren Verfolg sieht man, daß Semper auch den Zwingerbau von 1711 zu „einem noch naiven Rococostil“ rechnet.

Jul. Lessing hat nachgewiesen, daß das Rococo im Meißner Porzellan nicht vor 1740 auftritt und ungefähr bis 1770 reicht, während es in Versailles schon bald nach 1750 abstirbt.

„Schon der Name des Rococo weist auf den französischen Ursprung hin. Rocaille, abgeleitet von roc, das Felsgestein, hieß das beliebte Fels-, Grotten- und Muschel-Ornament schon zu der Zeit, wo es erfunden worden ist; die Nebenform Rococo soll im Anfang unseres Jahrhunderts unter den französischen Emigranten als Spottname für die veralteten Manieren der vergangenen Generation aufgekommen sein und scheint zuerst von deutschen Schriftstellern auf die Kunstformen jener Zeit angewendet zu sein. Der Name Rococo wird auch heute nur in Deutschland gebraucht. Die Franzosen benennen bekanntlich die Stilabschnitte seit der Renaissance nach ihren Königen. Bei ihnen heißt daher der Formenkreis, den wir Rococo nennen, Stil Louis Quinze nach dem Könige Ludwig dem Fünfzehnten (1715—1774); sie unterscheiden darin als Stil Régence die Vorstufe, die unter der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. (1715—1723) herrschte; die Anfänge des Rococo fallen aber noch in die Zeit Ludwigs XIV. (1643—1715) hinein, in den Stil Louis Quatorze.“ Jessen, Das Ornament des Rococo 1894.

Nachdem unter Ludwig XIV. der Klassicismus vorgeherrscht hatte, bemühte sich Jean Bérain (1638—1711) als Zeichner und Kupferstecher das Groteske in die Wandfüllung einzuführen. Seine Schneckenkurven sind der eigentliche Schlüssel für das Rococo.

Die Zeit der Régence variiert diesen Kurvenstil nur leicht: Antoine Watteau (1684—1721) und Oppenort (1672—1742) wenden noch kein Muschelwerk an und halten ihre Formen noch symmetrisch.

Das eigentliche Rococo, genre rocaille oder der Stil Louis XV. gewinnt in Juste Aurèle Meissonnier (1693—1750) seinen Meister. (Meissonniers Ornamentstiche von 1723 an.) 1735 sticht M. den grand surtout de table pour le Millord Kingston, zwei silberne Terrinen, „ein Ausbund des zügellosen Rococo“. J. Lessing mit Abb. im Kunstgewerbeblatt 1888 43 ff.

In dieser Zeit kommt der Naturalismus zur Geltung; das Muschelwerk, die Pflanzen und Blumen, die Figuren (durch François Boucher 1703—1770, schwellende Weiber und fette Kinder), die Unsymmetrie, das Dekorative siegt; das Muschelwerk wird so allgemein wie in der nordischen Hochrenaissance das Rollwerk oder das Distelblatt der Spätgotik (P. Jessen).

Deutschland hat keine Zeit der Régence durchgemacht; nur vereinzelt gelangen einzelne Gegenstände an die Reicheren in Deutschland von Frankreich aus.

In Deutschland steht mit einem Male das wildeste und ungebändigste Rococo fertig da. (Hauptplätze: München, Schleißheim, Anspach, Amalienburg, Brühl, Würzburg, Bruchsal, Dresden und Potsdam.)

Nach Ostpreußen kommt das Rococo nicht vor 1745. Der alte Altaraufsatz von Braunsberg von 1753 zeigte noch nicht eine Spur dieses Stils (vgl. dagegen Dittrich, Ztschr. f. christl. Kunst 1893 355 ff.); dagegen der Altaraufsatz von Frankenau von 1751 hat eine vollendete Rococoerscheinung, desgleichen die schönen Silberarbeiten, welche Bischof Grabowski (1741—1766) dem Frauenburger Dom schenkte (IV Taf. VI).

Dafür hält die Rococozeit hier viel länger vor, und wir können die Entstehungszeit von Rococogegenständen bis nach 1790 hier verfolgen.

Gute Rococoarbeiten in Ostpreußen sind außer den obengenannten Arbeiten in Königsberg: die Kanzel und die Beichtstühle in der Tragheimer Kirche, die schöne, schmiedeeiserne Grabgewölbethür an der Altroßgärter Kirche, die Sackheimer Kanzel, die Eingangsthüren und die schmiedeeiserne Sakristeithür der Katholischen Kirche, die vormalige Orgel der Altstädtischen Kirche, jetzt im Kunstgewerbemuseum zu Königsberg, der Schlosserschildhalter aus der Altstädtischen Sattlergasse, jetzt ebendaselbst. Das schmiedeeiserne Gitter, welches vor dem Hause Lindenstraße 13 stand (ebenfalls dort), und das Gitter, welches jetzt noch vor Lindenstr. 16 steht; die ganze Ausstattung der Löbenichtschen Kirche; die hervorragenden Thürschlösser der Löbenichtschen Hospitalkirche; Altar und Kanzel der Haberberger Kirche.

Samland: Germau: Orgel; Heiligenwalde: Orgel; Medenau: Oblatendose; Pillau: Kanzel; Metgethen: zwei Öfen im Herrenhause; die Malerei des Gestühls in Ludwigswalde; Gestühlmalerei zu Arnau; Alt-Pillau: Orgel von 1751; Neuendorf: Orgel von 1755.

Natangen: die ganze Kirchenausstattung zu Groß-Peisten und die Liederverstafeln zu Leunenburg.

Oberland: Deutschendorf und Mensgut: Orgeln.

Ermland: Arnsdorf: Thürschloß; Bischofsburg: Taufkapelle; Frankenau: Altaraufsätze und Orgel; Frauenburg: das vorher erwähnte silberne Waschbecken nebst Kanne im Rococostile mit den Schaumünzen des Bischofes Grabowski besitzt der Frauenburger Domschatz. Die Kanne dürfte wohl die schönste Silberarbeit in Ostpreußen sein. Namentlich die Umrahmung der Schaumünzen und der Ansatz des Henkels sind mit großem Verständnis durchgeführt (IV Taf. IV); Pyris; Freudenberg: Taufkapelle und Orgel; Glockstein: Kanzel; Guttstadt: der Hochaltar und der Bilderrahmen des h. Florian in der Nikolauskapelle; Heilsberg: Schloßkapellenausstattung; Klaukendorf: Hochaltar; Peterswalde, Kr. Heilsberg: Hochaltar; Quetz: Kelch; Rochuskapelle bei Seeburg: Altäre; Sturmhübel: ganze Kirchenausstattung; Wartenburg: Kanzel im Minoriten-Kloster, letztere beide von hoher Schönheit und wahrscheinlich von demselben Bildhauer geschnitzt.

Litauen: Georgenburg: Orgel; Gumbinnen: Orgel in der Pfarrkirche; Taufgeräte der reformierten Kirche; Insterburg: Orgel; Ragnit: Altar mit der Kanzel vereint und Orgel; Wielitzken: Orgel von 1791.

Mit dem Ausgange des Jahrhunderts tritt ein Rückschlag fast im ganzen Europa ein, den man den **Klassicismus** nennen könnte; wir Deutschen haben keinen andern Namen dafür als den Empirestil, während die Franzosen ihn nach ihren Herrschern nennen: Stile Louis XVI., Stile Napoléon; in Frankreich ist sein Hauptvertreter Jacques Louis David (1748—1825), in Deutschland neben dem großen Winckelmann Asmus Jakob Carstens (1754—1798).

Griechischer als griechisch, römischer als römisch sollten die Formen der Kunst wieder werden.

Die klassifizierende Richtung greift wieder auf die korinthische Säule zurück, macht aber ihren Schaft nicht glatt, sondern kanneliert ihn wie in der Antike. Altar zu Peterswalde, Kr. Braunsberg, von 1780, IV Abb. 146; Rössel, innere Kirchenausstattung; Kanzel der abgebrochenen Kirche zu Mehlsack.

Aus dieser Schule geht denn in Deutschland zunächst Gilly und sein großer Nachfolger Schinkel (1781—1841) hervor.

Auf die Schmach und das Elend, welches die Herrschaft Napoleons zur Folge hatte, folgt dann jener begeisterte Aufruf Yorks in Königsberg, der der unmittelbare Anlaß zu den Freiheitskriegen wurde.

Überblicken wir die Geschicke Ostpreußens von seiner vorgeschichtlichen Zeit an bis auf unsre Tage, so müssen wir doch seine gewaltige Machtfülle im XIV. Jh. als die bedeutendste Zeit dieser Provinz anerkennen.

Für den Orden gab es keine Abhängigkeit von den Bischöfen; für seine Wirksamkeit keine Schranken. Er hatte seine eigenen Priester, seinen Gottesdienst, sein eigenes Kirchenwesen, er war Staat und Kirche für sich, keinem Fürsten noch Bischofe verantwortlich und selbst dem Papste nur untergeben, um von seinem allgewaltigen Arme gegen jede Einmischung von außen verteidigt zu werden (Watterich).

Die Zubringung Ost- und Westpreußens zu Deutschland war eine That des Deutschen Ordens.

Diese Erweiterung des deutschen Bodens, welche der Hauptsache noch in einem Jahrhundert, von 1250 bis 1350 vollendet wurde, ist die größte That des deutschen Volkes in jenem Zeitraum, sie hat ein weites Ländergebiet mit Hunderten deutscher Städte und Tausenden deutscher Dörfer besetzt und unlösbar an Deutschland gekettet; sie hat auch das politische Schicksal aller übrigen Deutschen entschieden. Von dem Ordenslande Preußen holte ein deutsches Fürstengeschlecht die Königskrone.



Nachwort.

Das „Erleuterte Preußen", die Acta Borussica, die Preußischen Provinzial-Blätter, ihre Fortsetzung die Altpreußischen Monatsblätter und andre mehr haben auch über das Kunstleben in Ostpreußen treu und eingehend berichtet und sind nicht müde geworden, im einzelnen niederzulegen, was die jeweiligen Verfasser für wichtig hielten.

Es war aber kein System in diesen Veröffentlichungen, sondern jeder bot, was ihm gerade am Wege lag und sein Interesse erregte.

Seit etwa fünfundzwanzig Jahren nahm das preußische Kultusministerium die Inventarisation der Bau- und Kunstdenkmäler in die Hand: 1870 erschien als erstes Werk das von Lotz und von Dehn-Rotfelser bearbeitete, ausgezeichnete Inventar der Baudenkmäler im Reg.-Bez. Cassel und gab die Anregung zur weiteren Förderung der Sache.

In Ostpreußen war schon 1857 von sämtlichen Pfarrern ein sehr eingehender Fragebogen von acht Bogenseiten Länge beantwortet worden. Die Antworten lagern im Kultusministerium, und wir haben 1887 durch die Güte des Geheimen Oberregierungsrates Herrn Persius Einsicht in einzelne Kreise nehmen können.

Die Antworten waren aber nicht derart, daß wir uns eine Bereisung der ganzen Provinz ersparen konnten.

Harnoch hat sämtliche Fragebogen in Muschaken zu seiner Chronik und Statistik der evangelischen Kirchen in den Provinzen Ost- und Westpreußen 1890 gehabt. Mit welchem Erfolge, mögen die beurteilen, die seine Chronik benutzen mußten.

Dann wurde 1880/81 ein Fragebogen ausgesandt, der von Professor Bergaus Hand herstammte, möglichst kurz sein sollte und deshalb für den Laien — und als solche müssen doch die Pfarrer in Kunstsachen leider meist gelten — vielfach unverständlich wurde (z. B. „Pfeiler und Gewölbe im Chor und Langhaus"!).

Die Ergebnisse waren denn mit wenigen Ausnahmen auch ziemlich unerfreulich, und von 1887 mußten wir, mit der Inventarisation betraut, die Ortschaften in eigenen Augenschein nehmen, um über die gefundenen Bau- und Kunstdenkmäler berichten zu können.

Dem Ostpreußischen Provinzial-Landtage, als der Oberleitung, können wir nicht genug dafür danken, daß er uns für die Veröffentlichung völlig freie Hand ließ! Freilich fällt die Verantwortung ganz allein auf uns.

Die Beigabe von Abbildungen war von vornherein vorgesehen. Daß die von uns aufgenommenen Photographien bei weitem nicht überall schön sind, ist richtig; aber wir hoffen wenigstens überall das Charakteristische getroffen zu haben. Photographische Aufnahmen sind aber unerläßlich, und wir haben sie gemacht, wo es irgend möglich war; denn sie allein können für die Zukunft das Bild geben, wie es war. Auch der beste Zeichner giebt von seinem eigenen Fleisch und Blut etwas dazu, was bei einem Lichtbild ausgeschlossen ist.

Freilich geht bei der Autotypie viel von dem Positiv verloren, wie ja auch das Positiv erst nach dem Negativ gemacht ist. Und dann kommt noch der Drucker des Autotyps hinzu.

Durch so viele Hände geht viel verloren, darum sollte sich künftig jeder ernste Forscher an das Landeshaus wenden, wo unsre Negative aufbewahrt werden.

Die wenigen von uns nicht gemachten Aufnahmen sind durch die Namen der Photographen gekennzeichnet.

Die Entwickelung der Photographien zu Positiven geschah durch die sorgsame Firma Gottheil und Sohn.

Ein besonderer Dank gebührt Herrn Professor Dr. Heydeck, der uns beim Photographieren reichlich unterstützt hat.

Als Zeichner müssen wir dem Architekten Herrn F. Heitmann warmen Dank sagen, der, solange es seine sehr beschränkte Zeit erlaubte, für unser Werk in außerordentlich geschickter Weise gezeichnet hat.

Ferner zeichneten für das Werk die akademischen Maler Herren Bublitz und Sahm, sowie der Regierungs-Bauführer Herr Liedtke.

Gebührender Dank auch der Liebenswürdigkeit und steten Freundlichkeit, womit die Herren der hiesigen Königlichen und Universitäts-Bibliothek Auskunft und Rat gaben, der Verwaltung des hiesigen Kupferstich-Kabinetts und dem Magistrate von Königsberg für ihre Bereitwilligkeit der Hergabe älterer Bilder.

Aber vieles ist noch nachzuholen: eine chronologische Zusammenstellung sämtlicher Baulichkeiten, Burgen, Kirchen, ihrer Ausstattung; ein Verzeichnis der Baumeister, Bildhauer, Maler[1]), Gießer, Glaser, Goldschmiede, Tischler, Schmiede und Schlosser, Orgelbauer; eine Sachübersicht; ein Personennamen-Register. Ein archäologisches Wörterbuch wäre unangebracht, seit Müller-Mothes, Otte, Haupt-Göring, Bergau derartige Arbeiten gemacht haben.

Die Drucklegung lag in den Händen der Buchdruckerfirma Emil Rautenberg.

[1]) Wir haben lange Zeit vergeblich versucht, wenigstens die Baumeister, Bildhauer und Maler Ostpreußens zu sammeln und chronologisch zu ordnen. Wer es nochmals versuchen wollte, dem empfehlen wir außer Pisanski's (1725—1790) Litterärgeschichte und A. Hagen in den N. P. P. B. auch Dr. Franz Hipler's Studien über die ermländischen Bildhauer und Maler in der Bibl. Warmiensis I 227 ff.



Nachträge.



Nachtrag zu Heft I Samland.

Seite 1 Zeile 3 v. u. **Giese** hieß „in den Akten jener Zeit (1826—1828) und den damaligen Rang- und Quartierlisten **Guise**.“ Wir folgten indes der allerwärts üblichen Schreibweise. A. M. XXIX.

Seite 2 Zeile 25 v. o. **Goldbecks** Topographie von Ostpreußen erschien 1785.

Seite 5. Auf der Karte ist das Kirchdorf **Lichtenhagen**, 13 km Östl. s. w. von Königsberg, vergessen worden.

Seite 5 Zeile 2 v. u. streiche die Angabe von Simon Grunau.

Seite 6 Zeile 6 v. o. lies „Szameiten“ statt „Sameiten“.

Seite 6 Zeile 27 v. o. Das Kurische Haff und die Kurische Nehrung erhielten ihren Namen von den Bewohnern, die dem kurischen Zweige des lettischen Volksstamms angehören.

Seite 6 Zeile 1 v. u. streiche „**Frischbier**, Preuß. Wörterbuch“ und setze dafür: vgl. aber **Bonk**, A. M. 1893 345 ff.

Seite 7 Zeile 23 v. o. Die Ableitung des Namens Pregel von prie gora ist nicht statthaft; prie lit. heißt bei; gora poln. Berg. Georgenburg und Nettinen (statt Rettinen) liegen nicht auf einem und demselben Berge.

Seite 8 Zeile 18 v. o. Vgl. aber Dr. A. **Zweck**, Über die Entstehung des Flußlaufes der Deime, mit Skizze; A. M. 1896 110 ff.

Seite 8 Zeile 1 v. u. Ob eine gotische Bevölkerung jemals in Ostpreußen saß, ist fraglich.

Seite 10 Zeile 6 v. o. lies „Caymen“ statt Kaimen.

Seite 10 Zeile 15 v. o. lies „Szameiten“ statt „Sameiten“.

Seite 10 Zeile 20 v. o. Die vier Regiments- oder Oberräte bestanden bis 1785: **Goldbeck** I 46 schreibt, daß „die Ost-Preußische Landes-Regierung jetzt die Benennung des Ost-Preußischen Etats-Ministerii erhalten hat.“

Seite 11 Zeile 13 v. o. Schwedenschanze, vom lit. szventas = heilig abzuleiten, hält Prof. Dr. **Bezzenberger** aus sprachlichen Gründen nicht für statthaft; s. indessen **Beckherrn**, A. M. XXXII 1895 366 ff.

Seite 14 Zeile 12 v. o. lies „Neden“ statt „Rheden“.

Seite 15 Zeile 15 v. u. Gotischer und wendischer Verband werden selbst in Fachschriften häufig verwechselt. Otte's Handb. d. kirchlichen Kunstarchäologie 1883[5] I 43 hat

beispielsweise unsre Bezeichnung gerade umgekehrt. Wir folgen Adler, Mittelalterliche Backsteinwerke, 1861.

Seite 16 Zeile 3 v. o. „Aller vorreformatorischer Altarschmuck in Holzschnitzerei und Malerei ist von Nürnberg nach Samland gewandert“ ist natürlich nicht wörtlich zu nehmen, wie es einige unserer Leser gethan haben; nur von dem Einflusse der Nürnberger Schule sollte die Rede sein.

Seite 17 Zeile 5 v. u. lies Freytag.

Seite 17 Zeile 6 v. o. **Arnau.** Der Pillberg bei Linken, 6 km östl. o. n. ö. von A. A. M. 1895 407 ff. mit Kroki.

Seite 19 Zeile 10 v. u. Wetterfahne auf dem Turme in Arnau aus Schmiedeeisen stellt die Patronin der Kirche, die h. Katharina mit Schwert und Rad dar. Von einem in der Kirche begrabenen Apotheker † 1576 berichtet Hennenberger, Erclerung u. s. w. 1595 23.

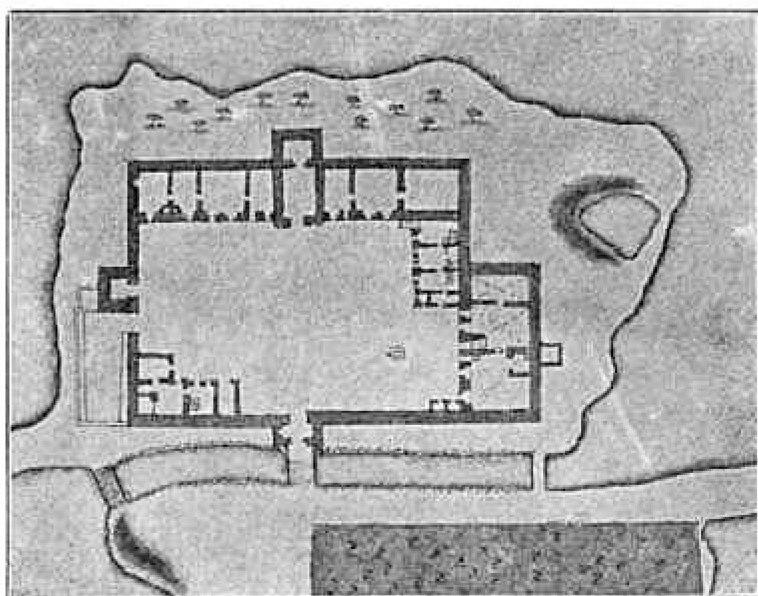


Abb. 1. Grundriß der Burg Waldau (v. Collas).

Seite 26 Zeile 23 v. o. Zwei hölzerne Grabzeichen auf dem Kirchhofe zu Arnau S. d. A. P. 1893 6 Taf. V Fig. 8 und 11.

Seite 26 Zeile 16 v. u. **Waldau.** Der Oberlehrer Herr Dr. Tesdorpf gab im Jahre 1892 eine Schrift aus der von Wallenrodtschen Bibliothek heraus, betitelt: John von Collas, ein preußischer Ingenieur und Baumeister des 18. Jahrhunderts, und seine Zeichnungen von Schlössern des Deutschen Ordens im Samlande. Mit 10 Tafeln in Autotypie. Durch die Güte des Direktors an der Louisenschule, Herrn Dr. Heinrichs, sind uns die Abbildungen daraus zur Verfügung gestellt worden, darunter Grundriß und Ansicht von Waldau.

Schon im Erleutert. Preußen V 1741 814 wird des von Collas unter den Scripta Geographica Prussiae et Historico-Politica Erwähnung gethan. Es heißt da:

1. Johann von Collas, wahre Beschreibung des Königreichs Preußen und dessen Interesse sowohl Oeconomicis, fremden und einheimischen Commercien, als Politicis, zu Krieg- und Friedens-Zeiten; allwo des Climatis und Situation Gelegenheit, Landes Fruchtbarkeit, Reichthum, die genie und foible der Einwohner und angräntzenden Nachbaren, ihre Lebens-Art, Gewohnheiten und Staats-Maxime, wie auch des Autoris unmaßgebliche Gedanken, wie solches am füglichsten durch Verbesserung der Königlichen Intraden und der Unterthanen Conservation, in Flor gebracht werden könne; in XII Theilen verfaßt MSctum de A. 1713. aliquot Voluminum, in 4to.

Es müssen also 1741 mehrere Bände vorhanden gewesen sein, statt jetzt eines.

Tesdorpf schreibt: „Das Wertvolle an dem Buch, das mich allein zu dieser Untersuchung getrieben hat, sind die völlig fertigen Pläne und Ansichten der Burgen und Höfe des Deutschen Ordens aus dieser Gegend, die in bunter Tuschzeichnung ausgeführt sind.“

Wir hätten gewünscht, daß von Collas nicht die Erdgeschosse im Grundrisse gegeben hätte, wie er meist thut, sondern das Hauptgeschoß, und daß er nicht so unbeholfen gezeichnet hätte.

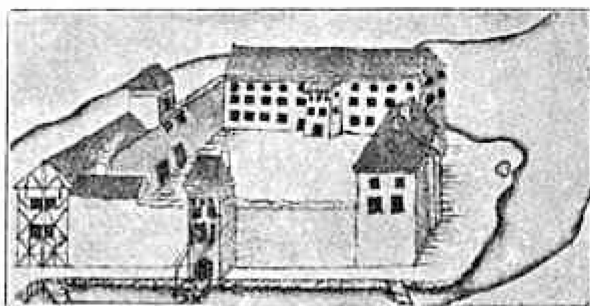


Abb. 2. Ansicht der Burg Waldau (v. Collas).

Immerhin sind seine Zeichnungen als die ältesten wohl zu beachten.

Von Waldau giebt er den Grundriß des Erdgeschosses, Abb. 1, und die Ansicht, Abb. 2. Tesdorpf, a. a. O. 37. Wertvoll, weil vieles auf der Zeichnung vorhanden, wovon jetzt keine Spur mehr da ist.

Seite 27 Zeile 10 v. o. **Jungferndorf.** „Ehe Kurfürst Joh. Sigismund am 25. Dezember 1613 zur reformierten Lehre übertrat, gab es nur zeitweilig wenige heimliche Reformierte zu Königsberg; die 1531 und 1532 dorthin geflüchteten reformierten Holländer blieben nicht daselbst.

Der reformierte Gottesdienst zu Jungferndorf war nicht geduldet, sondern heimlich und fand erst im XVII. Jh. zuweilen statt, bis 1636 die Königsberger Reformierten in dem Hofprediger Agricola den ersten ständigen Prediger erhielten, der von seiner Ankunft ab auf dem Schlosse predigte.“ J. Sembrzycki.

Seite 27 Zeile 19 v. o. Statt „davon ist noch in Fuchsberg die Totenbahre von 1630 erhalten“ lies: „In Fuchsberg stammt die Totenbahre aus dem J. 1630.“

Seite 28 Zeile 8 v. o. **Caymen.** von Collas giebt den Grundriß des Erdgeschosses und die Ansicht von der Burg C. Tesdorpf, a. a. O. 33 f. Abb. 3 und 4.

Seite 32 Zeile 4 v. u. In **Cranz** ist 1897 eine neue Pfarrkirche in Kreuzform eingeweiht.

Seite 35 Zeile 8 v. o. Wikau. Statt: Großes Gräberfeld mit Verbrennung u. s. w. setze: Großes Brandgräberfeld.

Seite 40 Zeile 19 v. u. Zu dem Pfr Willamovius ist hinzuzufügen: Lilienthal, „Ein in der That Wohl-Ehrwürdiger, Großachtbarer und Wohlgelahrter Land-Prediger, beym Ableben Gottfried Willamovii, Pfarrers in Cumehnen; 1726 Fol.

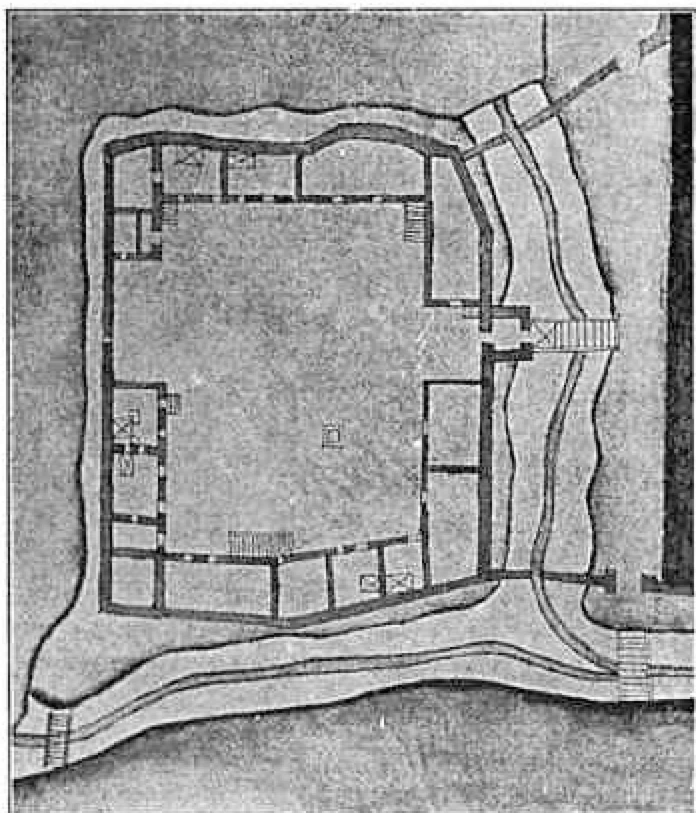


Abb. 3. Grundriß der Burg Caymen (v. Collas).

Seite 40. **Fischhausen.** von Collas hat die Burg Schonewic im Grundriß des Erdgeschosses und Ansicht gegeben; Abb. 5. Tesdorpf, a. a. O. 40 ff. Wir stimmen Tesdorpf durchaus zu, wenn er sagt: „Es scheint mir nicht unmöglich, daß Collas seine Ansicht und seinen Plan, die so vollkommen und intakt aussehen, indessen unter einander Abweichungen zeigen, doch, unterstützt durch irgend welche älteren Zeichnungen, gemacht haben könnte. So kann Schloß Fischhausen zu seiner Zeit nicht mehr ausgesehen haben."

Vgl. dazu: Dr. Ehrenberg, Der Untergang der Schlösser Balga, Lochstedt und Fischhausen, S. d. A. P. 1895 1 ff., wo wir sehen, daß der Voigt von Fischhausen von

Wallenrodt sehr ungern die ihm vom Könige vorgeschriebene Verwüstung der Burg Fischhausen anordnete.

Die Untersuchung der noch vorhandenen Kapelle wäre sehr wünschenswert, vor allem nach Farbspuren.

Es stellte sich heraus, daß das sternförmige Gewölbe der Pfarrkirche nicht die ursprüngliche Bedeckung der Kirche gewesen ist, sondern sie zuvor eine flache Balkendecke hatte, welche erheblich über den Gewölben lag. Die Mauern des Schiffs waren mit Temperamalereien bedeckt, welche Heilige darstellen und von Steinbrecht herausgegeben werden sollen.

Seite 44 Zeile 6 v. u. statt „getriebener" lies gravierter.

Seite 47 Zeile 4 v. u. **German** ist einzufügen: Lengnieten, 3 km Ostl. n. ö. von G. Schloßberg; A. M. XIII 677.

Seite 51 Zeile 16 v. o. statt „Hennenberg" lies „Hennenberger".

Seite 52. Im Kspl **Hafestrom** liegt Waldburg, früher Capustigall. Herr W. Gorbach will diesen Namen (nach einer gütigen Mitteilung) vom Campus tegularius ableiten, indem er hier eine Ordensziegelei voraussetzt. Nach seiner Zuschrift hieß der

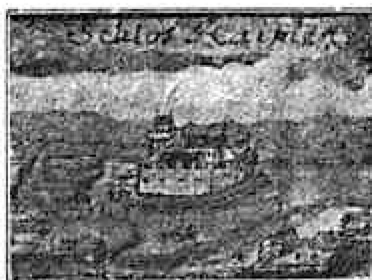


Abb. 4. Ansicht der Burg Caymen (v. Collas).

Ort aber nach der Preuß'schen Landkarte von Ost- und Westpreußen „Kupstegall". Die Herleitung aus dem Pruzzischen ist wohl wahrscheinlicher.

Seite 53. Zu Heiligenwalde. **Willkühnen,** früher Lindenburg, 4 km Ostl. n. n. ö. von H., wurde in den sechziger Jahren des XVII. Jh. vom Landhofmeister Johann Ernst von Wallenrodt (* 1615 † 1697) angekauft. Auf dem Rittergute sind zwei mit Wasserfarben angelegte Karten des Ingenieurs Joseph Naronski vom Jahre 1667 vorhanden, welche wahrscheinlich zum Zwecke des Ankaufs gemacht sind.

Von Wallenrodt baute hier ein für jene Zeit gutes Schlößchen, welches wir hier wiedergeben; Abb. 6. Das Haus mit seinem Anbau ist 43 m lang und hat in seinem Mittelbau eine Tiefe von 19,60 m.

In Form eines H angelegt führt beiderseitig eine Freitreppe unter eine vierpfeilerige Halle, über welcher ein reich, aber etwas roh dekorierter Giebel lag, mit Ochsenauge und den Wappen von Wallenrodts und seiner Gemahlin, Maria von Lehwald † 1676. Die einzelnen ionischen Pfeiler sind mit bemerkenswerten Fruchtschnüren und Festons ausgestattet. Von hier betritt man durch das schön gebildete Steinportal, Abb. 7, die Vorhalle mit der Treppe und geradeaus einen großen Saal, der einst ganz mit niederländischen Fliesen ausgelegt war. Die Fliesen (13/13 cm) enthalten

in freihändiger Malerei, blau auf weiß, Vorgänge aus der heiligen Geschichte. Nach hinten geht der Saal mit ebensolchem Giebel nach dem Garten hinaus. Zu beiden Seiten sind Kamine angelegt und die in ihm liegenden Thüren haben in Öl gemalte Blumenstücke als Sopraporten.

Links und rechts liegen nur kleine Zimmer, meist mit Kaminen von demselben Bildhauer, der das Portal machte, von denen wir eins in Abb. 8 wiedergeben.

Nachrichten über Willkühnen:

Werner, Nachr. von dem Gräfl. und Hochadligen von Wallenrodtschen Geschlecht. Königsberg 1763.

Seite 55 Zeile 3 v. o. Vgl. Beckherrn, Derne A. M. 1896 300 ff.

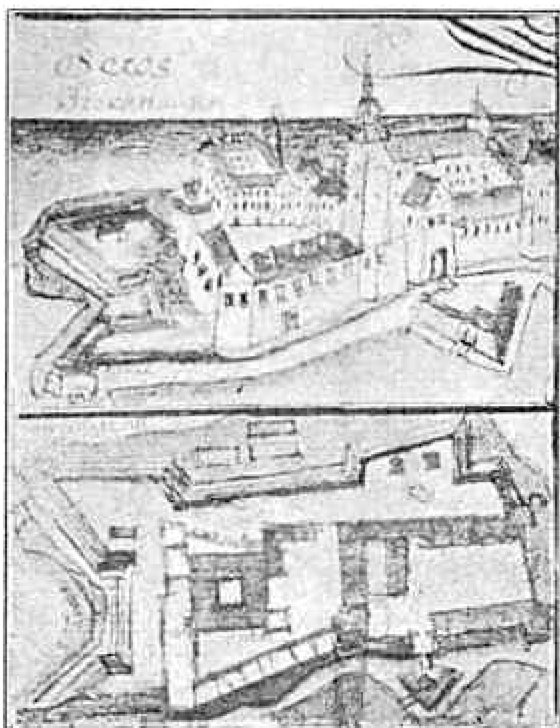


Abb. 5. Burg Fischhausen, Grundriß und Ansicht (v. Collas).

Seite 56. **Juditten.** Wandmalereien in Tempera hinter dem Altare hat Prof. Dr. Heydeck gefunden.

Seite 58 Zeile 11 v. u. Die von der Königsberger Kaufmannschaft erbaute Mole zu **Holstein** hat auf ihrer Mitte einen platten Stein, in welchen ein Schiff eingehauen ist, darunter ein Kreis und die Jahreszahl 1819. W. Gordack.

Seite 59. In **Heilig-Kreuz** giebt das Quandtsche Mſk. einen Kruzifixus von 1617 vom Maler Ditterich Kreutzen, einen Beichtstuhl und den gemalten Großen Christoph, ferner „ehemalige päpstische Reliquien" an. Es waren Grabsteine in der Kirche von einer Frau von Auer geb. Widebachin † 1638, mit Inschrift; Franz Adam † 1609:

Margarete Kalanin † 1627; Frau Diezel † 1636; Dorothea von Brenecken geb. von Gerstorff † 1632; Georg Diezel † ?.

Der Glockenturm brannte 1657 durch Blitz ab und wurde 1734 wieder gebaut. Quandt, Mst. v. 1738 Königl. Bibl. z. K.

Seite 60. **Labiau.** von Collas giebt außer einem Lageplan der Stadt die von Tesdorpf in doppeltem Maßstabe wiedergegebene Ansicht von Burg und Stadt; Abb. 9. Tesdorpf, a. a. O. 23 f. Unser Grundriß von der Kirche in Labiau, Abb. 35, ist insofern nicht ganz richtig gezeichnet, als in dem ö. Gewölbefelde des n. Seitenschiffs eine andre, und zwar ältere Gewölbeform vorhanden ist. Hier sind die Gewölbe mit nicht profilierten Graten, aber an den Knotenpunkten mit kleinen, verzierten Knöpfchen versehen worden. Geh. Baurat Skalweit. Abb. im P. M. Mappe XIII S. 95.

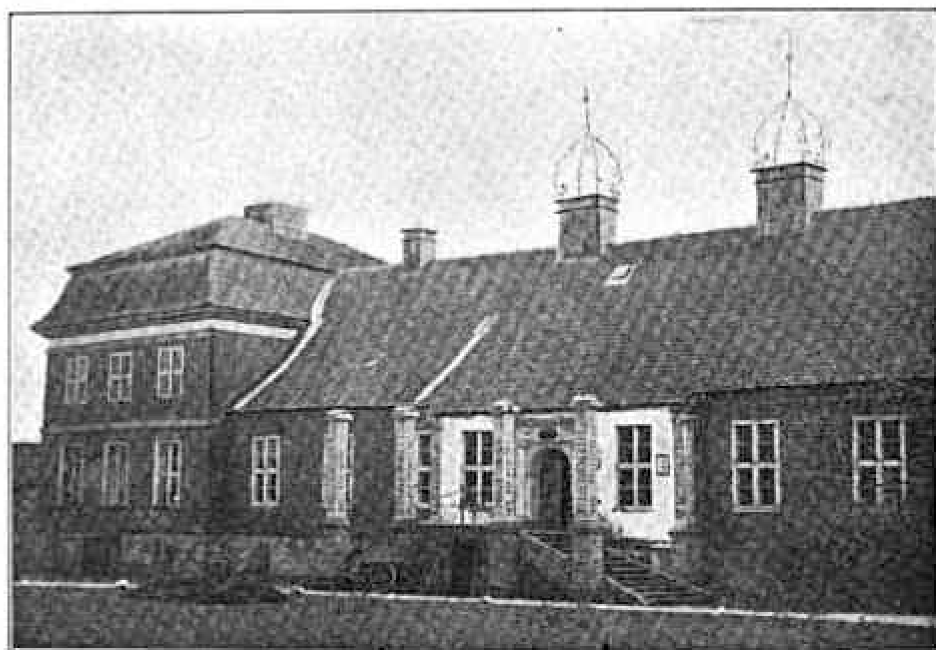


Abb. 6. Willkühnen, Ansicht des alten Schlosses.

Seite 66. **Laptau.** Eine Ansicht der noch vollständig erhaltenen Burg (um 1713!) giebt von Collas in Abb. 10; Tesdorpf, a. a. O. 42 f., während das Erl. Preußen I 1724 nach dem älteren Bilde von Peterßen die Burg als vollständige Ruine zeichnet. Heft I 118.

Seite 69. **Laukischken.** M. Lorbell, Schloß L. u. s. Geschichte in: Königsb. Hartungsche Zeitung 1897 Nr. 256.

Seite 73. **Lochstedt.** Von der Burg giebt von Collas einen Grundriß des Erdgeschosses und eine Ansicht; Abb. 11. Tesdorpf, a. a. O. 25 ff. Daß der Grundriß der Hauptburg in seinem schief und viel zu groß gezeichneten Anbau l. o. (der Sakristei von der Kapelle) falsch ist, auch das Eckzimmer r. u., ficht den Zeichner nicht an.

In Lochstedt haben sich im J. 1895 bei dem Reinigen der Wände der Komturswohnung in Tempera gefertigte Wandmalereien vorgefunden. Herr Baurat Dr. Steinbrecht ließ sie auf Kosten des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg durch den Maler Reinhold Ebeling bloßlegen.

„Was die Lochstedter Malereien besonders der Beachtung wert macht, sind folgende Nebenumstände: Lochstedt ist von den wirklich bedeutsamen, künstlerischen Bauwerken



Abb. 7. Willkühnen, altes Schloßportal.

das älteste im ehemaligen preußischen Ordensgebiet. Auch diese Malerei wird die älteste dieser Art in der Provinz sein.

Die Malerei ist gut erhalten und bedarf bei eventueller Aufmalung keiner Erfindungszuthaten. Der jetzige Befund, in geeigneter Weise konserviert, durch wenige dekorative und bauliche Herstellungen unterstützt, giebt ein einheitliches, künstlerisch wirkendes und archäologisch wertvolles Denkmal an.

Schloß Lochstedt ist wegen seiner reizvollen Lage und wegen der geschichtlichen Erinnerungen eine vielbesuchte Örtlichkeit. Hier käme also die ehrwürdige Malerei

recht zur Geltung und würde den bisherigen baukünstlerischen und archäologischen Wert des Schlosses wesentlich erhöhen."

„Lochstedt steht mit der Marienburg in Beziehung und hat für die Herstellung der letzteren Bedeutung: Beide Schlösser sind im 8. Jahrzehnt des XIII. Jh. erbaut (ungef. 1276). Es liegt ihnen dasselbe Bauprogramm, nämlich einer Deutschordens-Komturei, zu Grunde. Dieselben künstlerischen und technischen Kräfte müssen hier wie dort ge-

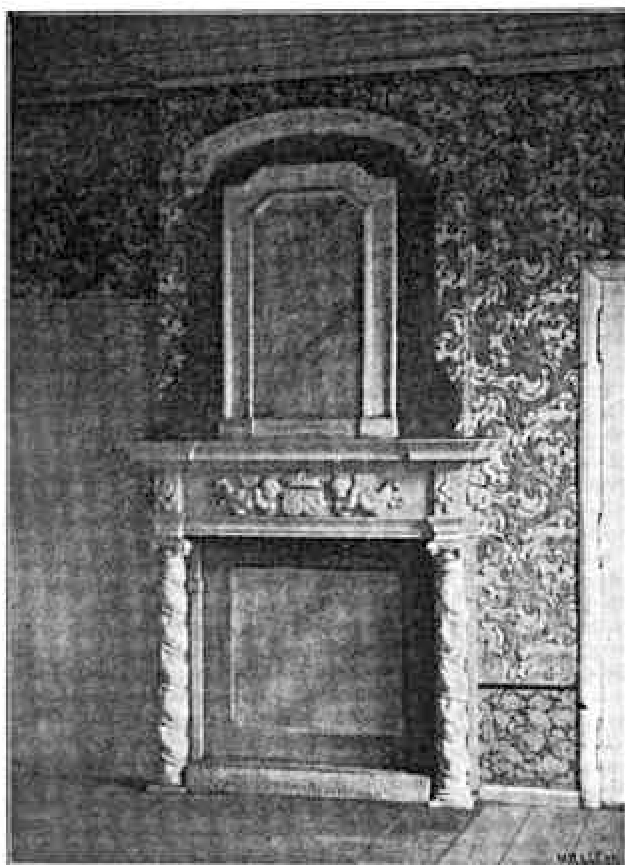


Abb. 8. Willkühnen, Kamin im alten Schlosse.

wirkt haben, was sich in der Verwandtschaft der Raumbildungen und Raumverhältnisse sowie in der Verwendung derselben Formsteine und Backsteinzieraten ausdrückt."

„Die Malereien stammen der darauf befindlichen Schrift wie der Trachten nach aus der ersten Hälfte des XIV. Jh. Die gute Erhaltung der Farbe und das Festhalten derselben auf einem steinharten, hellgrauen Putz sprechen dafür; denn diese technischen Vorzüge treten bei den angewendeten Kalkbindemitteln nur dann ein, wenn der Putz auf die frische Wand und die Farbe auf den frischen Putz kommt: derart, daß der Versteinerungsprozeß des Kalkes in Wand, Putz und den Käse-Kalkbindemitteln der Farbe



Abb. 9. Burg und Stadt Labiau (v. Collas).

noch teilweise gleichzeitig, also in inniger Verbindung von Wand, Putz und Malerei sich vollzieht. Ferner:

Obwohl dem Figürlichen der Malerei anatomische Ungeschicktheiten anhaften, so sind sie doch dadurch anziehend, daß der Ausführungsfleiß über handwerkliche Mache hinausgeht und der Erfindungsgeist der Darstellungen über dem Schablonenhaften steht.



Abb. 10. Burg Taplau (v. Collas).

Am vollkommensten ist das Ornamentale behandelt, z. B. die Zeichnung des Delphins unter dem Christophorus und die Kantenblumen. Auch diese Beobachtungen wie die schon oben erwähnte, der architektonischen Gliederung folgende Ornamentation

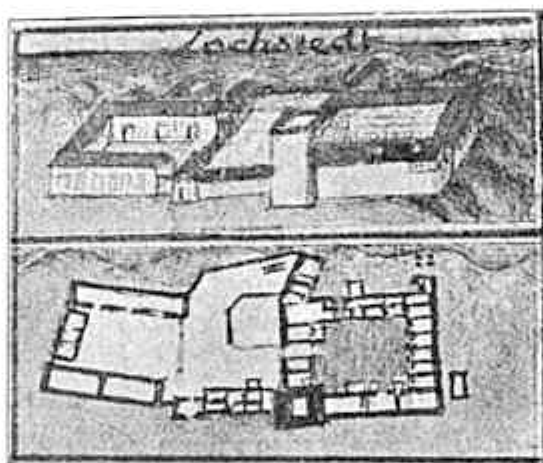


Abb. 11. Grundriß und Ansicht der Burg Lochstedt (v. Collas).

sprechen für den Anfang des XIV. Jh., wo für Ausführung einer ornamentalen Behandlung die Verhältnisse der Burg günstiger lagen." Steinbrecht.

In dem Komtursremter sind die Malereien folgende:

Wand nach dem Dienerstübchen zu: 1. Die Verkündigung Mariä. Vor einem gotischen Betpulte sitzt links die lebensgroße Maria mit dem Heiligenschein, in blauem,

dem Lichte zu weißlichen Gewande; ihr gegenüber Engel Gabriel, die Worte: „ave maria gratia plena dominus tecum" in gotischen Minuskeln auf einem Spruchband vor sich. Abb. 12.

2. Über der eingebrochenen Thür ist eine z. Z. noch rätselhafte Darstellung, welche vielleicht den Hauptmann von Kapernaum vorstellen soll. Links ist ein Burgthor mit Fallgatter dargestellt. Davor steht ein schlanker Mann im grünen Kleide mit einem Schwerte. Zu ihm neigt sich ein vornehmer Greis mit ausgebauchter, oben spitzer Kopfbedeckung, hinter dem ein Mann und eine Frau stehen. Abb. 13.



Abb. 12. Temperamalerei in der Burg Lochstedt.

3. Der Verkündigung gegenüber ist die Kreuzigung gemalt. In der Mitte Christus mit Engeln, welche sein Blut auffangen. Ihm zur Seite die beiden Schächer, dessen rechtsseitiger von einem Teufel begleitet ist. Dazwischen schwer lesbare Spruchbänder. Darunter das Volk, zu Pferde und zu Fuß. Abb. 14.

Unter der Konsole in der Mitte, welche die Last des Gewölbes trägt, ist ein kleines Männchen gemalt, welches in drolliger Stützstellung die Tragfähigkeit versinnbildlichen soll.

Zwischen der Konsole und der Fensterwand:

4. Der h. Christophorus geht, das Christkind auf der Schulter, auf einen Baum gestützt, durch den Fluß. Ein tadellos erhaltener Delphin schwimmt vor seinem rechten Fuß. Ein Mönch hält dem Heiligen einen Gegenstand (vermutlich ein Licht) entgegen. Christophorus ist beinahe doppelt lebensgroß.

Fensterwand dem Burghofe zu rechts:

5. Moses empfängt von Gott Vater die Gesetzestafeln und: Opferung Isaaks;



Abb. 13. Temperamalerei in der Burg Lochstedt.

ein Engel entwindet Abraham das zur Opferung bestimmte Schwert. In der Mitte der Holzstoß.

6. Auferstehung Christi. Die geharnischten, mit Topfhelmen versehenen Wächter schlafen. Das Grab ist ein über dem Erdboden hervorstehendes, ornamentiertes Rechteck, über das Christus, die Siegesfahne in der linken Hand haltend, hinwegsteigt. Zwei drittel Lebensgröße.

7. Zwischen den beiden jetzigen Fenstern sind unter anderem Ketten gemalt.

8. Der in rot gekleidete Erzengel Michael (mit 6 Flügeln in Gestalt eines Seraphs) hält in der linken Hand ein Wappen (einen oben rechteckigen, unten gerundeten Schild, rot mit weißem Kreuze); seine Rechte schlägt mit dem Schwerte auf den neunköpfigen Drachen ein. Abb. 15.

Im kleinen Dienerstübchen haben sich an der linken Längswand die drei Weisen aus dem Morgenlande, das Christuskind in der Mutter Schoß verehrend, an der rechten der Ritter Georg auf einem Schimmel, den Drachen tötend, erhalten.



Abb. 14. Temperamalerei in der Burg Lochstedt.

In der Komtursstube sind die Malereien weniger klar erhalten, vermutlich weil sie nach Norden hin liegt.

An der Wand nach dem Dienerstübchen haben sich die Reste dreier Ritter erhalten, die durch ihre Wappenschilde gekennzeichnet sind. Abb. 16.

Auf der Schmalwand sind gleichfalls drei Ritter gemalt, von denen der eine wohl Gottfried von Bouillon sein könnte (Lamm). Auch über dem durchgebrochenen Ostfenster zeigt sich eine Malerei, welche auf einen Gebietiger des Ordens sich zu beziehen scheint. — Darunter zieht sich ein nicht ohne Humor geschaffener Tierfries hin.

Allen Rippen in den Räumen folgen Ornamente, wie sie auch als Krabben alle Spitzbogen umsäumen.

Alle einst mit Möbeln bestellten Wandteile zeigen nur ein rotes Teppichmuster mit Löwenköpfen.

Die Kapelle hat jetzt einen neuen, würdigen Altaraufsatz erhalten.

Seite 80 Zeile 9 v. o. Die ältere Kirche zu **Löwenhagen** soll 1542 gebaut und 1692 wieder gebaut sein. Quandt, Mſk. von 1738 K. Bibl. z. K.

Seite 30 Zeile 11 v. u. **Sankt-Lorenz.** Battau, 3 km Lſtl. n. ö. Wallberg; Mitteilung des Herrn Major Beckherrn.



Abb. 15. Temperamalerei in der Burg Lochſtedt.

Zeile 10 v. u. lies „Neukuren“ statt „Neukuhren“.

Zeile 7 v. u. streiche von „Pillberg“ bis „Prov. M.“ dafür: Pillberg bei Plinken, 5 km Lſtl. ſ. w. Eingehende Abhandlung darüber nebst Kroki von Major Beckherrn, der ihn für eine Kultusstätte hält, gegenüber von Bönigk, der ihn für ein Fliehhaus des D. O. zum Schutze der bekehrten Samländer des XIII. Jh. ausgiebt. A. M. 1865 353 ff. Das Modell P. M. K. III 21 war schon 1895 nicht mehr vorhanden. Lanzenspitzen im Prov. M.

Seite 91 Zeile 1 v. o. **Medenau,** lies „Mariä“ statt „Mariäs“.

Zeile 8 v. o. lies: „Die beiden Altarschreine zeigen Nürnberger Arbeit, sind aber anscheinend hier von süddeutschen Handwerksmeistern gemacht.“

Seite 94 Zeile 15 v. u. lies „Friedrichsstein“ statt „Friedrichstein“.

Seite 94 Zeile 7 v. u. **Neuhausen.** Der Pillberg bei Rodmannshöfen, 6 km Östl. s. von N. Abhandlung und Kroki von Maj. Beckherrn. A. M. 1895 404 ff.

Seite 94. Von der bischöflichen Burg giebt von Collas einen Grundriß vom Erdgeschoß und eine Ansicht; Abb. 17 und 18. Tesdorpf, a. a. O. 44.

Seite 96 Zeile 11. Scalichius floh 1566, nicht 1560.

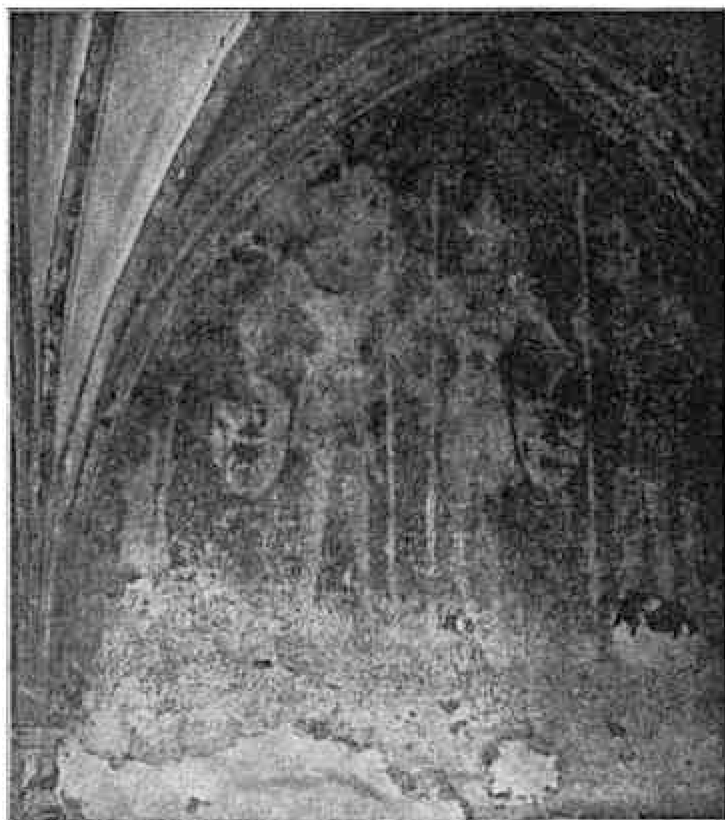


Abb. 16. Temperamalerei in der Burg Tochstedt.

Seite 101. **Pillau** scheint uns aus der Heidenburg Naitepille hervorgegangen zu sein, die in jener Gegend lag.

Seite 101 Zeile 5 v. u. streiche „der“ vor Grundsteinlegung.

Seite 103 Zeile 2 v. u. lies: „Übergang vom Barock zu Rococo“ statt genre rocaille.

Seite 104 Zeile 4 v. o. setze hinter Schwalkenberg („Schwalbenberg“).

Seite 104. **Pobethen.** Zeile 8 v. u. lies N. W. statt N.

Zeile 6. Zu der Pilgar, Abhandl. und Zeichnung von Beckherrn, A. M. 1895 392 f.

Seite 107 Zeile 2 v. o. Aus dem Altare in Pobethen hat man die holzgeschnitzte Dreieinigkeit herausgenommen und dafür das Ölgemälde eines unschönen Christus angebracht, der im Maßstab viel zu groß für die ihn umgebende Schnitzarbeit ist.

Seite 108 Zeile 2 v. o. lies „Seraph“ statt „Seraphim“.

Seite 110 Zeile 1. Casp. Stein lebte 1592—1652.

Seite 110. **Powunden.** von Collas giebt eine richtige Zeichnung der Ansicht der Powundener Burgruine, wie sie jetzt noch vorhanden ist; Abb. 19. Tesdorpf, a. a. O. 43 f.

Zeile 3 v. u. Die Wallburg Garbick hält Maj. Beckherrn nicht mehr für den Ort, wo die 1283 gebaute Burg Neuhaus gelegen hat: A. M. 1895 358 Anmerkung,

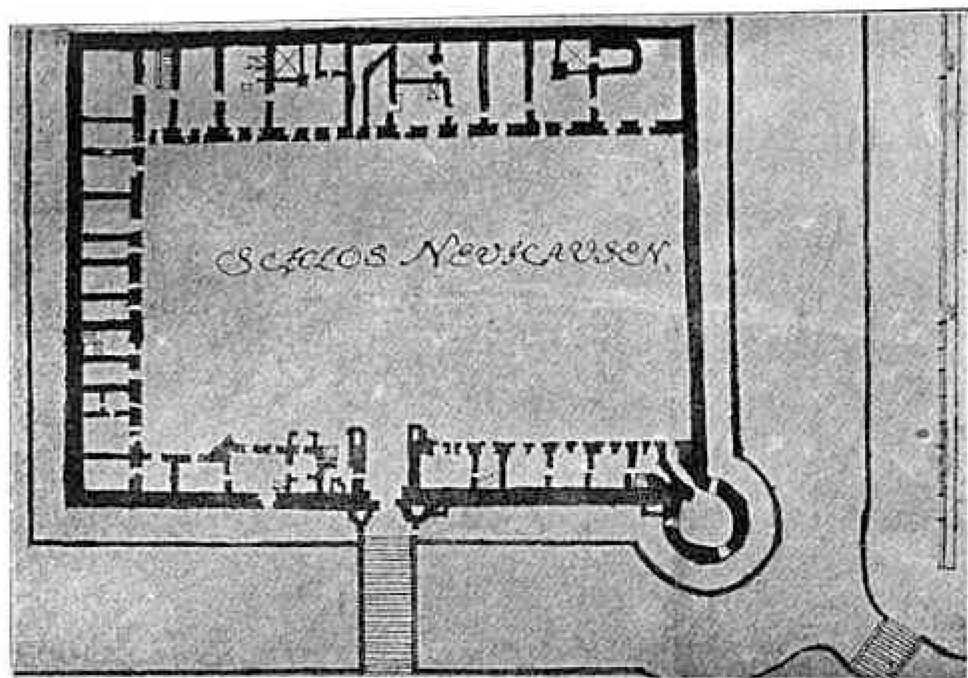


Abb. 17. Grundriß der Burg Neuhausen (v. Collas).

sondern für den Aufenthaltsort des Bischofes Johann von Kurland 1352. Näheres wird in der A. M. 1898 mit Zeichnung erscheinen.

In dem Grabgewölbe l. vom Turm der Kirche zu P. haben sich „ziemlich deutliche Spuren übertünchter Wandmalerei der gewöhnlichen Art (?)“ gefunden. Professor Lohmeier.

Seite 115 Zeile 20 v. u. lies „Vischer“ statt „Fischer“.

Seite 116 Zeile 4 v. u. lies „Szameiten“ statt „Szamaiten“.

Seite 117. **Rudau.** Die Burgwälle bei Ekritten Zeile 8 v. u. sind ausführlich beschrieben vom Maj. Beckherrn A. M. 1895 393 ff. mit Kroki.

Seite 118. Von der Ordensburg N. steht auf dem Kirchhofe eine etwa 1 m hohe Granitsäule. Prof. Lohmeier.

Seite 118 Zeile 11 v. u. lies „Szameiten" statt „Samaiten".

Seite 120 Zeile 21 v. o. lies „Liska S." statt „Lischka S."

Seite 120 Zeile 6 v. u. Die Burg **Schaken** hat von Collas im Grundriß des Erdgeschosses und in einer kleinen Ansicht wiedergegeben; Abb. 20 und 21. Tesdorpf, a. a. O. 31 ff.

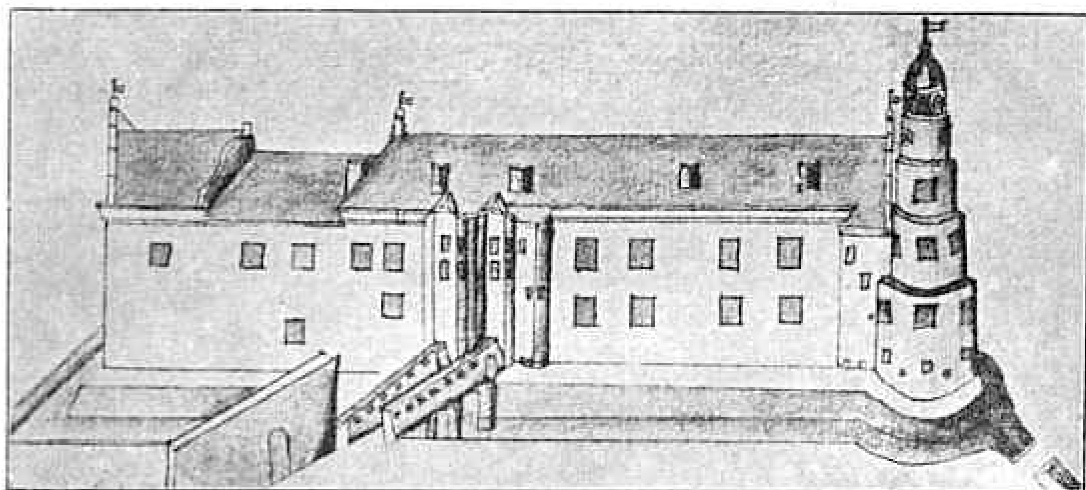


Abb. 18. Ansicht der Burg Neuhausen (v. Collas).

von Collas bringt auch eine Ansicht von **Gallgarben**, 4 km Lftl. f. ö. Schaken und 4 km Lftl. n. w. von Rinau; Abb. 22. Tesdorpf, a. a. O. 35 f.

Wir hatten Gallgarben absichtlich in Heft 1 nicht erwähnt, weil wir an eine Verwechselung der Verfasser mit Galtgarben oder dem Rinauberge glaubten und noch glauben. Hören wir zunächst den Wortlaut der von Tesdorpf angeführten Gewährs-



Abb. 19. Ansicht der Burg Powunden (v. Collas).

männer. Hennenberger Erl. d. g. pr. L. 1595 137 erzählt unter „Geilgarben auff Deutsch Weissenberg" nur die Sage von einem edelen Preußen Dorgo und schließt mit dem Satz: „Der Schloßberg ist noch im Dorff zu sehen."

C. Stein in den Acta borussica I 1730 210: Prope Schacken, in pago Galtgarben rudera veteris arcis Galtgarben.

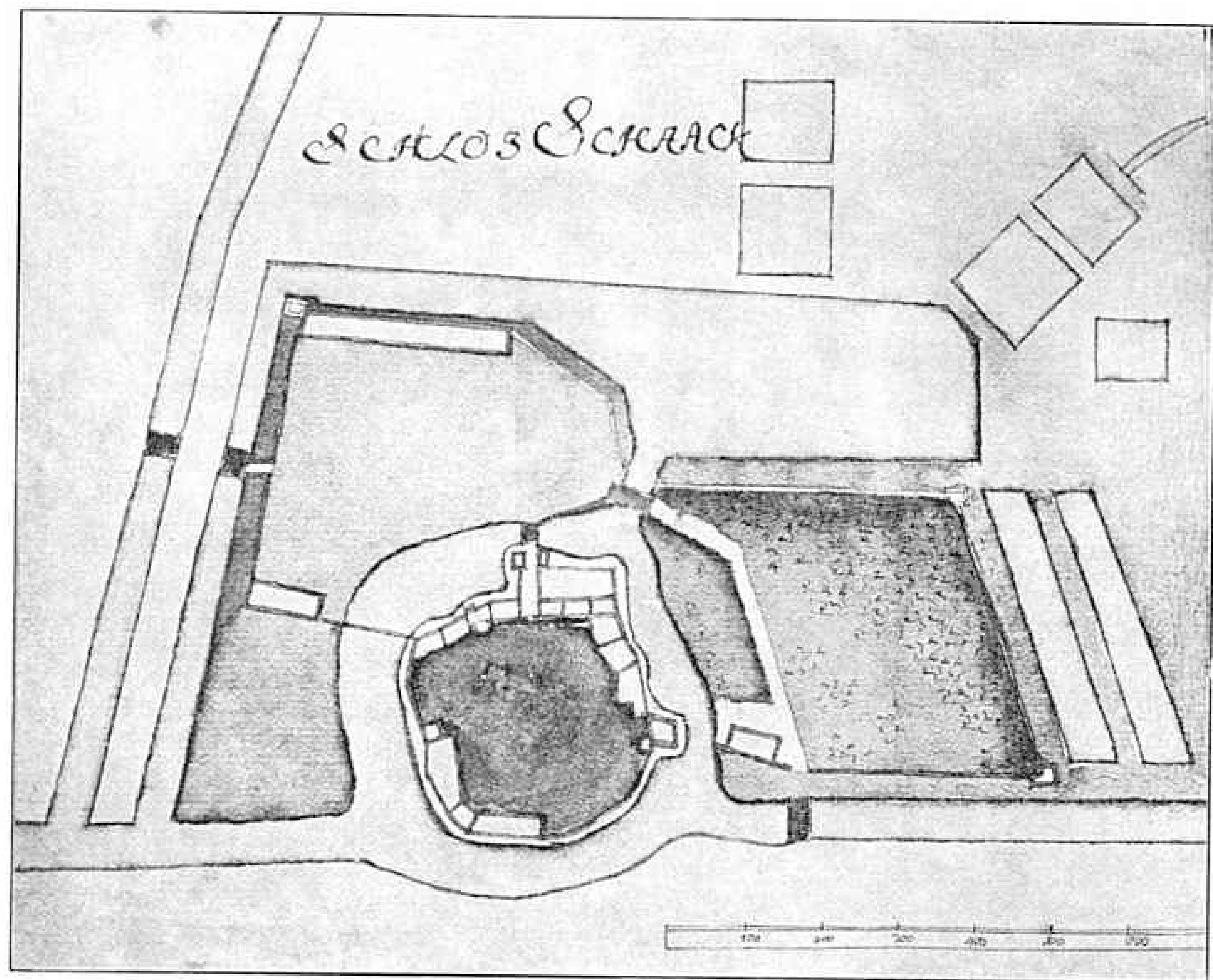


Abb. 20. Grundriß der Burg Schaken (v. Collas).

10*

Lucanus Mst. I 1748 428 „Beym Dorffe Galgarben umweit Schaken siehet man ein altes Gemäuer von dem heidnischen Schloße Galtogarben, dergleichen Nahmen auch ein Berg zwischen den Dörffern Grünhoff und Medenau führt.“

Und „Kumehnen, sonst Kumayen uhraltes Dorff mit einer Kirche, die von dem Gemäuer des zerstörten heidnischen Schlosses Galtogarben auffgeführet worden.

Solches hat auff dem hohen mit großen Bäumen bewachsenen Berge Rinhow im Schaakischen gestanden, der noch jetzo die Überbleibseln der vormaligen Schloß Wälle zeiget.“ Stein, memor. Pruss. d. l. p. 205.

Zwar nicht 205, sondern 207 redet Stein von dem „Galtogarben, mons Rinow rotundus, circumvallatus, partim hominum manibus, ut dicitur, congestus.“

Sollte wohl Lucanus in jenen beiden Orten gewesen sein? Wir glauben, in keinem von beiden.

Bock: Vers. einer wirtschaftl. Naturgesch. v. d. Königreich Ost- u. Westpr. I 1782 73: „Es scheinet der Flecken Galgarben (der nie Geygarben oder Geilgarben genannt wird), welcher 60 Hufen in sich hält, und im schaakenschen Kirchspiel lieget, mit dem Galtgarben bei Kumehnen verwechselt zu seyn. Bey jenem Galgarben ist keine sonderliche Anhöhe, am aller wenigsten der höchste Berg in Preußen, aber wohl



Abb. 21. Ansicht der Burg Schaken (v. Collas).

ein Schutthaufen von einem ehemals daselbst gestandenen Schlosse. Der Berg Galtgarben bey Kumehnen, möchte wol nicht von Menschenhänden aufgeworfen seyn, und es gilt solches nur von den ehemaligen Festungswerken auf seinem Gipfel.“

Der letzte, den Tesdorpf anführt, ist „Giese: Copie eines Mſks von 1826 bis 1828 in der Bibliothek der Altertums-Gesellschaft Prussia S. 43 nebst zugeschriebener Bemerkung von Gebauer.“

Nicht jene mangelhafte Copie hätte der Verfasser benutzen sollen, sondern die meisterhaft in Bleistift gezeichneten etwa 500 Originalblättchen, die Giese allein von Ostpreußen gezeichnet hat.

Wir geben hier den Grundriß von „Gaylgarben“ wieder, Abb. 23, mit der von Giese in Bleistift dazu geschriebenen Legende: „Galdagore, später fester Ritterhof

1. war eine heidnische Familienburg auf eine sanfte Erhöhung geschüttet mit 2 Wällen umgeben und dazwischen Wasser. Vor dieser findet sich 10' tief ....

2. dieselbe Einrichtung zum Ritterhof in ein Viereck geformt und von Feldsteinen und Ziegelstücken und Kalk sehr gut vergossen.“

Goldbeck, Topograph. von Ostpreußen 1785, kennt in G. weder Burg noch Ritterhof: „Gallgarben, Cölmisch Dorf und Mühle; auch Adl. Krug und Gütchen.“

Wir glauben, daß die Ruinen, welche von Collas vom Schlosse Gallgarben zeichnet, nur seiner Phantasie entsprossen sind.

Die Nachrichten von einem ehemals hier gewesenen Schlosse sind aber richtig: auf seiner Stelle, in der Mitte des Dorfes (Abb. 23 das Quadrat mit dem Punkt darin), steht jetzt die Schule. Pfr Fischer-Quednau, der zwei Jahre lang Lehrer



Abb. 22. Ansicht der Burg Gallgarben (v. Collas).

in Gallgarben war, erzählte uns 1897, daß an der alten Schloßstelle silberne Löffel und andres Gerät gefunden seien.

Die rechteckige Umrahmung des Dorfes auf der Gieseschen Zeichnung deutet den Zaun an, der es umgab; v. Collas zeigt eine Mauer mit einem Thore, was sehr unwahrscheinlich ist. Oder ist es auch nur ein Zaun?

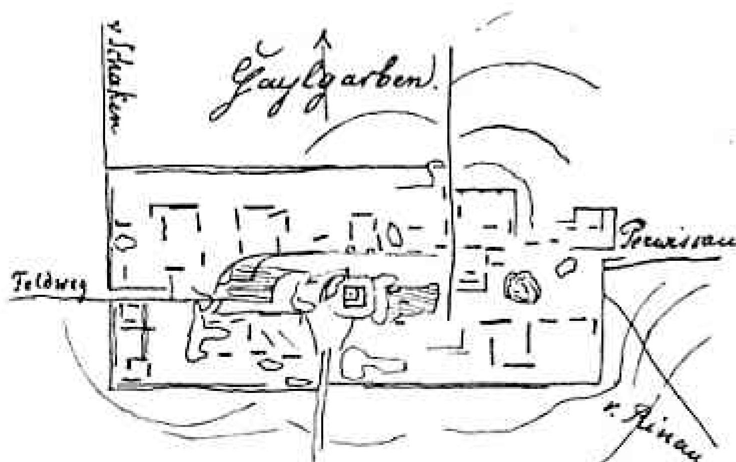


Abb. 23. Grundriß von Gallgarben nach Giese.

Seite 125 Zeile 13 v. o. Der Altaraufsatz in **Schönwalde** ist „1712 neu aufgesetzet, 1721 erst gemahlet und verguldet worden." Quandt, Mſk. v. 1738 Königl. Bibl. z. K.

Seite 127 Zeile 3 v. u. Der Beichtstuhl in **Steinbeck** trägt die Jahreszahl 1818. Hinter dem den Kruzifixus darstellenden Bilde: „Phil. II, 8—11. Der Kirche zu Steinbeck zur Aufbewahrung daselbst geschenkt von H. J. E. Schlemüller am 5. Juni 1867." Sommer, Pfr.

Seite 120. **Tenkitten.** Im J. 1897 wurde bei der 900jährigen Wiederkehr des Tages der Ermordung Adalberts das Kreuz neu hergestellt, mit entsprechender Inschrift versehen und mit einem schmiedeeisernen Gitter umgeben. Vom Pfr Heger die Schrift: Zum Gedächtnis Adalberts u. s. w. Königsberg 1897. Sie enthält eine gute Autotypie des Standbildes Adalberts vor der Kirche in Fischhausen von Siemering und den Grundriß der 1847 noch vorhandenen Mauerteile, sowie der Simultankapelle zu Tenkitten. Im Anhang verschiedene auf die Stiftung und die Besuche der Adalbertskapelle bezügliche Urkunden sowie ein Inventarium von 1569.

Seite 126 Zeile 14 v. o. lies „Vischer" statt „Fischer".

Seite 128 Zeile 21. An der Kirche von **Neuendorf** ist an der S. Seite eine nicht mehr benutzte Sonnenuhr. — Vor dem Altar ein Grabstein von 1602 mit den Emblemen des Zimmerergewerkes.

Seite 136 Zeile 21 v. o. lies: vgl. aber Töppen, S. r. P. I 161, der die Sage von der Vierbrüdersäule für „Aftergelehrsamkeit und künftiger Wiederholung nicht wert" erklärt.

Dagegen finden wir in von Brands Reisen folgende Stelle: „Den $\frac{\text{24. August}}{\text{4. September}}$ 1673 reyseten wir durch einen ziemlich großen Wald, in welches mitten auff einem Creutzweg, uff . . . . 3. Meil. wir einen auffgerichteten pfahl sahen, worinnen die jahrzahl 1620 samt etlichen namen und littern eingeschnitten ware, oben hatte er vier rings umb und aufwerts stehende ästen zwey ehlen ohngefehr lang, auf welcher enden jedem ein kopff mit überdecktem Helm auffgesetzt war, diesen pfahl nennen sie die vier Brüder u. s. w. Joh. Arn. von Brands Reise, herauß gegeb. durch von Henim 1702 23.

Seite 138 Zeile 8 v. u. lies „(der Chor der Kirche zu **Wargen** ist) aus dem halben Sechseck geschlossen."

Seite 140 Zeile 1 v. o. lies „ein dreijochiges" statt „einem dreijochigen".



Nachtrag zu Heft II Natangen.

Seite 3 ist die Anmerkung der Grunauschen Sage zu streichen.

Seite 4 **Lindenau,** Diöcese Heiligenbeil an der ermländischen Grenze, muß als Kirchdorf auf der Karte mit einem Kreuz nach oben ausgezeichnet sein.

Seite 12 unten. Groß-Sobrost, aufgenommen von v. Bönigk, P. M. Mappe XII Nr. 14; 15.

Seite 14 Zeile 10 v. u. Lot. Weber hält Kipitten, Kspl Auglitten, für Capostete — Copiten. Pr. vor 500 Jahren 1878 333.

Seite 15 Zeile 4 v. o. Schanze bei **Bäslack,** die Längswälle bei Heilige Linde und Pötschendorf, der Wall bei Laxdoyen und der Hünenberg oder Schloßberg bei Wangotten, alle vier aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 22, 23, 24, 30.

Seite 21 Zeile 6 v. u. **Balga.** Die Inschriften zu den Malereien in der Sakristei veröffentlicht in A. J. II 161. —

Seite 21 unten: Ehrenberg, Der Untergang der Schlösser Balga u. s. w. S. d. A. P. 1895 1 ff.

Seite 22 Zeile 7 v. u. Der Burgwall bei Barten und Freudenberg aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 4 und 38.

Seite 25 Zeile 7 v. u. **Barten:** Inschrift der Freudenberger Glocke: Gloria in excelsis Deo, Maria, Anno 1425. — Der ersten Glocke: Rex gloriae Christe veni in (?) pace. — Der zweiten Glocke: Anno 1512. Quandt, Mst. von 1738 Königl. Bibl. z. K.

Seite 27 Zeile 13. Verschanzung bei Kopkes, 2 km Östl. ö. von B., aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 10.

Seite 27 Zeile 15. Pöhnen, 7 km Östl. ö. von B. Schloßberg, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 39.

Seite 27 Zeile 17 v. o. Der Burgwall bei Wehrwilten aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 8.

Seite 28 Zeile 4 v. u. **Bartenstein.** „Die Türme des Königsberger und Lennenburger Thores und der Turm am Zeughause („Eulenturm“) sind nicht um die Mitte des XVIII. Jh., sondern zwischen 1866 und 1879 abgebrochen. Die Fundamente des Eulenturms dienen noch dem darauf erbauten Hause.

Am 28. Juni 1850 großes Feuer, welches das Rathaus zerstörte.“ v. Schimmelfennig.

Seite 29. Das Wappen der Stadt **Bartenstein** ist durch v. Schimmelfennig behandelt in S. d. A. P. 1892/93 95 ff. mit Abbildungen.

Seite 45. In **Böttchersdorf** waren 1738 noch eine Monstranz und Bilder der Maria und Barbara. Quandt, Mſk. Königl. Bibl. z. K.

Seite 47 Zeile 13 v. o. lies „Kunheim“ statt „Kuhnheim“.

Seite 47 Zeile 21 v. o. Der Burgwall bei Ardappen aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 9.

Seite 47 Zeile 22 v. o. lies „Schonklitten“ statt „Schönklitten“.

Seite 53 Zeile 8 v. o. Nicht **Brandenburg** in O.-Pr., sondern Brandenburg a/H. ist der Geburtsort von Georg Sabinus. Erl. Pr. III 323.

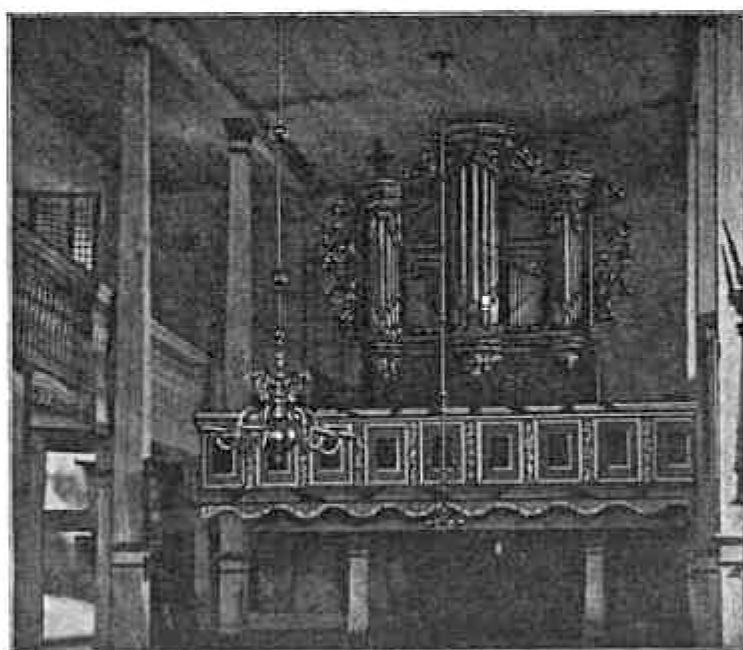


Abb. 24. Innenansicht der Kirche in Drengfurt.

Seite 54 **Canditten**, 6 km östl. n. n. w. liegt der Wormer Schloßberg: Dr. Heydeck, S. d. A. P. 1896 73 f.

Seite 61 Zeile 1 v. u. lies „Burzenlande“ statt „Burgenlande“.

Seite 62 Zeile 6. Moritten, 5 km östl. s. von Creuzburg. Dr. Heydeck, S. d. A. P. 1896 70 f.

Seite 62 Zeile 8. Vom Hause **Creuzburg** ist ein Plan nebst Mſk. vom J. 1882 von Kamienski seit 1895 in der Bibl. des P. M.

Seite 65 **Dexen, Klein-**. Im Kſple hat sich als Grenzstein zwischen Hussehnen, Rossitten und Wackern eine Steinfigur gefunden, die jetzt in Königsberg vor dem N. Flügel des Schlosses am Aufgange zum Prussia-Museum steht. Näheres darüber sowie zwei Lichtdrucke der Figur in Bezzenberger, S. d. A. P. 1891/92 46 f.

Seite 71 Zeile 7 v. u. Wolfshagen, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 30.

Seite 71 Zeile 10. v. u. Verschanzter Zufluchtsort bei Drengfurtshof, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 14.

Seite 72 Zeile 3 v. u. **Drengfurt** lies: Geschenk von Adam Borchert 1792.

Seite 73 Zeile 10 v. o. In Marienthal ist ein Weihwasserstein erhalten.

Die Kirche zu **Drengfurt** soll jetzt (1897) in ihrem Inneren im gotischen Sinne durchgreifend umgebaut werden, wobei die barocke Taufkapelle sowie etliche Malereien erhalten bleiben sollen. Abb. 24.

Bei dem zu diesem Zwecke notwendigen Aufräumen der Kirche fand sich das Meßglöckchen vor, welches in einem mangelhaft gegossenen Friese in der Mitte der Glocke Orpheus darstellt, der vor den Tieren des Waldes die Geige spielt. Ein Affe macht es ihm nach. Darunter steht in romanisch-gotischen Majuskeln gegossen: Ghegoten int Jaer 1566. (Die 5 ohne den oberen Haken.) Darüber um die Haube: ⊙ VAN ISI ⊢ ⊙ VOKTOT (?) (wahrscheinlich der Name des Gießers, der zu seinen Inschriften ältere Buchstaben verwandt hat).

Seite 74 Zeile 6 v. o. lies: Schlackenwaldt in Böhmen.

Seite 78. Die Kirche zu **Falkenau** wurde im J. 1896 würdig wiederhergestellt. Sie ist im inneren Langhaus 21,60 m = 5 culm. Ruten l., 10,80 m = $2^1/_2$ culm. Ruten br. — Zeile 10 v. u. muß es heißen: nur ein geringer Teil der N. Wand ist aus Feldsteinen gebaut. Der Turm steigt in drei durch drei gekuppelte, spitzbogige Blenden im Mittelgeschoß und durch je zwei Blenden und zwei Fenster im Obergeschoß belebten Stockwerken auf."

Bei Gelegenheit der Entfernung des inneren Abputzes der Kirche ergab sich, daß sie in spätgotischer Zeit durchweg ausgemalt war in einer Malerei in Temperafarben, die mehr handwerksmäßig als künstlerisch erschien.

Die Malerei enthielt zunächst mehrere Apostel, die farbig und überlebensgroß, alle mit Heiligenscheinen und ihren Attributen ausgeführt waren. Am besten erhalten war die N. W. Ecke: der Apostel Matthias oder Thomas mit Lanze und Paulus mit Schwert stehen auf einem gelben Fliesenboden innerhalb einer gemalten Architektur, die in Ziegelschichten (lauter Läufer) besteht und je zwei vergitterte Rundbogenfenster hat. Über derselben erheben sich in gelb und grau gemalte, niedrige Tudorbogen, die in Fialen mit Kreuzblumen auslaufen und, wo sie zusammenkommen, niedrigere Fialen haben, ganz in der Art und Weise, wie Alwin Schultz, Deutsches Leben 1892 die Zunftkanne der Bäcker zu Breslau von 1497 darstellt in Fig. 168.

Dazwischen waren Weihekreuze in üblicher Weise, kreisrund, die Füllung rot, die teilenden vier Ovale gelb mit grauer Umrandung.

Die Malerei war so wenig erhalten, daß über sie der Anstrich der Wände erfolgt ist. —

Seite 88 unten: zur Wurzel Jesse in **Friedland** vergleiche die sehr ähnliche Darstellung der Wurzel Jesse im Kunstgewerbeblatt von A. Pabst 1888 117 und Haupt, Bau- und Kunstd. Schleswig-Holsteins II nach S. 330 „Mittelteil des Altars im Präsidentenkloster zu Schleswig".

Seite 91. **Gallingen.** Im Quandtschen Mſk. von 1738 steht: Altar mit der geschnitzten Krönung Mariä mit vielen Heiligen. — Glocke von 1506.

Seite 102. Eysenblätter, Geschichte der Stadt **Heiligenbeil,** 1895.

Seite 104. Der kleine „Wolberg" bei **Laggarben** ist aufgenommen von Frhn von Bönigk, P. M. Mappe XII Nr. 7. — Die Münzen in Skandau sind römische von Kaiser Hadrian bis Verus; A. M. 1870 738. — In L. war noch 1738 die Holzschnitzerei der heiligen Anna und Maria mit dem Kinde mit anderen kleineren Heiligen unter der Kanzel mit der Inschrift „Heilige Anna bitte für Unß". Quandt, Mſk. Vermutlich vom Hochaltare.

In der jetzigen Filiale **Dietrichsdorf** war nach dem Quandtschen Mſk. von 1738 noch ein Kelch: **Ao 1721 diesen Kelch geschencket Christoph von Podewils, Lehnsherr, Gott zu Ehren und der Dittrichsdorffschen Gemeine zum andenken. Gott wolle diese Gemeine seegnen!**

Seite 105. **Lamgarben.** Der Kirchhof bei Lamgarben aufgenommen von Frhn

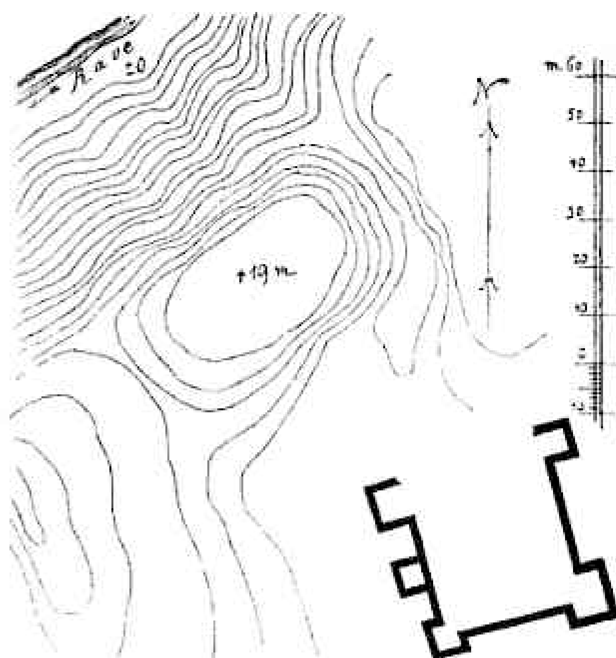


Abb. 25. Lageplan des Fliehhauses bei Lamgarben.

von Bönigk; P. M. Mappe XI Nr. 5. — Der Fuchsberg bei L. aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 28.

Im Jahrgang VI 1869 der Altpreußischen Monatsschrift hat der jetzige Oberst, damalige Hauptmann Herr Wulff die Nachgrabungen besprochen, welche er 1868 bei Lamgarben auf der in der Generalstabskarte mit „Schanze" bezeichneten Anhöhe gemacht hat, indem er mit Recht annahm, daß die Stätte aus einer heidnischen Befestigung in eine solche des Deutschen Ordens sich verwandelt habe.

Der dortige Rittergutsbesitzer, Herr Hauptmann Böhm war im Jahre 1891 bei dem Verlegen von Drainröhren auf Fundamente gestoßen und hatte dieselben zum Teil ausgehoben, ohne dabei die dankenswerte Vorsicht zu vergessen, diese Fundamente zugleich aufzunehmen.

Die Aufnahme der „Schanze" vom Freiherrn von Bönigk im Prussia-Museum kam dabei sehr zu statten, indem eine Aufnahme der Fundamente in ihre Pause eingetragen wurde. Abb. 25.

Die besagten Fundamente lagen aber nicht auf der „Schanze", sondern etwa 60 m südöstlich davon und etwa 5 m niedriger als erstere.

Auf letzterer Stelle bildete das Mauerwerk ein ungefähres Quadrat von 32,3 m im Außenmaße, mit viereckigen, vorspringenden, ungleichen Ecktürmchen, deren größter im Außenmaße 10:12 m Länge hat. An der Westseite läßt sich noch der vorgebaute Eingang erkennen. Die Nordseite ist noch nicht ausgegraben.

Die Fundamente bestehen in ungesprengten Feldsteinen, deren untere Schichten in Lehm, die oberen in reinen Kalk, fast ohne jede Beimischung von Sand, verlegt sind, die Stärke beträgt durchschnittlich 2,25 m, die Höhe gleichfalls 2,25 m. Darüber fängt das Ziegelmauerwerk an, Backsteine in der bekannten Größe von 29,5 : 13,5 : 8 cm, deren Verband bei der geringen Menge von Ziegeln leider nicht festgestellt werden konnte.

Daneben liegen zahlreiche Nonnen und Mönche (die Nonnen 40 cm lang, oben 17, unten 12 cm breit, die Rundung ungerechnet, 1—2 cm dick). Die Nonnen mit dem viertelkreisförmigen Ausschnitt, in welchen die Mönche einhaken. (Die Mönche



Abb. 26. Mönche und Nonnen aus Lamgarben.

dementsprechend 38 cm lang, oben 12 cm, unten 9 cm breit, die Rundung ungerechnet.) Abb. 26.

Es haben sich nun aber auffallend wenig Ziegelsteine gefunden, was davon herrühren könnte, daß dieselben, als über der Erde befindlich, leicht zu andren Zwecken benutzt sein konnten. Andrerseits hat auch im ganzen Innern sich nicht die Spur von einem Fundamente nachweisen lassen; auch Herr Dr. Klebs, der die Ruine zu geologischen Zwecken mit dem Visitireisen durchforschte, hat darin nichts von Fundamenten gefunden.

Es ist nun die Frage — und ich möchte dafür stimmen —, ob es nicht nur ein befestigter Hof gewesen, wie ihn in der Altpreußischen Monatsschrift Herr Major Beckherrn in Bäslack nachgewiesen hat. (A. M. 1884 637 ff.)

Die Mauerstärke ist hier wie dort fast genau dieselbe; man könnte auch versucht sein zu glauben, daß die vielen Mönche und Nonnen von der zweifellosen Bedachung der vorspringenden Türme herrühren könnten.

Die zweite Stelle, die der Hauptmann Wulff 1868 untersuchte, ist auf der Höhe der Schanze. Hier fand er „oft mit mehrere Fuß hohem Ziegelschutt und Mörtel bedeckt beide Bergabschnitte." Dieselben Wahrnehmungen machten wir auf beiden Bergabschnitten.

Es ist nun sehr wohl glaublich, daß das „Wildhaus", denn so möchten wir die Anlage nennen, auf der jetzt als neuer Kirchhof benutzten Fläche der sogenannten

Schanze gelegen hat, während der gegenüber nur einen Meter höher liegende alte Kirchhof mit dem Wildhaus durch eine Mauer verbundene **Vorburg** war und der unterhalb beider im Osten gelegene „**befestigte Hof**" als Fliehburg gegen die Litauer diente.

Daß die Stätte schon in heidnischer Zeit bewohnt war, haben von uns gemachte zahlreiche Funde von Urnenscherben, sowohl von oben als unten (in Bestätigung der Wulff'schen Funde), erwiesen. Diese Urnenfunde setzt Herr Professor Heydeck in das 13. und 14. Jahrhundert. Auch die von Wulff erwähnte Kohlenschicht fanden wir auf der Schanze wieder.

Die **Kirche** zu L. war 1734 neu gebaut. Die **Kanzel** hatte Sigmund v. Egloffstein setzen lassen. Auf einem **Kelche**:

Als man zahlt 1600 Jahr
ließ diesen Kelch vermehren zwahr
Sigmund von und zum Egloffstein
Der Linien Berenfels gemein.
Gott und seiner Kirch zu ehren,
Der kans ihm reichlich wieder bescheren.

Quandt, Mss. v. 1738 Königl. Bibl. z. K.

Seite 106 Zeile 7. Nicht das Schönwiese bei **Landsberg** war es, wo sich die kufischen Münzen fanden, sondern **Schönwiese** Kspl Petershagen; s. dieses.

Grünwalde: Dr. Heydeck, S. d. A. P. 1896 67 ff.

Seite 107 unter **Langheim**. „Soll früher Truchseß (von Wetzhausen) geheißen haben" fällt fort.

Seite 107. **Schloßberg** bei **Langheim**, aufgenommen von **Frhn von Bönigk**; P. M. Mappe XII Nr. 19. — **Rästerberg** bei **Wendehnen**, 4 km östl. s. ö. von L., aufgenommen von **demselben**; P. M. Mappe XII Nr. 34.

An **Altargeräten** sind in der Kirche zu nennen außer mehreren spätgotischen **Kelchen** — die Rotuli mit dem Namen Jhesus in gotischen Majuskeln und J. N. + R. J. + gezeichnet — und verschiedenen Abendmahlskannen ein kleiner, ganz vergoldeter **Kelch** mit rundem Ständer, worauf die Kreuzigungsgruppe aufgelötet und gotische, schwer entzifferbare, anscheinend deutsche Minuskelschrift um ihn steht, auf den übereckgestellten Zapfen am Knaufe steht: MARHVE in gotischen Majuskeln; die kleine Kupa ist kegelförmig, flach.

Taufschüssel mit silbernen und vergoldeten Verzierungen und Putten in getriebener Arbeit aus der ersten Hälfte des XVIII. Jh. vom Königsberger Goldschmied S. D. R., von der Langheimschen Gemeinde gestiftet 1783.

Taufkanne in Form eines Nautilus; auf dem Deckel eine Putte, einen Rohrkolben schwingend. Auf dem Fuße ein Knabe. Getriebene Arbeit in Silber und vergoldet von demselben Meister wie vor.

Seite 118 Zeile 11 v. o. statt „Debski" lies „Dembski".

Seite 118 Zeile 12 v. o. ließ „Hohenzollern" statt „Hollenzollern".

Seite 120 **Lindenau**. „An die Kirche angebaut sind das von Bredowsche, das von Stanislawskische (Herzog von Holstein-Becksche) und das von Wolkische Grabgewölbe."

„Zwei silbergestickte **Altargedecke**; XVIII. Jh. (eins von der Prinzessin Albertine von Holstein gestiftet).

Zwei zinnerne **Altarleuchter**: 1646 d. 18. MAJUS.

Zwei große silberne Altarleuchter: Herr Jesu, Ich bring die Lampen meiner flicht, O! laß dein helles Gnadenlicht beschatten mich und meine Leibesfrücht. Anno 1694.

Ein silberner Kelch von 1570: Michel Arrent von Karsdurf hat diesen Kelch vorgulden lasen. — Hans Kalnein. Ansankt bedenke das Ende.

Ein zinnerner Kelch von 1675.

Eine silberne Patene von 1678.

Ein silberner Kelch von 1724 von 1678 (geschenkt von den Schöppenbräuer Deichertschen Eheleuten aus der „alten Stadt").

Eine silberbeschlagene Kirchenagende, der Beschlag von 1719 (einfach).

Eine silberne Taufschüssel, inwendig graviert das vergoldete Gräflich Kalneinsche Wappen, gestiftet von Louisa Charlotta von Kalnein 1705.

Zwei messingne Kronleuchter, beide mit Doppeladler.

Eine große Fahne mit dem Bildnis des Grafen Albrecht Siegmund von Zeignt-Stanislaswki vom J. 1762.

Alter Patronatsstuhl mit dem von Kalneinschen und von Bredowschen Doppelwappen.

Die Kirche ist 1890 im Innern renoviert." Ankermann, Pfr.

Seite 122. **Löwenstein.** Quandts Mſk. berichtet von 1738: „Der S. Marien sauber in Holz geschnitztes Bildnüß befindet sich in Löwensteinischer Kirchen dreyfach, als eine Reliquie dreyer Altäre. Zwey tragen das Kindlein Jesu auff ihren Armen. Eine trägt ihn als verblichen und gestorben auf ihrem Schoß."

Seite 125 **Mühlhausen.** Zeile 2, 4, 7 v. o. Seite 127 Zeile 1 v. o. Seite 128 Zeile 10, 14, 16, 23, 27 lies „Kunheim" statt „Kuhnheim".

Seite 128 Zeile 20 v. u. Nicht Margarethe von Kunheims, geb. Luther, Grabstein liegt vor dem Altare, sondern der zweiten Frau George's v. K.; seine untere Hälfte ist leer und sollte vermutlich die Grabschrift des George v. K. tragen. Auf der oberen Hälfte steht: „Anno 1602 den 2. Februarii ist die edle und vieltugentsame Fraw Dorothea Kunheimin geborene Olschnitzin im Herrn Christo seliglich entschlaffen vnd ligt vnter diesem Stein begraben."

Folgt das angeführte Distichon.

Uxori charissimae Georgius a Kunheim senior.

Die vier Wappen in den Ecken des Steins sind die der Familien v. Kunheim, v. d. Oelsnitz, Truchseß v. Wetzhausen und v. Koberſche. Hauptmann v. d. Oelsnitz und Pfr Nietzki.

Seite 128 Zeile 6 v. u. Nietzki, Daheim 1896 Nr. 52. — Derselbe, Sonntagsbl. z. Ostpr. Ztg. 1897 Nr. 262.

Seite 129. Der Burgwall bei Nordenburg aufgenommen vom Frhn v. Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 5.

Seite 129 **Paaris:** Der barocke Ostgiebel der Kirche ist 1703 aufgeführt. In der Kirche stand ein Altar, der 1700 von „Isaac Rüger" (Riga) gemacht war. Dann steht in dem Quandtschen Mſk.: Altar neu gebaut 1703, gemahlet 1703.

Am Schalldeckel der Kanzel stand: Reverendi viri D. Nicolai Rhodii Pastoris hujus Ecclesiae aedificatus est hic suggestus. An der Kanzeltreppe zwei Bilder: 1. Martin Luther. 2. D. Johannes Brentius, Praeceptores Nicolai Rhodii. — Im Beichtstuhl sein Porträt. — Das Positiv stammte von 1710.

Auf einer Glocke stand 1423; sie wurde umgegossen mit der Zahl 1733. — Quandt, Mſk. von 1738 Königl. Bibl. z. K.

Schanze bei Unter-Plehnen, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XI Nr. 1.

Beckherrn, Die Wiesenburg (Wallewona). Mit Kroki. A. M. XXX 636 ff.

Seite 132 Zeile 12 setze hinter den Punkt: A. B. II 147 f.

Seite 135. Die Ordensburg **Taplacken** hat von Collas im Grundriß des Erdgeschosses und in Ansicht gegeben; Abb. 27 und 28. Deſsdorpf, a. a. O 36 f.

Seite 136 **Petershagen.** Schönwiese, 3 km Östl. o. s. ö. von P. Kufische Münzen im J. 1856 gefunden.

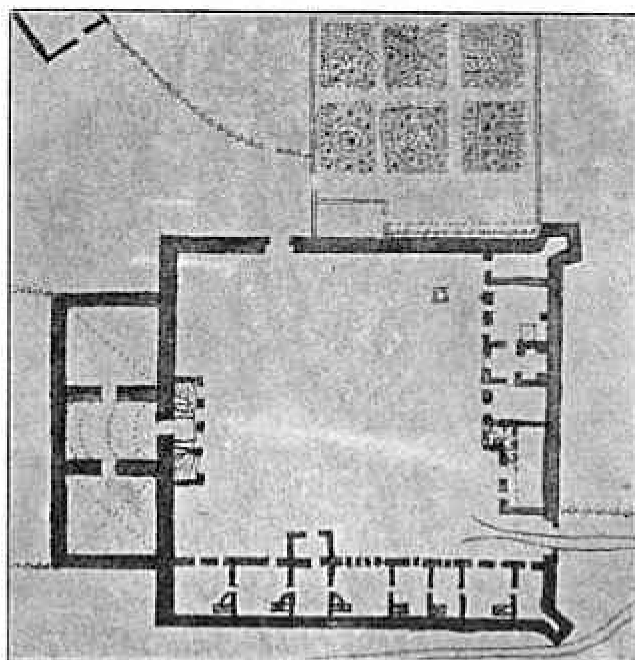


Abb. 27. Grundriß der Burg Taplacken (v. Collas).

Seite 136 **Pliebischken.** Quandt giebt bei der alten Kirche eine Wetterfahne von 1431 und einen Kelch mit aufgelötetem Kruzifixus auf dem Fuße mit dem Namen Jhesus auf den Rotulis an. Imgleichen die Grabschriften vom Pfr Maltichius † 1647 und von Joh. Martin Wiedemann † 1686.

Seite 140. Zu den vorgeschichtlichen Altertümern im Kspl **Rastenburg** ist hinzuzufügen: Galbuhnen, die Schanzenberge, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XI Nr. 2. — Neuhof an der Guber: Platz's Schloßberg, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 22. — Schanze an der Faulen Guber, dem Besitzer Rautenberg im Abbau Gr.-Neuhof gehörig, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 26. — Krauses Schloßberg bei Gr.-Neuhof, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 27. — Brömbock, Schloßberg, aufgenommen von dem-

selben; P. M. Mappe XI Nr. 25. — Rastenburgsfelde, 3 km Sſtl. n. von R. Schanzen, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 37. — Umgegend von Rastenburg, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 40.

Seite 142 Zeile 5 v. u. Wir geben eine Ansicht des Joseph-Turmes, Abb 29.

Seite 143 Zeile 6 v. u. Die St. Jakobsbrüderschaft zu Rastenburg ist 1480 gestiftet.

Seite 145. Nach Angabe des Herrn Majors Beckherrn haben auf der Kanzel von Rastenburg vor ihrer Auffrischung die Namen Caspar Kimwang und Michel von Hohendorf gestanden.

Seite 145. Die Orgel zu Rastenburg ist 1882 von M. Terletzki gebaut worden.

Seite 146 Zeile 6 v. u. Friedr. Spiller ist 1625 gestorben.

Seite 148. Nachrichten über das Kspl Rastenburg ist nachzutragen: Beckherrn, Die St. Georgenkirche z. Rastenburg; A. M. XX 1882. — In der Sakristei Wandschränke mit spätgotischen Beschlägen. Bernh. Schmid-Marienburg.

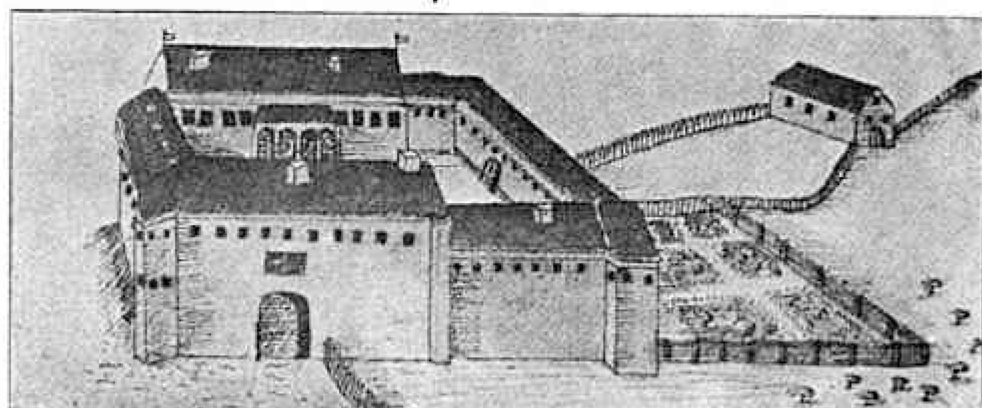


Abb. 28. Ansicht der Burg Caplacken (v. Collas).

Seite 149 Zeile 4 v. o. Wallberg bei Rückgarben, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 20. — Der Wollberg mit seinen Vorwällen bei Schippenbeil, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 35. — Der Schloßberg bei Prandtlack, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 25. — Der Hünenberg bei Stolzenfeld, 6 km Sſtl. n. von Schippenbeil, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 29.

Seite 157 Zeile 7 v. u. lies „den" statt „dem".

Seite 159. Das Privilegium für **Klein-Schönau** ist von 1370 vom Obersten Marschall von Auer an Klaus Grunkel (?) als Lokator.

Seite 164. Nach Zeile 16 v. o. Im Kspl **Groß-Schwansfeld** liegt das Hünengrab bei Paslack, 3 km Sſtl. ö. von Gr.-S., aufgenommen von Frhn v. Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 20.

Seite 164 Zeile 3 von u. lies: An der Kirche, die wir in Abb. 30 geben, waren auf der N. Seite ursprünglich der kalten Witterung wegen nur spitzbogige Blenden angewandt, wie es bei Ordensbauten meist Sitte war. Später hat man die

mittelste Blende zu einem Fenster erweitert, welches wieder fallen mußte, als das von der Groebensche Erbbegräbnis angelegt wurde.

Altar und Kanzel sind nach Quandts Mſk. von 1738 von Herrn Ludwig von Kannacher 1649 malen gelassen.

Der Hauptteil über der Predella mit den aus Holz geschnitzten Ereignissen aus dem Leben Jesu scheint von dem älteren Schreinaltare genommen zu sein, während das erste Stockwerk barock ist. Abb. 31.



Abb. 29. Josephiturm zu Rastenburg.

Seite 165 Zeile 8 v. o. Die schmiedeeiserne Thür zu dem Erbbegräbnis geben wir in Abb. 32.

Seite 165 **Schwarzstein.** Vorgeschichtliche Altertümer: der Schloßberg bei Queden, aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 32. — Woplauken, Alte Schanze, aufgenommen von demselben; P. M. Mappe XII Nr. 31.

Seite 166. **Starkenberg** erhielt seine Handfeste durch den Hm. Hans von Tiefen im J. 1495, welcher es an Jost von Krössel ausgab. Quandt, Mſk. von 1738 Königl. Bibl. z. K.

Seite 170. Die Kirche zu **Tharau** hat die beiden östlichen schrägen Strebepfeiler im ersten Geschoß wie bei den übrigen Kirchen, dann wechselt aber die Sache, indem die Seiten der Strebepfeiler den Schiffsseiten parallel werden und mit einem Dreiviertelrundstab verziert sind, unsres Wissens das einzige Mal in Ostpreußens Kirchen.

An der Orgel und Orgelempore haben sich 1897 Ölgemälde vorgefunden, die in einzelne rechteckige Felder geteilt, durch gemalte Fruchtschnüre in Gold auf blauem Grunde geschieden werden.

An der Südseite der Empore ist 1. Jakob mit der Himmelsleiter. — 2 ist noch

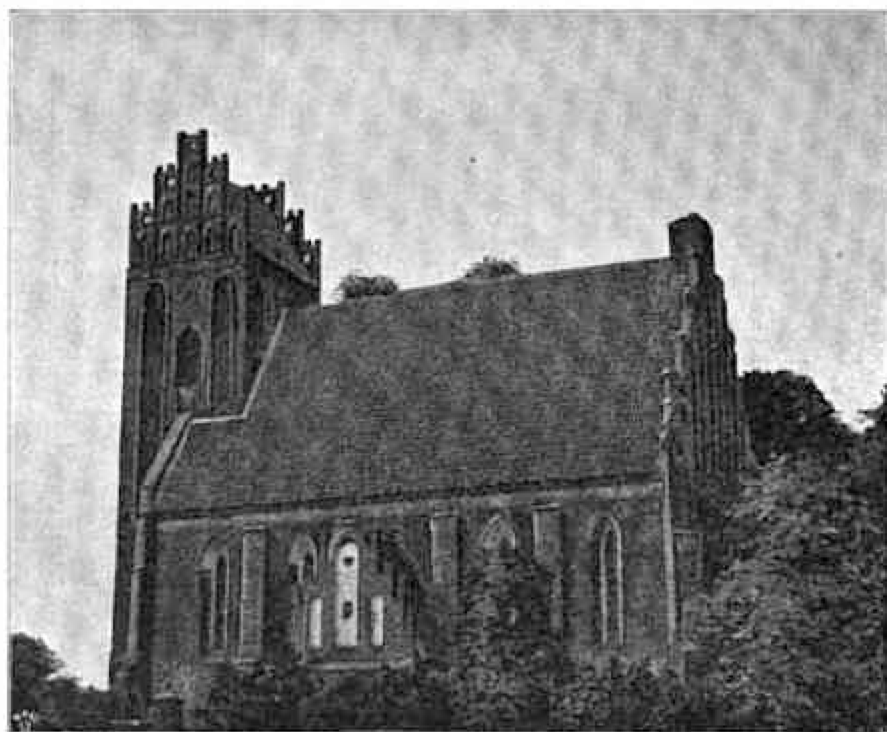


Abb. 30. Kirche zu Groß-Schwansfeld.

mit marmorierter Malerei überdeckt. — 3. Josua schlägt die Amoriter; Josua 10, 13: Sonne steh still u. s. w. Schlechtes Gemälde. — 4. Salbung Davids als Knaben. 1. Samuelis 16, 13. — 5. Elisa befiehlt der Witwe, Öl in die Krüge zu gießen, bis sie ihre Schulden bezahlen kann. 2. Könige 4, 1—7. — Daniel in der Löwengrube, Daniel 6, 22. — Ein Gekrönter liegt unter einem goldenen Baldachin zu Bett, während ein andrer, bejahrter Mann sich ihm nähert. Zu seinen Füßen eine sitzende Frau; viele Krieger. — Ahasja mit Elias? (2. Könige 1, 16). — Westseite: Ein alter Mann in einem Kessel hockend wird von Riemen befreit; Krieger umher. Hesekiel? — Elisa wird von Knaben verspottet, die darauf von Bären verschlungen werden. 2. Könige 2, 24. — Gideon läßt sein Heer trinken, um sich zu vergewissern, wer aus

der Hand und wer mit dem bloßen Munde trinkt; die letzteren hat ihm Gott befohlen, gegen die Midianiter zu gebrauchen. Richter 7, 5. — Absalom hängt an der Eiche; sein Maultier jagt davon. 2. Samuelis 18, 9. — Die 6 Felder der Nordseite sind mit marmorierter Farbe überzogen.

An der Orgel die beiden Frontbilder: Gott Vater empfängt das Lamm; rings umher Leute mit Harfen; unten ein liegender Mann. — David tanzt vor der Bundeslade. — Daneben: Könige mit Harfen und Frauen beten das Lamm an; u. s. w.



Abb. 31. Altar zu Groß-Schwansfeld.

Seite 167 **Tapiau.** von Collas giebt einen Grundriß von der Burg, Abb. 33, der namentlich der Zeichnung der Vorburg wegen von bleibendem Wert ist; Tesdorpf, a. a. O. 28 ff. In der Hauptburg weicht er dagegen von der Aufnahme von Steinbrecht beträchtlich ab.

Seite 184. Die Pfarrkirche zu **Wehlau** ist in den Jahren 1894—1896 ausgebaut worden. Hierbei sind die Emporen beseitigt und die Kirche hat eine künstlerische Ausmalung erhalten, so daß sie jetzt unter den evangelischen Kirchen Ostpreußens den würdigsten Eindruck macht; Abb. 34.

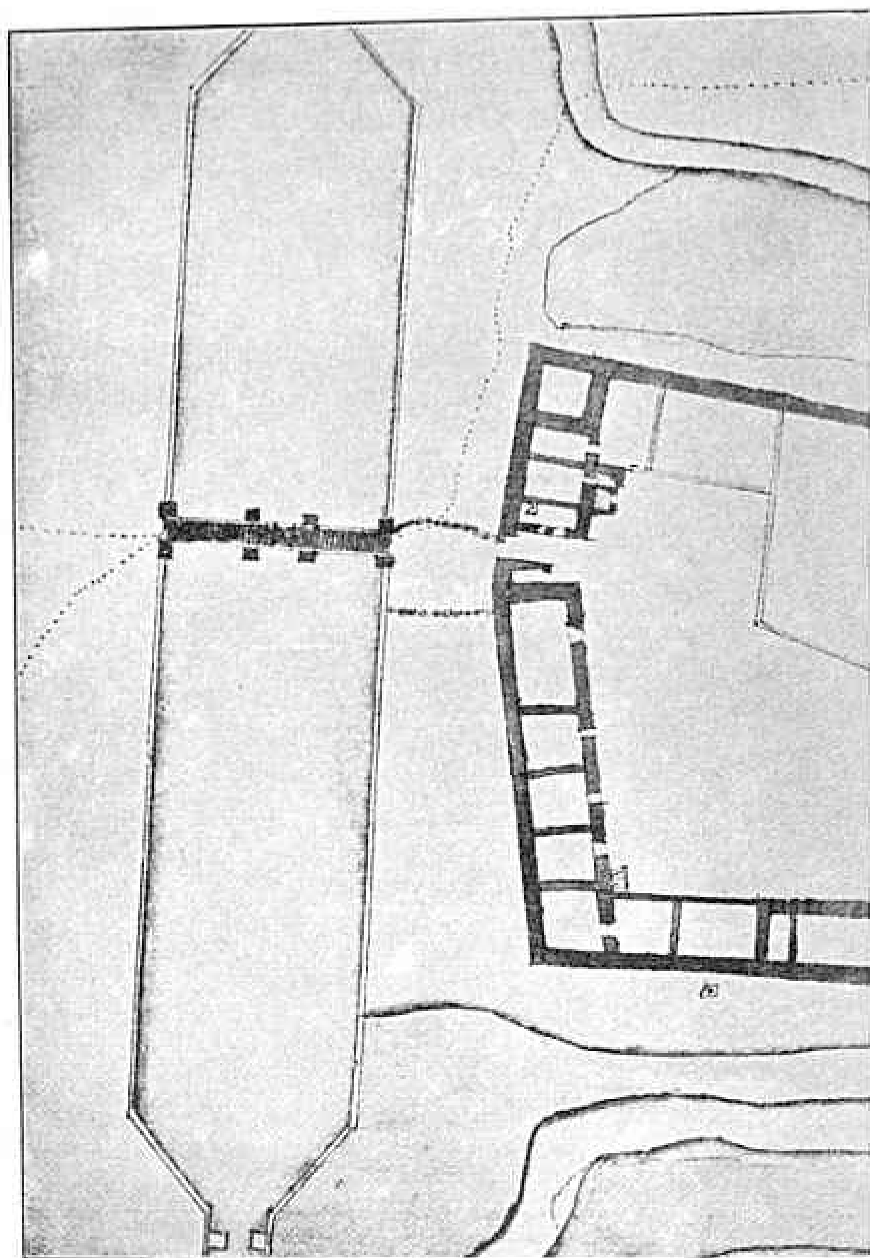
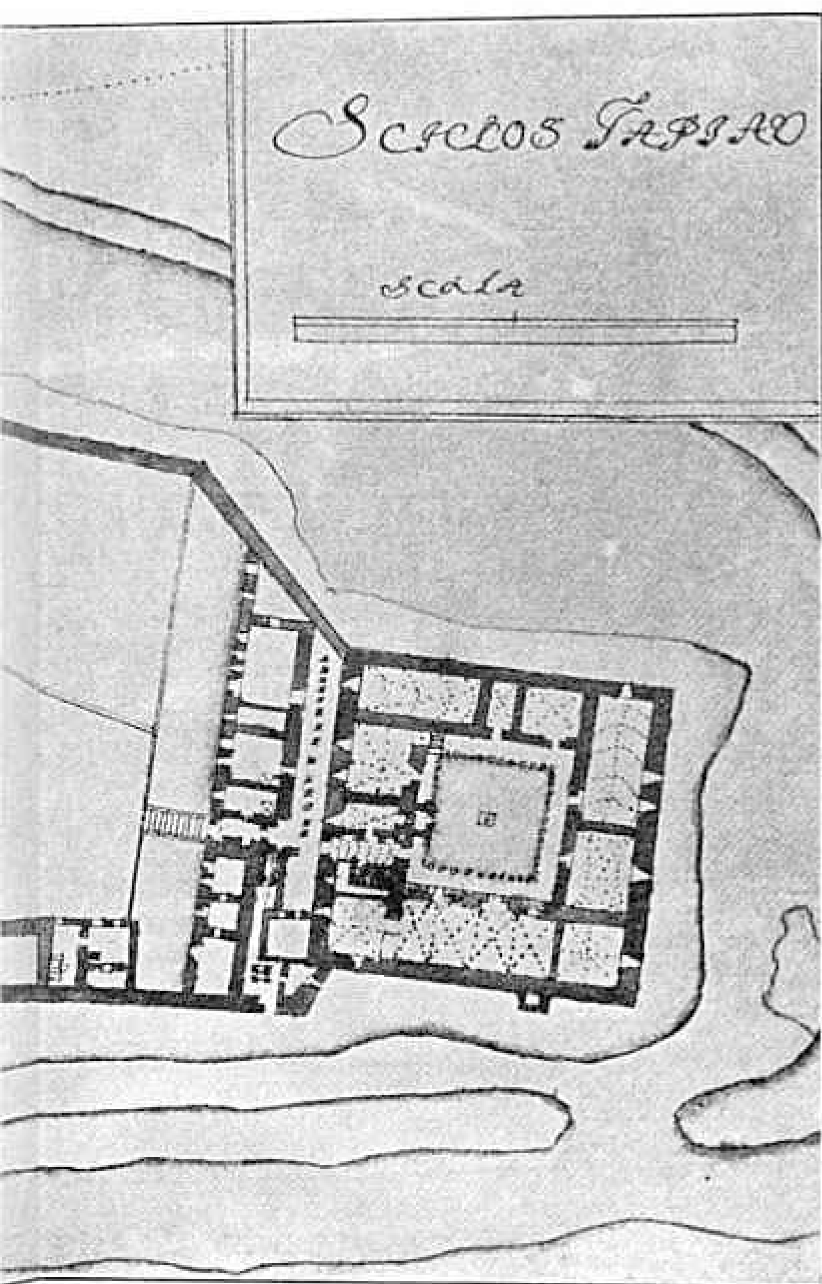


Abb. 33. Grundriß der Br



r loß Tapiau (v. Collas).

Bei dem Abreiben des alten Putzes wurden an manchen Stellen Temperawandmalereien gefunden, welche sehr beschädigt waren und deshalb von der Farbe überstrichen wurden, wie auch die auf Seite 185 Zeile 7 ff. v. u. Dagegen wurde die aufgefundene Wandmalerei im Eingange zur Kirche auf der Leibung des Spitzbogens zwischen den beiden inneren Turmpfeilern freigelegt. Die Malereien sind auf den noch frischen Putz mit großer Schnelligkeit und doch großer Sicherheit gemalt. Im Scheitel des Bogens befanden sich keine Farbspuren.

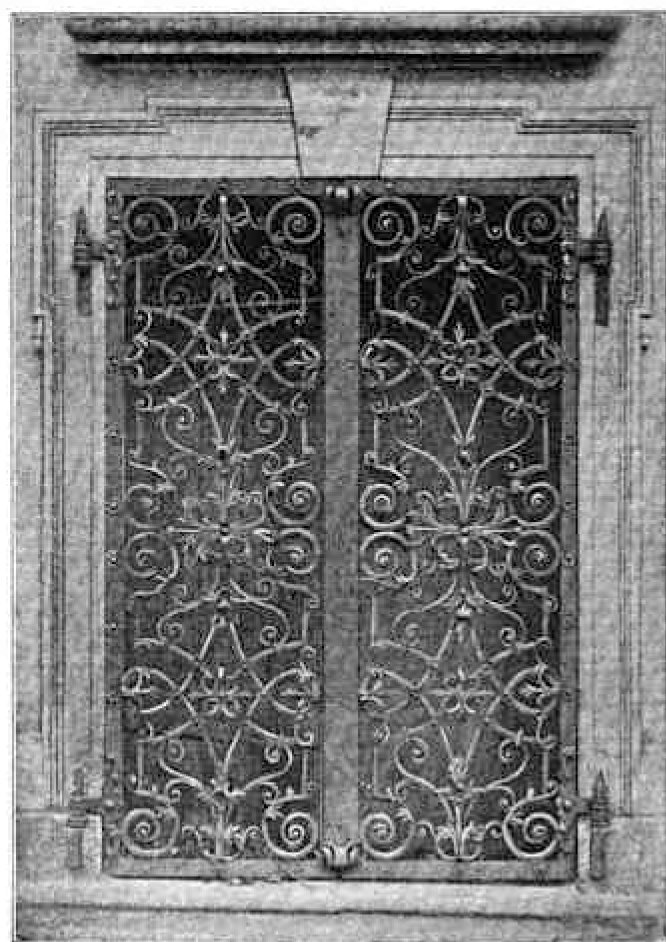


Abb. 32. Schmiedeeiserne Thür der v. d. Groebenschen Grabkapelle in Groß-Schwansfeld.

„Auf der südlichen Leibung sind zwei Vorgänge dargestellt: Christus am Ölberg und Judas' Verrat.

Im oberen Teil kniet Christus im Gebet, links erscheint in den Wolken als Halbfigur Gott Vater, durch Handgeberde seinen Willen kund gebend. Der Leidenskelch steht vor dem Heilande. Hinter Christus sieht man die Gruppe der drei Jünger, welche zusammengekauert unter einem Baume schlafen.

Um diese Bildergruppe zieht sich ein Gartenzaun, in dessen Mitte eine Pforte mit einer von starken Holzsäulen getragenen Dachung angebracht ist. Von rechts her nähert sich dieser Pforte Judas der Verräter, — hier als Apostel durch einen Nimbus gekennzeichnet. Er deutet mit der Rechten auf Christus hin und wendet sich zurück zu dem ihm folgenden Haufen, in welchem wir zunächst zwei vornehme Kriegsleute in ritterlichem Gewande bemerken; dahinter die Schriftgelehrten, welche durch priesterliche Kleidung, Bischofsmütze und Tiara kenntlich gemacht sind. Über ihren Häuptern gesellt sich ihnen ein flammenspeiender, häßlicher Drache.

Um die Gartenpforte selbst geht es lebhaft zu: Einer der Kriegsknechte hat den



Abb. 34. Innenansicht der Kirche zu Wehlau; phot. von Bittrich.

Zaun überstiegen und guckt aus dem Thore hervor, wohl im Begriff, es den Heranziehenden zu öffnen. Ein zweiter ist noch beim Übersteigen beschäftigt und weiter zur Seite steht ein dritter Gewappneter, — kann auch der angestellte Nachtwächter der Örtlichkeit sein, denn er macht zu der nächtlichen Geschichte ein angstvoll dummes Gesicht und birgt sich mit seiner mächtigen Kriegshacke hinter den hohen Setzschild. Hinter ihm drei Häschen, die Männchen machen und Purzelbäume schlagen.

Hierunter scheint eine friesartige Anordnung von Heiligenfiguren vorhanden gewesen zu sein, von denen zwei noch sehr gut zu erkennen sind.

Der ursprüngliche Kirchenfußboden lag weit unter dem jetzigen, so daß die Malereien noch tief unter den Kirchensitzen verborgen sind. —

Auf der gegenüberliegenden Bogenleibung beginnt die Malerei jetzt ebenfalls dicht über den Kirchenbänken. Auch hier zwei Vorgänge: unten die Kreuzigung Christi, oben die Krönung Mariä.

Das Kreuz liegt am Boden und die Henker bemühen sich, den mit Striemen und Wunden bedeckten Heiland daran zu bringen. Der eine — links unten — bohrt geschäftig ein Loch, der links oben zieht mittels einer Schlinge den Leib rücklings auf das Kreuz nieder. Der dritte — rechts oben — löst die Fessel der Hände, um sie auf das Kreuz auszubreiten, und der vierte zieht mit der Schlinge die Füße auf die Nagelstelle.

Zu Häupten des Kreuzes muß Maria der Marter zuschauen, und das Maß ihres Leidens ist angedeutet durch das Bündel der Marterwerkzeuge, welches auf ihrem Rücken lastet. Dieser Scene des höchsten Leidens ist im Bilde darüber die höchste Verklärung entgegengesetzt: Christus krönt Maria zur Himmelskönigin. Eine Darstellung von der üblichen Auffassung, aber der weitaus beste Teil der Malerei. Die Zeitbestimmung deutet mehr auf das XIV. als auf das XV. Jh." Näheres in Steinbrecht, S. d. A. P. 1898.



Abb. 35. Oblatenschachtel zu Wehlau.

Die Seite 186 erwähnte silberne Oblatendose geben wir wegen der schönen Treibart in Abb. 35 wieder.

Ferner fanden sich sechs kleine geschnitzte Statuetten von 1583 vor, von denen die eine mit dem Wappen von Wehlau ausgestattet ist. Sie stellen den Pfarrer jener Zeit Erhard Sperber (1571—1608) und fünf andre vor — darunter den Bürgermeister, Stadtkämmerer u. s. w. — und waren ursprünglich auf einem Kronleuchter befestigt.

Es fanden sich ferner mehrere Engel und eine Madonna mit dem Kinde aus dem XVII. Jh. vor.

Seite 189. Zum Kirchspiel **Klingenberg** gehörig ist der Schloßberg bei Pohiebels, 3 km Östl. n. ö. von Kl. an der Alle; aufgenommen von Frhn v. Bönigk; P. M. Mappe XII Nr. 18.



Nachtrag zu Heft III Oberland.

Seite 7 **Altstadt**, Kirchendecke, Altar und Kanzel 1697 vom Hof- und Jagdmaler Gottfried Haarhausen aus Königsberg. Hinter der Kanzel: 1696 G. H. H.

Seite 8 Pröckelwitz kam 1736 in Dohna'schen Besitz.

Seite 9. Zu **Bialutten** wird Zankidejski, Ultracene Kosioły von Herrn J. Sembrzycki nachzulesen empfohlen.

Seite 10 **Blumenau**. Storchnest, 6 km Lstl. s. w. von Bl. 123 Kalifenmünzen gef. 24./3. 1866.

Seite 10. Zur Kirche in Blumenau geben wir den Altarschrein aus dem Museum der Prussia in Abb. 36 wieder. „Zwei der Holzfiguren, Maria und Johannes der Evangelist, waren die Schutzpatrone des Bistums Pomesanien; die dritte Holzfigur ist der h. Adalbert.“ Präcentor E. Anderson-Popelken.

„Die Kirche hatte an der N. Seite keine Fenster, die erst 1782 und 1843 durchgebrochen wurden.

Ein ungefähr zwei Fuß langes Schiffsmodell, bemalt, mit vollem Takelwerk und der Jahreszahl 1734 zu beiden Seiten des Steuerruders, hing in der Mitte der Kirche von einem Balken herab. Unter dem roten Tuche des Altars ein Antependium von gepreßtem, goldverziertem Leder. Das Hauptbild des Altaraufsatzes, ein Kruzifixus mit Maria und Johannes, hängt jetzt an der N. Wand und mußte in den achtziger Jahren des vorigen Jh. der Kanzel Platz machen. Eine Signalglocke befand sich bis 1843 hinter dem Altar. — Wetterfahne des Turmes von 1770 mit dem Namen des damaligen Pfrs Christoph Homp. — Taufengel von 1705. — Vorhalle an der O. Seite erbaut 1701 von „Jakob Lagdehn Burggraff zu Dollstädt.“

Ein großer Weihwasserstein, halbkugelförmig, auf hohem runden Fuß aus rotem Granit im Pfarrgarten.

Seite 11. Die 1861 abgebrannte Kirche zu **Heiligenwalde** geben wir nach einer Zeichnung wieder, Abb. 37, die der Präcentor Herr E. Anderson-Popelken uns zu senden die Güte hatte. Die Umschriften der beiden zerschmolzenen Glocken in gotischen Minuskeln: svnte + barbara + b + anno + domini + m + cccc + am + XX + iore + (1420). — **Gott Allein in der Höhe sei Ehr. Gegossen A. 1725.**

Ein Weihwasserstein von blauem Granit befand sich in der Vorhalle an der N. Seite (E. Anderson).

Seite 11 vor Zeile 2 v. u. In **Alt-Dollstädt** befindet sich ein Schulzenzeichen aus Messing, das offenbar die Parierstange einer Waffe ist. Abgebildet durch Frl. Lemke in Ztschr. f. Ethnologie 1887, Verhandl. (78).

Seite 12. Grundriß von **Borchersdorf** in Ztschr. f. Ethnologie 1887, Verhandl. (676).

Seite 13. **Deutschendorf** ist zwischen 1305 und 1315 gegründet. Es wurde 1469 der erste Dohna'sche Landbesitz in Preußen. Das Rittergut Schlodien ist seit 1643 in Dohna'schem Besitz (G. Conrad).



Abb. 36. Altarschrein aus Blumenau.

Seite 17 **Döbern.** Die Pfarrkirche ist seit 1465 unter Privatpatronat. Es wurde damals Dobrin genannt; A. M. XXXII 528.

Der Altaraufsatz war nach Quandt schon 1682 gemacht. Nach ihm waren vorhanden „vier messingene Leuchter; zwei vergüldete Kelche; zwei silberne Kannen; vergüldetes Krankengerät."

Nach Quandt hat „Ao 1600 der Edle und Ehrenveste Rudolf von Reppichau, Erbgesesse auf Gr.-Quittainen (?) diese Kanzel auff seine eigene Unkosten bauen und mahlen lassen."

Die Orgel war von Joh. Kaul: „Anno 1600 habe ich Johann Kaul, Orgelbauer in Heyligenberg diese Orgel erbauet nebst meinem Sohne Johann Kaul und Balthasar Mießkowski, Orgelbauergesell Papist." Die Emporen waren 1660 gemacht. Quandt, Mst. v. 1738. Königl. Bibl. z. K.

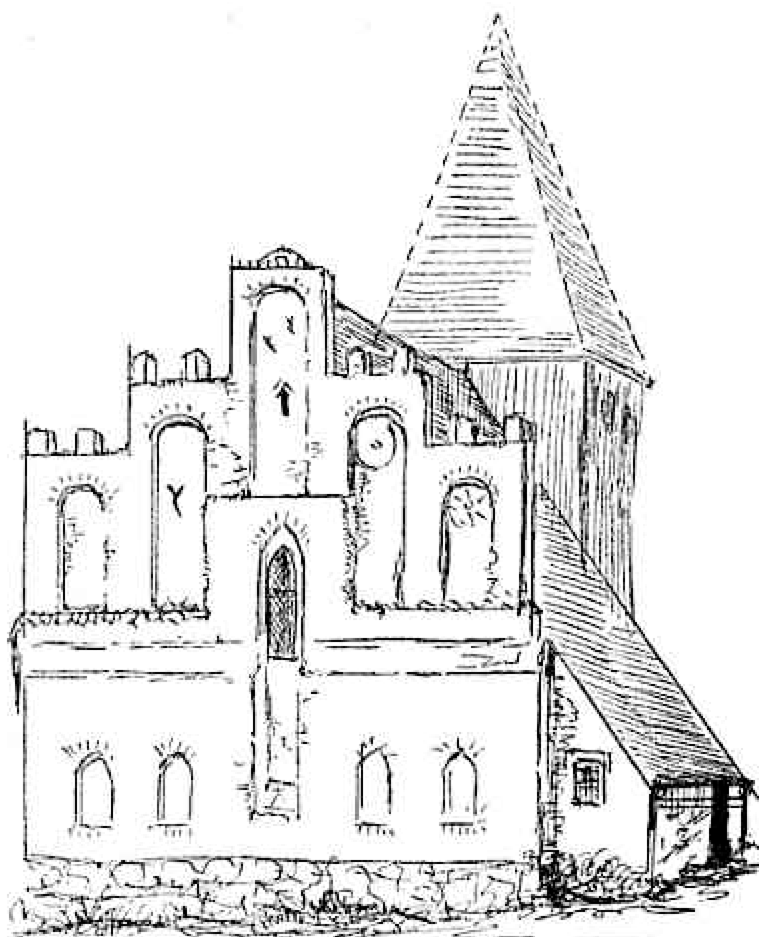


Abb. 37. Abgebrannte Kirche zu Heiligenwalde.

Seite 20. **Reichenau**, poln. Rychnowo. Den mittelalterlichen Altarschrein von 1518 mit seiner Umgebung geben wir in Abb. 38 wieder.

Seite 21. In **Gilgenburg** ist die Kirchendecke 1895/96 erhöht worden und ein Teil der alten Bilder an ihr ist beseitigt, während die vier Mittelbilder wieder angebracht sind. Wir geben das Innere der Kirche vor der Deckenerhöhung und einen Teil der weggenommenen Bilder. Abb. 39 und 40.

Seite 25 Zeile 7 v. o. Die Grabsteine sind 1896 zum Teil aufgerichtet und mit brauner Ölfarbe holzartig (?) gestrichen. Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 25 Zeile 9 v. o. statt „Sioninus“ lies „Mathias Sioninus“.

Seite 26. Zu den Nachrichten über Gilgenburg: Conrad, A. M. 1895 136 ff. und 1896 571 ff.

Seite 27 Zeile 4 v. o. Die Kirche in **Groß-Koschlau** hat nicht im Halbkreise geschlossene, sondern stichbogige Fenster. Die Turmspitze ist als welsche Haube mit Biberschwänzen eingedeckt.

Inneres mit einem Tonnengewölbe. Altar mit Schnitzereien und ein Gestühl im Rococogeschmack, wahrscheinlich aus der Zeit des Kirchenumbaus. In letzterem die Wappen von v. Haubitz, von Knoblauch und de Collas de Bergerac.



Abb. 38. Altarschrein in Reichenau.

Mehrere Zinnleuchter aus dem vorigen Jahrhundert in barocken Formen.

In der Sakristei Reste der Oberteile von Holzleuchtern, Erzeugnisse des bäuerlichen Handwerks, die fast so aussehen, wie ein römisch-kompositer Kapitell ins Romanische übersetzt.

Die Glocken sind nicht umgegossen; die größere: Anno 1633 hat Christoff von der Ölschnitz diese Glocke giessen lassen. Darunter in einer Kartusche: Durch das Feier bin ich geflosse | Michael Dorman | vo Elbing hat mich gegosse.

Die kleinere mit der Inschrift im Kranze: Verbvm Domini manet in aeternvm Anno 1.6.2 5.

Das vielleicht um 1830 im Sinne der Schinkelschen Schule umgebaute **Gutshaus** hat im Erdgeschoß Thüren, Kamine und Saaldekorationen aus dem Ende vorigen Jh. im Stile des Klassicismus.

Im Parke einfacher **Obelisk**, Denkmal für den Landrat von Haubitz † 1795 und seine Frau geb. von Hohendorff. —

Gr.-Koschlau besaßen von 1544 bis 1738 die von der Oelsnitz, dann die von Haubitz. In diesem Jh. waren hier längere Zeit die Herren von Kratz-Koschlau ansässig. Jetzt wird das Gut zu Rentengütern parzelliert. Bernh. **Schmid**-Marienburg.

Seite 27 Zeile 11 v. o. lies Helland 1850 statt Holland.

Zu Seite 38. **Herrndorf.** Die alte Ordenskirche war dem h. Thomas geweiht worden; sie verfiel im 15. Jahrhundert und wurde, nach der Inschrift auf der östlichen



Abb. 39. Inneres der Kirche zu Gilgenburg.

Giebelfahne, 1593 mit massivem Turm wieder aufgebaut. Dieser Turm muß wieder verschwunden sein und wurde 1823 nach der Inschrift mit der Dohna'schen Wappenfigur auf seiner Fahne durch einen Holzturm ersetzt, der aus dem Langhause herauswächst. — Der Pfarrer Langmath ist nach dem Kirchenbuch 1736 (nicht 1710) verstorben. —

Die zwei silbernen, innen vergoldeten Kelche zeigen die Inschrift: Achatius, B. u. H. (nicht M) v. D. Der Eltere 1602. D. h. **Achatius, Burggraf und Herr von Dohna der Eltere 1602**, der erste Patron und Begründer der evangelischen Kirche, welcher von 1533—1601 lebte; die Geräte dürften daher ein testamentarisches Geschenk desselben sein. — Das Rittergut Schlobitten ist seit 1525 in Dohna'schem Besitz. — Das Schloß in Schlobitten wird gegenwärtig (1896) ausgebaut, um mehr Platz für

die Schloßbibliothek zu schaffen. — Nachrichten über die Kirchspiele Herrndorf und Schlobitten finden sich noch in der A. M. Bd. XXXII S. 523 und XXXIII Heft 5, 6 und im Oberländer Volksblatt 1896 Nr. 103 (G. Conrad).

Seite 33 Zeile 9 f. v. u. **Hirschfeld.** Streiche den Satz und setze dafür: Verschiedene Inschriften von sieben Särgen haben ihren Platz an den Seitenwänden des Langhauses gefunden.

1. Bonaventura Dominikus von Bodeck † 26. Februar 1727, Erbherr der Wiese'schen Güter.



Abb. 40. Deckenmalerei der Kirche zu Gilgenburg.

2. Frau Majorin Elisabeth Tugendreich verehel. von Hakin, geb. von Brederlow, geb. 17. August 1736, † 10. Dezember 1753.

3. Abraham Bonaventura von Bodeck, geb. 26. September 1711, † 6. Oktober 1756 (1750 ?).

4. Obristlieutenant Joachim Ludwig von Brederlow, Erbherr der Hohendorf-Powunden- und Maldeitenschen Güter, 60 Jahre, 8 Monate, 10 Tage alt, geb. 22. Januar 1697, † 25. September 1757.

5. Gottlieb(e) Tugendreich, verehel. Rittmeister von Haudring, geb. von Lewald, geb. 18. September 1723, † 28. August 1761.

6. Adolph Ludwig von Brederlow, geb. 13. November 1742, † 16. Februar 1763.

7. Anthon Heinrich Abraham von Brederlow, geb. 6. Juni 1746, † 17. Februar 1763.

Seite 36 **Holland, Preußisch-**, Zeile 11 v. u. Zur Burg Ozzek ist zu bemerken, daß Ozzek ein Appellativum — castrum ist. Jeroschin, S. r. P. I 477: Vor ein ozzek clausuram, que osseke in prutenico dicitur. C. d. W. I Nr. 164; Töppen, S. r. P. I 129, 203.

Im Glockenturm der ev. Pfarrkirche hängen eine kleine Glocke aus dem J. 1592 und zwei aus dem J. 1546, letztere gegossen von Gert Benninck. — Die Abb. 30 (Ansicht vom Kirchturm der ev. Pfarrkirche) enthält in der Fahne die falsch gelesene Jahreszahl 1546 (statt 1646). — Der Altaraufsatz der ev. Pfarrkirche ist vom Bildhauer Isaac Rhiga aus Königsberg i. Pr. geschnitzt und vom Maler Gottfried Hintz aus Königsberg i. Pr. 1692 bemalt und vergoldet worden. — Die Inschriften auf den barocken getriebenen Altarleuchtern der ev. Pfarrkirche (I V. D. H. 1685 und D. M. V. D. H. 1685) beziehen sich auf die Geschenkgeberin, die Witwe des Verwalters von Marwitz, Johann von der Heydt und deren 1690 verstorbenen Ehemann. — Die von uns erwähnte, 1490 Gramm schwere, silberne, teilweise vergoldete Abendmahlskanne der ev. Kirche ist als solche niemals benutzt worden, sondern stets als Humpen; er war Eigentum der alten, 1845 neu organisierten Schützengilde zu Pr.-Holland und derselben 1794 vom Kauf- und Handelsmann Johann Heinrich Quäck aus Elbing geschenkt worden. Nachdem der Humpen vor ca. 50 Jahren bei der ev. Pfarrkirche zu Pr.-Holland deponiert worden war, wurde er 1895 von der Schützengilde wieder zurückgenommen. — Die Erneuerung der St. Georgenkirche erfolgte 1822 (nicht 1826). — Das Stadtschulhaus ist 1617 umgebaut (nicht 1618) und hat 2 Wetterfahnen (nicht 1) mit St. Georg im Kampfe gegen den Lindwurm. — Garnison hatte die Stadt bereits 1707 (nicht erst nach dem Hubertsburger Frieden). — Das Haus Pr.-Holland Bl.-Nr. 265 baute Generalmajor von Thadden 1770 (nicht in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts); die Gemahlin des Generallieutenants von Lengefeld erbaute das Haus Pr.-Holland Bl.-Nr. 118 im J. 1784 (nicht 1786), wie am Hause selbst zu lesen ist. Der bei der Renovation 1892 vom Mittelgiebel abgenommene römische Soldat aus fast unverwüstlichem Fichtenholz steht jetzt auf dem Zimmerplatze des Zimmermeisters George in Pr.-Holland. — Das Hospital zum heiligen Geist wurde nicht 1396, sondern erst 1404 gegründet. G. Conrad.

Seite 43 Zeile 6 v. o. lies: **Euphrosyna von Borck**, geb. von Schlieben u. s. w.

Seite 43 Zeile 2 v. u. Das **Rathaus** ist **nicht** 1650 **gebaut, sondern** das Untergeschoß der Vorhalle mit den Sterngewölben entstammt dem Ende des XIV. oder Anfange des XV. Jh. Die obere Halle (Sitzungssaal) dem XV. Jh. Das J. 1650 kann sich nur auf einen Umbau beziehen.

Am Rathause ist eine Sonnenuhr mit zwei fliegenden Adlern: Ut umbra sic vita fluit dum stare videtur. W. Gordack.

Seite 46 Zeile 5 v. o. G. Conrad, Preußisch-Holland einst und jetzt; 1897.

Seite 48. **Kraplau.** Die bis 1848 stehende Kirche war ganz von Holz erbaut und stand neben der jetzigen.

Seite 49. Das Dorf **Lahna** heißt poln. Lyny.

Seite 50. Der **Altaraufsatz** in **Lauk** ist aus dem J. 1686. — Das Schloß erhielt 1896 einen Umbau (Erdgeschoß mit Mansarden).

Seite 50. Das Dorf **Leusk** heißt poln. Dziy Łęk.

Die Stadt **Liebemühl** heißt poln. Miłomłyn.

Spätgotischer Kelch: Fuß mit sechs gravierten Renaissanceornamenten; Knauf mit sechs Rotulis mit dem Namen Maria †. Darunter: „Maria ber." Darunter: „Got hilf", in Minuskelschrift. Die Kupa steil.

Spätgotischer Kelch: Fuß ohne Ornamente; Knauf mit sechs Rotulis, auf denen Jhesus steht. Darüber und darunter eingestanztes Ornament mit Fischblasen.

Silb. Kelch mit rundem Fuße, Königsberger Arbeit; Jahresbuchstabe K.

Patene mitt Weihekreuz. Desgleichen mit A. G. D. dreimal.

Seite 61 Zeile 3 v. u. **Preußisch-Mark.** Auf dem Turm der Vorburg (Transparn) hängen zwei Glocken: 1. eine mittelalterliche mit „ave maria gratia plena" in Minuskeln und dem Schild mit dem Ordenskreuz auf dem Kranze. 2. „Gloria in excelsis deo anno" im Kranz und „domini 1515" auf dem Mantel. Mit Akanthus und Engeln verziert. Aufhängung an kunstvoll ausgeschmiedeten Bändern. — Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 62. Im Marktflecken **Locken** giebt Quandt einen kleinen Kelch an, auf dem mit lateinischen Majuskeln stand: **Johannes Ebelius, Pastor. Dietrich Ebert Kirchenvater. 1726 und Esther seine Haus Fraw.** Quandt, Mst. von 1738 Königl. Bibl. z. K.

Seite 64. In **Mauchengut** giebt Quandt an, daß der Altar von 1602 sei. Auf dem rechten Flügel des Altarschreins war der Erzengel Gabriel gemalt mit der Inschrift: Ecce concipies et paries filium. Ave Maria gratia plena. Auf dem linken war Maria: Ecce ancilla domini. Luc. 1. Auf der andern Seite war Moses mit den Gesetzestafeln; auf der andern Seite des rechten Flügels Johannes mit dem Lamm Gottes. Oben über dem Altare stand der Heiland.

Auch war 1738 ein Meßgewand noch vorhanden. Quandt, Mst.

Seite 70. Zu **Marienfelde** ist in den Nachrichten über das Kspl nachzutragen: Ad. Boetticher, S. d. A. P. 1892/93 16 ff.

Seite 70 zu **Marwalde:** Die Filialkirche von M. ist in Marienfelde, polnisch Glaznoty.

Seite 71 **Mensgut** heißt jetzt poln Dźwierzuty.

Seite 83. Die Grabsteine der Dohnas sind jetzt in der Kirche zu **Morungen** aufgerichtet. Die Grabsteine Peters zu „Donav" und seiner Gemahlin geb. v. Czemen sind in Lichtdruck von A. Frisch erschienen als Beilage zum Deutschen Herold 1897 Nr. 1.

Seite 83 Zeile 4 v. u. Sämtliche Ringmauern des Rathauses mit Ausnahme des Oberteils der Südostseite sind mittelalterlich, zwischen den Fenstern des Oberstocks mit Blenden geziert, die mit Formsteinen (Hohlkehlen) eingefaßt sind.

Seite 86 Stadt **Mühlhausen.** Es gab in der nordöstlichen Ecke der Stadtmauer ein vom Orden gebautes Waldmeisterhaus, dessen Kellergewölbe vor einigen Jahren beim Bau der Brauerei entdeckt und wieder zugeschüttet wurden. Conrad, A. M. XXXIII Heft 5 und 6. — Seit 1896 ist das älteste Wappen der Stadt wieder angenommen, welches auch in das neuste Stadtsiegel übergegangen ist. Oberländ. Volksbl. 1896 Nr. 40. — Die älteste Glocke stammt aus der Ordenszeit. — In der Abb. 73 muß die Kanzel um ein Joch nach dem Turm zu rücken.

Der Altaraufsatz ist 1694 vom Hofbildhauer Isaac Rhiga geschnitzt und 1695 vom Hof- und Jagdmaler Gottfried Haarhausen bemalt und vergoldet. Der Maler hat seine Initialen in das Buch des Apostels Johannes gemalt: 1695 d. 12. Octobr. vollent von G(ottfried) H(aarhausen) I(n) C(önigsberg) H(of) V(nd) I(agd) M(aler). — Die zwei schweren Altarleuchter waren bereits 1614 vorhanden.

Die Kanzel hat eine Holztafel hinter dem Kanzelstand: **Durch Gottes Hülfe dieser Kirchen und Stadt Hanns Öhlmann diese Kanzel gemacht Aö 1654.**

Die Orgel wurde 1745 fertig.

Der schmiedeeiserne Kronleuchter hat die Inschrift: S. F. 1644. (Steffen Focht aus M.)

Zwei Kronleuchter aus Hirschgeweih: 1. von 1601. 2. von 1662.

„Im Pfarrgarten ein steinernes Taufbecken, anscheinend aus katholischer Zeit."

Über die Kathol. Kirche vgl. Oberl. Volksbl. 1896 Nr. 66.

Das Rathaus ist 1871 abgebrannt.

Nachrichten über das Kspl bringt G. Conrad, A. M. XXXIII Heft 5 u. 6. — Elbing. Ztg. 1894 Nr. 141.

Seite 101 u. „Die deutsche Pfarrkirche in **Osterode** mit mittelalterlichem Turm wird jetzt (1897) durchgreifend neugebaut und erhält ein neues Dach."

Seite 102 o. „Vor der Polnischen Kirche liegt als Trittstein am Portal ein Grabstein: Ruh ... Carl Eugen .... von Hohendorf u. s. w. 1604." Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 102. **Osterwein,** Dorf, jetzt zum Kspl Wittigwalde gehörig, 11 km Lftl. s. ö. von Osterode. Zu katholischer Zeit mag schon eine Kirche hier gewesen sein; vgl. Arnold, Presbyt. 446. Im J. 1765 wurde eine im Gehrsaß aufgeführte Kirche eingeweiht, 1807 durch die Franzosen unbrauchbar gemacht. Von ihr keine Spur mehr.

„Auf dem ehemaligen Kirchhofe, jetzt Turnplatz liegt der Grabstein von Wolf von d. Oelsnitz † 1593. — Osterwein nebst Gilgenau und Grünmühl wurden am 26. September 1531 von Herzog Albrecht dem Friedrich v. d. Oelsnitz verschrieben. Seine Familie verkauft es 1625 wieder. Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 96. **Neidenburg.** Das auf dem Schloßberge 1873 errichtete Denkmal ist dem Geh. Regierungs- und Landrate Alexander Lavergne-Peguihen (nicht Lavergne von Peguilten) gesetzt. — Zu den Nachrichten über das Kspl: Conrad, Lose Blätter zur Geschichte von Ostpreußen, Neidenburg 1894; das auf dem Magistrate zu Neidenburg befindliche Handexemplar des verstorbenen Verf. der Ordensstadt N., Jul. Gregorovius, enthält noch viele wertvolle handschriftliche Zusätze.

Die Filialkirche von N., **Candien,** heißt poln. Kanigowo.

Seite 97. **Neumark** hat 1896 einen neuen Glockenturm erhalten.

Seite 98. **Carwinden** kam 1514 in Dohna'schen Besitz.

Seite 98. **Ortelsburg** heißt poln. Szczytno.

Seite 102. **Passenheim** heißt poln. Pasym. — Zu dem Burgwall mit gedecktem Ausgang: der runde Berg bei Passenh., aufgenommen von Frhn von Bönigk; P. M. Mappe XI Nr. 30.

Seite 106. **Reichenbach.** Herr Präcentor E. Anderson-Popelken hat die Güte gehabt, uns seine Zeichnung von der 1875 abgebrochenen Kirche zu senden, welche wir samt seinen Aufzeichnungen darüber veröffentlichen. Abb. 41.

„Wahrscheinlich war **Reikenbach** ein größerer Ort der Pruzzen (vielleicht Rickojot des Sim. Grunau). Die Kirche ist wohl an Stelle der nicht zu stande gekommenen oder eingegangenen Kirche des benachbarten **Hohendorf** (Perlbach, Reg. 211 A. M. 1874 333.) in Reichenbach im Anf. des XIV. Jh. erbaut.

Die Kirche lag auf einem nach drei Seiten steil abfallenden Hügel. Das Langhaus mit Strebepfeilern; der bedeutend niedrigere Chor hatte ebenfalls starke Strebepfeiler.

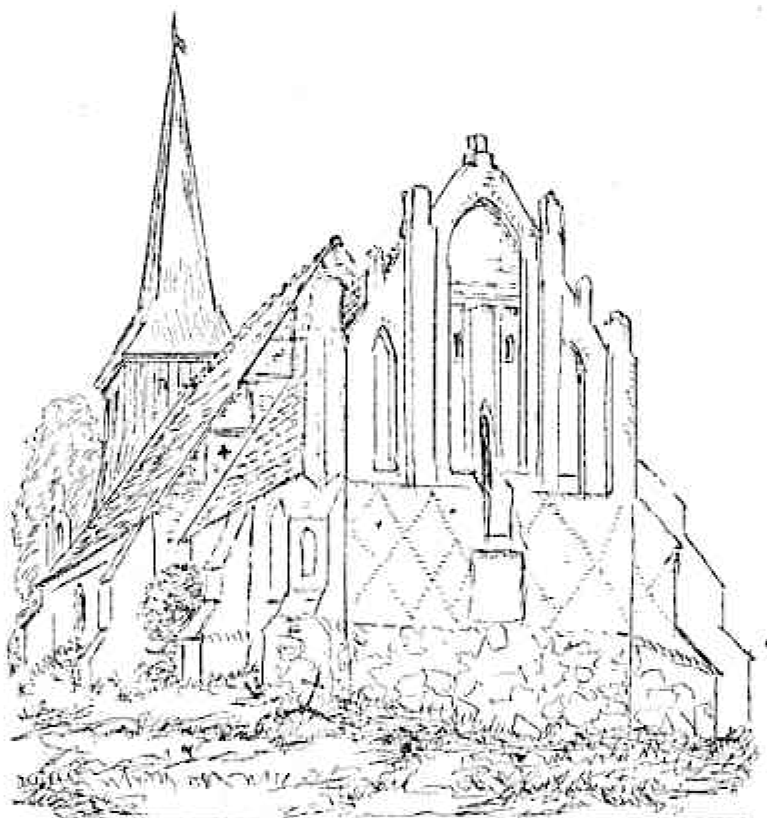


Abb. 41. Abgebrochene Kirche zu Reichenbach.

Die dicken Mauern unten aus Feldsteinen, oben aus Ziegeln. Haupteingang durch den hölzernen Turm an der W. Seite.

Sakristeianbau an der N. Seite, in der keine Fenster waren. Innen Langhaus und Chor flache Holzdecke. Altaraufsatz wahrscheinlich aus dem Anf. des XVIII. Jh. Kanzel darüber. An der O. Wand ein schlechtes Gemälde des jüngsten Gerichts.

Am O. Giebel war auswendig eine Nische, in der in der neusten Zeit mit dickem Pinsel und schwarzer Farbe: MCCCVIII angemalt war.“

Schnellwalde, adliges Vorwerk, Dorf und Kirche, 21 km Lftl. s. w. von Morungen.

Vorgeschichtliche und geschichtliche Altertümer im Kspl Schnellwalde:

Auf der Grenze zwischen Schnellwalde und Schliewe hat wahrscheinlich ein jetzt gesprengtes Steinbild als Grenzstein gestanden, Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen II 27. — Beckherrn, A. M. XXX 1893 374 f. Vgl. Heft VIII 14. — Ein ähnliches Steinbild befand sich bei Schliewe, 2 km Lftl. n. w. von Schn. Lemke, a. a. O. I 28. — Beckherrn, a. a. O. 376. — Ein teilweise bearbeiteter Stein bei Gr.-Karnitten, 4 km Lftl. s. ö. v. Schn. Beckherrn, a. a. O. 376. — Verh. d. Berl. anthrop. Ges. XVIII 513. — Kerpen, 3 km Lftl. s. w. von Schn., war zur Ordenszeit ein Kammeramt, Kerpau. Frl. Lemke, Prähist. Begräbnisstätten in Kerpen. Ztschr. f. Ethnol. 1887 Verh. 609 ff. 1889 110 ff.

Die ev. **Pfarrkirche** unter Privatpatronat hat schon in kath. Zeit bestanden.

Das gerade geschlossene Langhaus (29,55 m zu 11 m) besteht bis zur Hälfte aus Feldsteinen, darüber Backsteinen, 4 diagonale und 4 Mittelstrebepfeiler, teilweise erneuert; im oberen Absatz spitzbogige Blendnischen.

Das Langhaus ist demgemäß in drei Joche geteilt, die an der N. Seite zwei spitzbogige, an der S. Seite vier spitzbogige Fenster mit abgetreppten Leibungen haben. In der Mitte der S. Seite ein spitzbogiges Portal mit Kreisblende darüber. Im Osten ist später die Sakristei vorgelegt. Neuerer Ostgiebel in je drei ansteigenden spitzbogigen Blenden und einer Mittelblende mit darunter gelegter Kreisblende. Das Langhaus schließt im O. mit einem spitzbogigen Fenster mit je einer spitzbogigen Blende ab.

Im Westen steht der 6,40 m im Quadrat breite Turm, zunächst bis auf 11 m Granit mit Ziegelecken, dann Ziegel; bis zum Kreuz 31 m h. Im Granitmauerwerk nur kleine Lichtöffnungen; im Ziegelmauerwerk zunächst je drei spitzbogige Blenden, dann je zwei spitzbogige Schalluken von zwei schmalen, spitzbogigen Blenden eingefaßt, zuletzt je vier quadratische Blenden.

Vor dem Turm ein granitnes, rundes Weihwasserbecken mit konischem Fuß.

Inneres: Bemalte Decke im Stichbogen. Die Malerei ist 1710 ausgeführt und beachtenswert. In der Mitte das jüngste Gericht, darum in Kreisen die vier Evangelisten, in der Mittellinie der Decke folgt das Wappen des F. V. S. (Fabian von Schönaich) 1710. Auf der Orgelseite P. Gottfried Bernhardi († 1755).

Nach O. folgt das Bild des Sündenfalls, nach W. das der Himmelfahrt. Am Kämpfer sind je drei Balustraden gemalt, an welche sich je zwei Apostel lehnen.

Altar von 1697, gestiftet von Joh. Albrecht von Schönaich und seiner Gattin Henriette Marie von Chaise († 1700), deren beider Wappen die Predella zieren. Neben der Mensa die Holzfiguren von Petrus und Paulus. In der unteren Säulenstellung die Kreuzigung.

Zwei mittelalterliche, messingne Altarleuchter mit Schaftringen.

Kanzel, mit reichen Füllungs- und Pilasterornamenten in der Thür, auf welcher ein Engel mit Palme. In der Treppenwange Isaaks Opferung und die eherne Schlange. In den Feldern der Kanzel die vier Evangelisten. Krönung des Schalldeckels: Christus als Sieger.

Beichtstuhl; reiche Barockarchitektur wie bei dem Altare. In den Brüstungsfüllungen vorn die Kreuzigung, in den Seiten der gute Hirt und Petri Verleugnung;

in der Rückwand Gott Vater. Krönung: der Pelikan. Altar, Kanzel und Beichtstuhl sind gut gearbeitet.

Patronatsstuhl: reiche Akanthusranken. Als Krönung eine Justitia, von der nach den Eckpfosten reiche Fruchtgehänge als Decke herunterhängen. Inschrift: F. V. S. und M. D. V. P. mit den Wappen von Schönaich und von Polenz.

Reste einer Trauerfahne, schwarz gemusterter Seiden-Damast, auf der Rückseite das von Kikoll'sche Wappen. Nach Angabe des Küsters stand darauf: „Friedrich Sigismund von Kikoll, Oberst und Commandeur des Flanßschen Regiments.“ Nach dem Preuß. Archiv 1798 749 ist dieser Herr 1740 gestorben.

Schwarze Marmortafel an der O. Wand mit langer Inschrift für den Pfr Bernhardi, † 1755, 74 J. alt.

Grabstein 1,61 zu 2,30 m, in der Mitte die geharnischte Figur des Verstorbenen

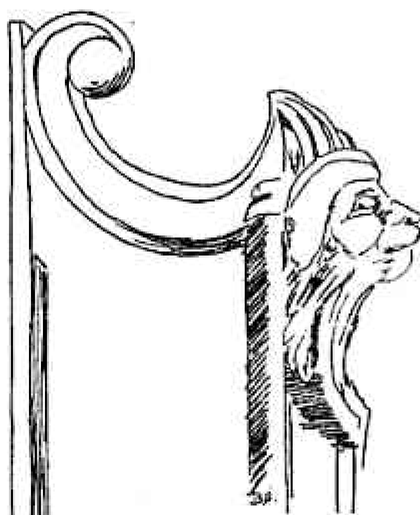


Abb. 42. Vom Gestühl in der Kirche zu Szruplinen.

mit der Fahne in der rechten Hand, eine stramme, tüchtige Gestalt, vortrefflich modelliert. In den Ecken die vier Evangelistensymbole; rechts und links je 4 Wappen: l. v. Schönaich, v. Falkenhan, v. Sack, v. Eichholz; r. v. Lacken, v. Taubenheim, v. Lichtenhan, v. Eppingen. Der Begrabene ist Hans von Schönaich † 1595 auf Kl.-Carnitten.

Glocke: Osanna . bin ich . genant . in Schnellenwald wolbekant . anno . domini 1.5.2.2 . wen ich . tv . Klingen . von gote sol man singen | meister jonas cramp. Auf dem Mantel: † J. N. R. J. desgleichen von Schönaichsches Wappen und die Buchstaben F S B S.

Das Geschlecht von Schönaich stammt aus Schlesien.

Voigt, Namenscodex, erwähnt Jakob, Hieronymus, Hans Kaspar und Stephan v. S. als Söldnerführer im dreizehnjährigen Kriege (1454—1466). Einer derselben, Hans, wurde, wie auch andre seiner Genossen, durch Land für seinen rückständigen Sold entschädigt und erhielt 1470 die annunciationis Schnellwalde, Groß-Carnitten

und Roßwitz verschrieben. Dieser Hans ist der Urgroßvater des auf dem Grabsteine dargestellten Hans von Schönaich. Bis zum Aussterben der Familie in der Mitte des vorigen Jh. war dies Geschlecht in Schnellwalde ansässig.

Im Kspl S. liegt Auer (Uraw XIV. Jh.), 4 km Lstl. s. von S., und Dittersdorf, 3 km Lstl. ö. von S. In beiden waren früher Kirchen, die 1721 schon wüst waren. Töppen, Geogr. 1858 281.

In Schnellwalde liegt der Kirche gegenüber ein Laubenhaus, das jetzige Gasthaus.

Zum großen Teil nach Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 111. Vor dem Dorfe Groß-Schöndamerau ist einzuschieben:

Schönberg, „Verpfändet Dorf" (Goldbeck), 12 km Lstl. n. von Pr.-Holland. Die Pfarrkirche gehörte zum Erzpriestertume Elbing, nach der Reformation ist ihr Patron der König.



Abb. 48. Von der Glocke zu Szruplinen.

Goldbeck berichtet 1785, daß sie Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Filiale von Neu-Münsterberg, 4 km von S., verbunden war. In S. ist seit 1879 eine neue gotische Kirche.

Die Kirche in **Neu-Münsterberg** stand unter Privatpatronat und wurde Ende des XVI. oder Anfang des XVII. Jh. von Joachim von Belau, Erbherrn auf Neu-Münsterberg und Falkenhorst, als Patron gebaut. Als vorhanden wird die Kirche 1785 erwähnt, während sie die von Schröttersche Karte (1796—1802) nicht mehr verzeichnet.

Noch vorhanden eine Glocke an acht Aufhängern, die teilweise mit schnurrbärtigen Männergesichtern versehen sind: Michell Dorman gos mich durchs Feier flos ich 1604 (lat. Maj.). Vier nicht mehr erkennbare Rundbilder.

Ein Grabstein liegt auf dem Kirchhofe: „Ao. 1623. den 1. Augusti ist der Woledle Gestrenge vnd Veste Johan Joachim von Belaw in Gott selichlichen entschlafen seines Alters im Dreiszigsten Jaher." Ovales Wappen. Conrad, Oberl. Volksbl. 1896 Nr. 121.

Seite 115. Über das Wappen der O. Stadt **Soldau** mit Abb. von G. Conrad, A. M. 1892 484 ff. Nachrichten über das Kspl in Conrad, Lose Blätter z. Gesch. von Ostpr. Neidenburg 1894.

Seite 117. Der Grundriß zu den Königl. Dörfern Kurken und Hohendorf, Kspls Soldau, befindet sich in Ztschr. für Ethnologie 1887, Verhandl. (676) und (677).

Seite 119 Zeile 22 v. o. Für die Kirche zu **Szeuplinen** geben wir nähere Ausführung: „Das Langhaus der Kirche hat stichbogige Fenster. Auf dem Kirchboden liegen mehrere Mönche und Nonnen der ehemaligen Eindeckung.

An der n. Wand der Kirche ist das Gestell eines Flügelaltares mit der Inschrift: Soli Deo gloria. Anno 1646 den 26 july wahr der Begrebnistag Herr Herr Carl von der Olsnitz Hauptmans zu Osterode vnd zugleich der Geburstag

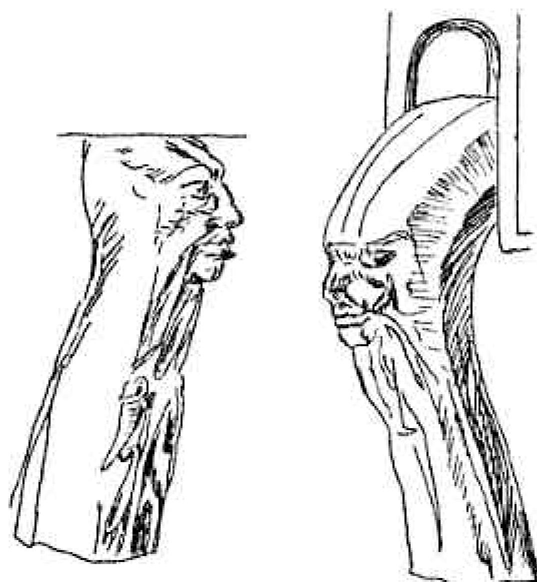


Abb. 44. Vom Henkel der Glocke zu Szeuplinen.

dessen lieben Sohns erstgebohrnen söhnlein Carl Henningß welchen Gott zu Gilgenburg auffem schloß bescheret hat da hat F. Barbara emirentia Olsnitz eine gebohrne Borckin Gott dē allerhöchste zu schuldigē ehr die .... altar mahlen lassē Gott allein die ehre.

Der gegenwärtige Altar, eine nüchterne Barockarchitektur aus dem Anfange des XVIII. Jh.

Ein Kelch, silbern, innen vergoldet, mit reich verziertem Nodus und sechseckigem Fuß, der durchbrochen gearbeitete Füllungen hat. Auf der Unterseite des Fußes graviert: C. F. (Wappen) V. D. O. Anno 1.6.3.6. Wappen derer von der Oelsnitz.

Mittelalterlicher Opferstock, ähnlich dem zu Neumark, Kreis Löbau, in Westpreußen.

Im Turm ein Taufstein aus Granit, halbkugelförmig.

Auf dem Turm Reste der alten Orgel; Schnitzereien gleichartig mit dem (jetzigen) Altar.

Ebenfalls dort: Tisch, einfache, tüchtige Schreinerarbeit aus dem Anfange des XVII. Jh.

Das Gestühl des herrschaftlichen Sitzes, einfache, schmucklose Arbeit, aber gesundes Zimmergefüge und gute Profile, daher spätestens Anf. des XVII. Jh.

Gestühlswange aus dem XVI. Jh. mit phantastischem Tierkopf, sehr gute Arbeit; ist jetzt auf dem Dachboden Unterlag für den Würgeknüppel des Kronleuchters. Abb. 42.

Glocken: die eine aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die andre: Sit nomen domini benedictum: Anno domini 1568. Lilien als Worttrennungszeichen. Bernh. Schmid-Marienburg. Abb. 43 und 44.



Nachtrag zu Heft IV Ermland.

Wir sind bei Angabe der Patronate Goldbecks Topographie von Ostpreußen gefolgt, die 1785 erschien. Möglich, daß damals in Ermland, welches erst 13 Jahre zu Preußen gehörte, die Patronatsverhältnisse noch nicht geordnet waren. Goldbeck giebt für viele Kirchdörfer in den Kreisen Allenstein, Heilsberg und Rössel den König als Patron an.

Nach dem Elenchus universi cleri dioecesis Warmiensis 1894 ist das Patronatsverhältnis jetzt so:

Der Bischof ist Patron der Kirchen zu Braunsberg, Schalmey, Pettelkau, Tiedmannsdorf; Guttstadt, Glottau, Münsterberg, Heiligenthal, Rosberg, Eschenau, Peterswalde, Queetz, Rosengarth, Schölitt, Süßenthal, Wolfsdorf, Regerteln; Heilsberg, Blankensee, Kiwitten, Schulen, Krekollen, Reichenberg, Reimerswalde, Raunau, Roggenhausen, Siegfriedswalde, Stolzenhagen, Wernegitten, Wuslack; Rössel, Bischofstein, Glockstein, Schellen, Gr.-Kellen, Plausen, Sturmhübel; Seeburg, Lokau, Bischofsburg, Gr.-Bössau, Frankenau, Freudenberg, Fleming, Lautern, Prossitten; Wartenburg, Alt-Wartenburg, Gr.-Lemkendorf, Gr.-Bartelsdorf; Wormditt, Open, Arnsdorf, Benern, Kalkstein und Migehnen.

Das Domkapitel zu Frauenburg ist Patron der Kirchen zu Allenstein, Groß-Bertung, Braunswalde, Dietrichswalde, Diwitten, Göttkendorf, Grieslinen, Jonkendorf, Neu-Kockendorf, Schönbrück, Alt-Schöneberg, Wuttrienen; Frauenburg, Bludau, Plaßwich, Gr.-Rautenberg, Tolksdorf, Frauendorf; Mehlsack, Heinrikau, Langwalde, Layß, Sonnwalde, Lichtenau, Peterswalde, Plauten; Santoppen; Gr.-Kleeberg, Gr.-Purden; Wusen und Stegmannsdorf.

Privat-Patronate sind in den Kirchspielen: Elditten, Legienen, Schönwiese, Klaukendorf und Gr.-Ramsau.

In der sehr willkommenen, eingehenden Besprechung der Bau- u. Kunstdenkmäler Erml. von Prof. Dr. Dittrich in E. Z. 1896 261—327 finden wir einige Ergänzungen, die wir nachtragen. Wer sich mit der Kunstgeschichte Ermlands beschäftigt, hat die Besprechung selbst nachzulesen, denn sie enthält, namentlich an Gerät, viele nicht mehr vorhandene Dinge.

Seite 9 Zeile 3 v. o. **Allenstein** war der Aufenthaltsort eines Dompropstes, des Landpropstes.

Seite 11 Zeile 9 v. u. Die drei inneren Tragebogen des Kirchturms sind nicht, wie es in dem nach von Quast gezeichneten Grundriß der Kirche dargestellt ist, glatt abgeschrägt, sondern haben eine reiche Profilierung, die aus Einziehungen, Dreiviertelrundstäben und Birnstäben zusammengesetzt ist. Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 12. Der Flügelaltar des Hochaltares ist bei einem Feuer, das in seiner Nähe begann, am 28. November 1896 zerstört worden. Wir bringen deshalb die Worte des Konservators von Quast über das Bild in Erinnerung: „Es ist ein Mittelbild von 5½ F. Höhe und Breite mit zugehörigen Flügeln. Das erstere zeigt die Kreuzesabnahme; der tote Christus wird von der knieenden Mutter aufgefangen, während viele andre Personen hilfreiche Hand dabei leisten. Der rechte Flügel zeigt im Innern die Kreuztragung, der linke die Auferstehung. Die geschlossenen Außenflügel zeigen einerseits den die Hände waschenden Pilatus und neben ihm seine Frau, während vor ihm stehend auf dem andern Flügel Christus verspottet wird. Auf den Außenflügeln ist alles grau in grau gemalt, so daß nur die Gesichter und andre Fleischteile Farbe zeigen. Das ganze Werk ist meisterlich in jener naturalistisch derben, aber doch noch edlen Weise des jüngeren Rogier von der Weyde gemalt, der ja grade diese Art der Darstellung liebte. Von den Gestalten des Innern zeichnet sich die Maria des Mittelbildes und noch mehr der auferstandene Heiland durch Schönheit aus, so daß letzterer selbst an den Auferstandenen von Memling erinnert. Das Bild dürfte von einem der ersten niederrheinischen Nachahmer jener großen Niederländer herrühren und in ähnlicher Weise wie die Kunstschätze der Danziger und Elbinger Kirchen durch die Handelsverbindungen der Seestädte Preußens in den Besitz des Domkapitels oder eines seiner Mitglieder gekommen sein, welche dasselbe dann hierher stifteten.“ v. Quast, a. a. O. 43 f.

Seite 13 Zeile 10 v. o. Das Gefäß für die h. Öle ist zwischen 1578 und 1598 zu dem Inventare hinzugekommen.

Seite 13 Zeile 8 v. u. Der Kronleuchter aus einem Hirschgeweih war 1598 schon vorhanden.

Seite 13 Zeile 4 v. u. Zwei Chorstühle stammen in ihren Rückwänden aus der Franziskanerkirche in Braunsberg.

Seite 14 Zeile 6 v. u. Die Kapelle des h. Georg ist jetzt nicht mehr vorhanden.

Seite 18 Zeile 1 v. o. **Arnsdorf.** Der Sebastiansaltar stammt von 1740.

Seite 18 Zeile 3 v. o. Der Kreuzaltar ist von 1721.

Seite 21 Zeile 7 v. o. Daumen ist eine der bedeutendsten Fundstellen vorgeschichtlicher Altertümer. S. d. A. P. 1894/95 41 ff. Taf. II—XI.

Seite 22 hinter Zeile 6. **Groß-Bartelsdorf**, Grabstein des Michael von Luben mit seinem Wappen, von 1624.

Seite 26. **Bischofsburg.** „Die älteste Nachricht über die Kirche ist aus dem Jahre 1505. Damals schenkte Bischof Lucas zum Wiederaufbau der abgebrannten Kirche das Material der abgebrochenen Kirche zum Hl. Geist in Heilsberg (Bisch. Archiv A. p. 196). Die damals erbaute Kirche ist bei dem Stadtbrande von 1521 wahrscheinlich wieder vernichtet worden. Am 26. April 1580 weihte Bischof Cromer die neue Kirche ad S. Joh. Bapt. Nach den Visitationsakten war dieselbe bis zur halben

Höhe aus Feldsteinen, in ihrem oberen Teile aus Ziegeln erbaut. Der Turm an dem Südwestende war von Holz und mit Schindeln gedeckt; er brannte am 13. Mai 1651 ab und wurde erst 1668 wieder aufgeführt. Am 26. Februar 1700 wurde die Kirche abermals durch eine Feuersbrunst beschädigt. Der Turm brannte ab, die Kirche verfiel. Seit 1705 wurde wegen Reparatur der Kirche und wegen Aufbaues eines neuen Turmes unterhandelt. Von 1717 ab wurde am Turm gebaut. 1728 wurde eine Erweiterung der Kirche vorgenommen und am 10. April dazu der Grundstein gelegt. Der Bau war 1734 beendigt, und am 14. August 1735 wurde die Kirche durch Weihbischof Laszewski konsekriert. Eine steinerne Gedenktafel in der Sakristei hat hierüber folgendes:

Celsissimo S. R. J. Principe Christophoro Comite in Slupow Szembek, Episcopo Warmiensi et Sambiensi, Terrarum Prussiae Praeside, Verbum Dei ex pulpito praedicante, Illustriss. ac Reverendiss. D. Michael Laszewski, Suffraganeus Warmiensis, hanc Ecclesiam sub titulo S. Joannis Baptistae consecravit die 14. Augusti 1735.

Am 21. April 1766 brannte mit der Stadt auch die Kirche wieder ab, nur die Mauern und ein Teil des Gewölbes blieben erhalten. Durch Sammlung in den Kirchen Ermlands kamen 6260 fl. 25 gr. 9 pf. für den Wiederaufbau zusammen. Der Turm wurde erst 1786 begonnen und am 29. September 1786, wie die Jahreszahl in der Turmfahne zeigt, vollendet. Von dem 1580 geweihten Kirchengebäude dürften noch einzelne Mauerstücke der Nordwestseite übrig geblieben sein. 1838 fand eine große Reparatur statt, 1862 wurden die Fenster neu verglast."

Seite 34. Die Kirche zu **Bludau** ist nicht im J. 1703, sondern im J. 1733 eingeweiht; die Zahl 1703 bezeichnet den Beginn des Neubaus.

Über der Sakristeithür: Anno MDCCXXXIII Die XXI Mensis Junii Illustrissimus Reverendissimus Michael Remigius Laszewski Episcopus Macrensis Suffraganeus et Praepositus Varmiensis consecravit Ecclesiam et Altare hoc in honorem Visitationis B. M. Virginis nec non St. Nicolai Episcopi Conf. et Reliquias Sanctorum Martyrum Gaudentii et Valeriani in eo inclusit et singulis christifidelibus hodie unum annum et in die anniversario Consecrationis huiusmodi ipsam visitantibus quadraginta dies de vera indulgentia in forma Ecclesiae consueta concessit.

Die drei Altäre sind 1851 vom Bildhauer Jeroschewitz; die Gemälde, und zwar Mariä Heimsuchung (Kreuzaltar) und der h. Nikolaus im Hochaltar, den Kruzifixus und die h. Katharina im Nebenaltare l., das Skapulierbild im Nebenaltare r. mit Simon Stock (nicht h. Franziskus) und Dominikus und der h. Joseph sind 1851 und 1854 vom Danziger Maler Albert Renné.

Monstranz in Sonnenform von 1726.

Seite 36. **Groß-Bössau** besitzt einen Kelch: Anno 1606. — Grabstein: R. D. Balthasar Niedzwiecki, Cap. Bisburg. Obiit Ao 16(88) . . Requiescat in pace.

Seite 40. **Braunsberg.** Nicht König Kasimir von Polen, sondern Wladislaus IV. verlieh der Altstadt 1637 ein neues Wappen. Der König fügte aus dem eigenen Wappen die Kornähren hinzu; Bischof Szyskowski die beiden Halbmonde.

Seite 41. Vom Thorturm haben wir alles gebracht, was uns zugänglich war.

Seite 44 Zeile 8 v. o. Zur Burg in Br. ist hinzuzufügen: Bender, A. M. XI 279.

Seite 45 Zeile 5 v. o. Pfarrkirche in Br. ist einzuschieben: A. P. P. B. 1864 IX 161.

Seite 46 Zeile 10 v. u. streiche unter Ausmalung der Kirche 1892 „nach dem Plane des Konservators Persius".

Seite 47 Zeile 3 v. u. Dieser **Hochaltar** ist jetzt 1897 entfernt und ein neuer aufgestellt, der in seiner Predella die vier römischen Kirchenväter als Büsten enthält. Darüber steigt das in dem Aufsatz enthaltene Tabernakel mit einem Kruzifixus auf. Links davon ist die plastische Darstellung der Speisung der Fünftausend, während rechts das Abendmahl dargestellt ist.

Der l. Flügel enthält vier Darstellungen in erhabener Arbeit: Verkündigung; die h. Jungfrau mit dem Kinde und dem h. Joseph; Anbetung der Weisen; das Christkind im Tempel mit Simeon und Hanna. — Der r. Flügel ebenso: Christus am See Genezareth der Gemeinde aus einem Kahn predigend; Christi Verklärung; Christi Auferstehung; Christus den beiden Emmausjüngern das Brot brechend.

In der Krönung eine große Kreuzigungsgruppe.

Dittrich, Geschichte eines Hochaltars, in Ztschr. f. christliche Kunst 1893 355 ff. Der Hochaltar enthält jetzt andre Darstellungen als die von Prof. **Dittrich** vorgeschlagenen.

Seite 47 Zeile 2 v. u. Die **Leuchter** vor dem Hochaltar sind von Zinn.

Wir haben uns in dem Wappen geirrt, das wir für dasjenige des Bischofs Rudnicki 1604—1621 hielten, und das ihm sehr ähnlich ist. Diese schönen Leuchter stammen erst von 1684; ihre Inschrift lautet:

Deo optimo Maximo
Ad perennem rei memoriam.
Nobilis ac spectabilis D. Georgius
Follert proconsul Brunsbergensis
Et domina Barbara Protmannin
Coniuges in vita lucis amantissimi
Ne tenebras cum mortis oblivione
Incurrerent
Hanc post vitam accenderunt pyram
Cura spectabilis Dni Eustachii
Schmit generis sui
Anno Dni MDCLXXXIV. I. novembris.
Si cui hic rogus non satis illustris
De cordis ardore novas addat
Suppetias
Dicatque cum Antonio Schmit
Nepote eorum ex filia Anna
Lux perpetua luceat eis.

G. F.
PC. B.
B. P.

Seite 48 Zeile 9 v. u. Der **Marienaltar** hat jetzt folgenden gotischen Aufsatz erhalten: in der Predella die Bildwerke vom toten Christus, den Maria und der h. Johannes beklagen; l. davon ein Papst (Gregor?), r. ein Bischof (h. Adalbert?).

Den Hauptschmuck bildet eine Gruppe, die in der Mitte die h. Maria mit dem Kinde, l. den stigmatisierten h. Franziskus, r. die h. Elisabeth hat.

Auf dem offenen l. Flügel ist in erhabener Arbeit Adam und Eva mit der Schlange, darüber Gott Vater. — Geschlossen: die trauernde h. Maria. — Flügel r. offen: Krönung der h. Maria durch Christus, darüber der h. Geist. — Geschlossen: h. Veronika.

In der Krönung sind die Büsten der hh. Gregor, Hieronymus und Augustinus. Abb. 45.

Seite 49. Nikolausaltar: Altarkreuz mit silbernem Corpus: Christoph. Schmitt Civis Brunsbergensis et Ursula coniunx ejus. Auf der Vorderseite ein silbernes Relief: Christus mit Magdalena auf dem Gastmahl der Pharisäer.

Seite 50 Zeile 9 v. o. lies Civis statt Cnus.

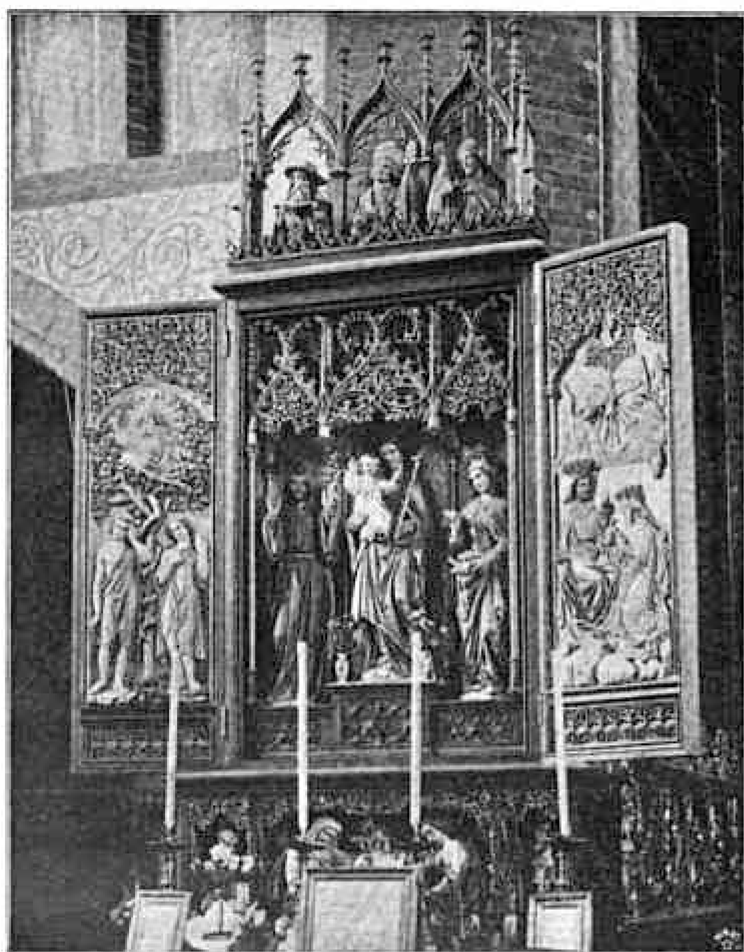


Abb. 45. Marienaltar zu Braunsberg.

Seite 50 Zeile 12 v. u. Der Andreasaltar ist von 1691; das Marienbild im zweiten Geschoß von 1610. Das (bürgerliche) Wappen darauf zeigt die Gewerkszeichen der Schuhmacher: Sichelartiges Messer, Beil, einen mit einem Pfeil durchbohrten Schuh (nicht Köcher und Pfeil).

Seite 51. Das Bild im Kreuzaltaraufsatz stammt noch von dem zweitältesten Kreuzaltar, aus dem Anfange des XVII. Jh.

Seite 51 Zeile 9 v. u. Der jetzt in der Donnerstagskapelle neu aufgestellte, gotische Altaraufsatz enthält in seiner Predella das vergoldete Lamm mit der Siegesfahne.

In der Mitte ist die Anbetung der Hirten dargestellt, darüber Mariäs Tod inmitten der Apostel, oben Mariä Himmelaufnahme. L. o. Mariä und des h. Josephs Hochzeit; darunter die Verkündigung. R. o. Anbetung der Weisen; darunter die Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Alle diese Darstellungen sind plastisch.

Auf dem l. geöffneten Flügel ist Jesus, den beiden Jüngern in Emmaus das Brot brechend gemalt. Auf der Rückseite enthält er die Malerei des h. Georg mit dem Drachen. Der r. Flügel hat offen die Darstellung des Melchisedek und Abraham (in



Abb. 46. Altar in der Donnerstagskapelle zu Braunsberg.

Ritterrüstung) 1. Mose 14, 18. Auf einem Stein steht der Name des Wiederherstellers: Georg Goldkuhle, Wiedenbrück 1894. Auf der Rückseite des Flügels ist der h. Nikolaus dargestellt.

Die Krönung des Ganzen bilden wiederum zwei kleinere Flügel, welche zwei Engel darstellen; in geschlossenem Zustande die hh. Magdalena und Katharina. Durch die letzteren Flügel verliert der Altar etwas von seiner Ruhe. Abb. 46. Der Altaraufsatz von 1681 jetzt in Wuttrienen.

Seite 52 Zeile 5 v. o. In der Flugkenkapelle ist der von Thomas (nicht Jonas) Werner gestiftete gotische Altaraufsatz (vom Maler Bornowski-Elbing wiederhergestellt) aufgestellt und wirkt außerordentlich schön. Er enthält in seiner Predella eine gute Schnitzarbeit der h. Jungfrau mit dem Christuskinde, welches dem h. Dominikus einen

Rosenkranz darreicht. Das Hauptbild ist die h. Maria mit dem einen Rosenkranz haltenden Kinde, umgeben von musizierenden Engeln.

R. kniet der Stifter Thomas Werner mit Spruchband: O mater Dei memento mei. L. seine Gattin mit Spruchband: O du Muder Godes bidde Got vor mich

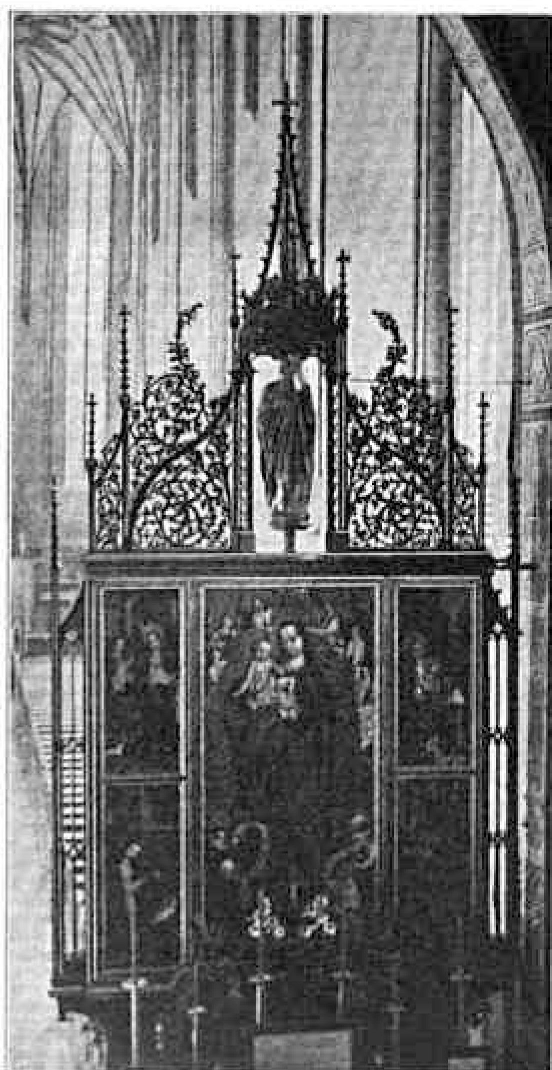


Abb. 47. Altar in der Muttergotteskapelle zu Braunsberg.

(gotische Minuskeln). L. u. die Verkündigung; l. o. die Geburt Christi. R. o. Anbetung der Weisen; r. u. Mariä Himmelaufnahme durch Gott Vater und Sohn. Unten knieen die Apostel um den Sarg.

Die Krönung bildet die Statuette des h. Thomas, des Patrons des Stifters. Abb. 47.

Seite 56. Daß das Bild des jüngsten Gerichts vom Maler Vitus Heinrich gemalt sei, möchte Prof. Dr. Dittrich heute nicht mehr aufrecht erhalten. Wohl ist es wahr, daß 1649 ein Bild des jüngsten Gerichtes bei Maler Heinrich bestellt wurde, aber das in Frage stehende ist bereits aus dem J. 1611, wie aus der einst daran befindlichen Inschrift hervorgeht:

D. O. M.

Davlia Brunonicam stirps sat bene nota per urbem
Ordine quam tali tres rapuere Deae.

Georgius Davel obiit Ao. 1607 die 24. Janu. Aetatis 72. — Justina uxor obiit Ao. 1610 die 9. Janu. Aetat. 70. — Filia Anna obiit Ao. 1599, die 5. Aug. — Filii Georgius, Georgius, Joannes velut a texente dum adhuc ordirentur succisi, parvo seu nullo vixere tempore.

Post lacrymas, post vota supernaque dona sepulchri,
Munera, quae parvo sunt memoranda die,
Aeternum voluit monument(um) parentibus esse
Filius, hoc pictum condidit artis opus.
Ipseque vate carens cui morte pompa futurus (?).
Hocce suos tantum jussit honore frui.
Anno 1611. Die 3. Junii.

Seite 56 u. Die Bronzeplatte des Bischofs Paul von Legendorf, Abb. 50, ist jetzt am W. Ende der südlichen Innenwand aufgestellt.

Seite 69. Die Kirche in **Braunswalde** ist niedergerissen. Statt ihrer steht eine dreischiffige, gewölbte Backsteinkirche mit Turm, von Fr. Heitmann-Königsberg gebaut. „Beim Abbruch des alten Altars fand sich darin ein bleiernes Kästchen voll Reliquien mit dem Wappen des Bischofs Rudnicki mit der Inschrift: Simon Rudnicky Dei gratia Episc. Varm. ecclesiam hanc et altare consecravit Anno 1617 die 19. Novemb. Eine Monstranz: Comparata sumptibus Ecclesiae Anno 1688 Promotore Adm. Rndo. D. Benedicto Venceslao Kalski, Parocho Braunswaldensi, deren oberster Abschluß ehemals eine von einem gotischen Werke entnommene Pyramide war, neuerdings aber vom Goldarbeiter Aloys Brunn-Münster neu gearbeitet und dem Stil des Ganzen angemessen gemacht wurde."

Seite 72. Der Kirchturm in **Diwitten** ist erheblich erhöht und erhielt ein Satteldach mit Staffelgiebeln.

Seite 74. „Die Kirche zu **Frankenau** wurde 1746 neu erbaut. Im J. 1843 stürzte das Gewölbe ein, worauf 1845, nachdem die Mauern um etwa 13 Fuß abgetragen worden, die heutige Holzdecke gemacht wurde."

Seite 83. **Frauenburg.** Das Wappen des Bischofs Mauritius Ferber vom J. 1537 hält Ehrenberg für später gearbeitet (A. M. 1895), während Dittrich die Arbeit einem Danziger Bildhauer zuschreibt.

Seite 87. Am 17. Mai 1551 wurde der Dom durch einen gewaltigen Brand betroffen; dadurch verlor er sein Dach samt dem von uns nicht erwähnten Wehrgang, welcher den Dom selbst in die Befestigung mit hineinzog. Die vier Türmchen an seinen Ecken waren nur deshalb von innen zugänglich, weil in ihnen die Treppen zum Wehrgange emporführten.

Dittrich führt auf diesen Brand die ganze Gesamterscheinung des jetzigen Doms zurück. „Ob aber schon damals unter Abänderung des Bauplans das hohe und breite Spitzbogenfenster des Westgiebels vermauert wurde, möchten wir bezweifeln. Es brauchte nicht vermauert zu werden, weil man an eine Aufstellung der Orgel

an dem Westgiebel damals nicht dachte, für die vielmehr in der Nordostecke des nördlichen Seitenschiffs ein eigenes Chörlein — nicht Kapelle — angelegt wurde; auch nicht wegen des Daches der Vorhalle, welches sicherlich in einer Weise angelegt war, vielleicht als ganz flaches Pultdach, daß es das Fenster der Westwand nicht verdeckte. Bei einer näheren Untersuchung dürfte sich vielleicht herausstellen, daß die Vorhalle ihr jetziges Dach erst nach dem Brande von 1551 erhielt, daß damals auch das Westfenster vermauert wurde, wie auch der ganze Westgiebel erst damals die Gestalt erhielt, die er heute noch besitzt. Denn die Mauerstücke zwischen den Ecktürmen und Giebelschrägen deuten darauf hin, daß früher der Giebel höher emporstieg, und eine in der Bibliothek noch aufbewahrte Ansicht der Kirche, die zwar von 1690 datiert, aber sicher nach einer alten Tradition gearbeitet ist, belehrt uns, daß der Westgiebel zwei übereinander laufende Friese hatte, wie denn auch ein Blick auf das Dach den Gedanken nahe legt, daß es einst viel steiler gewesen sein muß. Nach dem Brande wurden durch Beseitigung des Wehrganges die Umfassungsmauern niedriger, niedriger auch das Dach und darum auch der Westgiebel."

Sollte man aber in der zweiten Hälfte des XVI. Jh. noch so überaus feine und saubere gotische Formsteine gebrannt haben?

Über die Ausmalung des Domes s. Dittrich, Die neue Dekoration des Domes zu Frauenburg, Ztschr. f. christl. Kunst 1892 30 ff.

Der alte Hochaltaraufsatz, jetzt an der Nordwand, ist nicht der unmittelbare Vorgänger des jetzigen. Vielmehr geht aus der Weihinschrift des letzteren hervor, Bischof Grabowski habe ihn 1752 „vetere diruto" geweiht und die Reliquien des von Simon Rudnicki einst geweihten zu den neuen gelegt. Wo aber ist er geblieben? Im J. 1631 stand er noch, während Frauenburg 1626 von den Schweden eingeäschert und die meisten übrigen Altäre zerstört wurden.

Seite 92 Zeile 10 v. o. Das niedere Gestühl mit Intarsien ist gleich dem Lesepulte von 1699 und war von Anfang an für die Choralisten.

Die Vorgänger der jetzigen Chorstühle waren gotisch; aus ihnen ist der bischöfliche Stuhl im Langhause (Abb. 80) gemacht, während Reste des Gestühls jetzt in der Schatzkammer bewahrt werden.

Zum Josephialtar ist I. G. K. C. C. V. mit Johann Georg Kuhnigk zu erklären, der als Domkustos den Altar stiftete.

Domdechantenaltar. Nach Dittrich ist die Heilige, welcher Maria einen Rosenkranz hinreicht, nicht die h. Rosalie, sondern die h. Katharina.

Michaelisaltar: statt des ? hinter zabulum lies διάβολον.

Der Altar der Himmelaufnahme Mariä heißt auch der Altar des h. Stephanus An der Predella l. ein Wappen mit Bischofshut, nicht Kardinalshut. Oben links steht der Patron des von Neuchen, der h. Eustachius (Placidus) mit dem Hirsch, während die Hirschlegende (zwischen den beiden Säulen) gemalt ist. Der h. Hubertus ist also zu streichen.

Am Augustinusaltar muß die Inschrift am l. Säulensockel lauten: Ad te de luce vigilo.

Am Rosalienaltar bildet die Krönung ein Bischof aus Marmor, nach Dittrich der h. Borromäus.

Das eine Wappen am Mariä majoris-Altar, zwei gekreuzte Sensenklingen, ist das des Mitstifters des Altars, Domherrn Wolowski.

Ebenso bedeuten die Buchstaben am Laurentiusaltar: Johannes Wolowski, Varmiensis (et) Culmensis Canonicus Praepositus Brodnicen. Serenissimae Regiae Majestatis Secretarius († 1697).

Seite 96. Die Orgel trägt das Wappen des Bischofs Radziejowski.

Seite 97. „Die Silberschmiedearbeiten in der Szembekschen Kapelle sind, so scheint es, von Goldschmied Joh. Giese in Allenstein gearbeitet."

Seite 104. In der Pfarrkirche zu Frauenburg ist der Heilige am Marienaltare Zeile 21 v. o. in der That der h. Borromäus.

„Ein Kelch in guter Renaissance mit gotischen Reminiscenzen, am Knaufe sechs Steine mit der Inschrift: In hon. Beat. Mariae Virginis. Anno 1.6.0.0. B. R. P. d. i. Benedictus Reich Parochus († 1598); ein schönes Pazifikale um 1700; ein gutes Reliquienkreuz, die Arme im Dreipaß mit silbernen Kügelchen, auf den Enden der Arme die Symbole der vier Evangelisten, neuerdings renoviert; ein spätgotischer Kelch



Abb. 48. Wikingerboot aus Frauenburg.[1])

mit sechseckigem Fuß; unter der Kupa: Ave Maria gr.; eine Monstranz von 1689 mit ovalem vierblätterigen Fuß."

Seite 106. Für das Kreuzigungsbild aus der St. Annenkapelle hält Dittrich folgende Darstellung für zutreffend: O. l. die Verkündigung, darunter die Geburt, r. u. Tod Marias, darüber ihre Krönung im Himmel, in der Mitte die Kreuzigung, darunter Martyrium des h. Stephanus und des h. Thomas von Canterbury, daneben ihre Aufnahme in den Himmel." —

Über ein in Frauenburg 1873 gefundenes gotisches Ornamentscheibchen berichtet nebst Abbildung desselben Prof. Dittrich in Ztschr. f. christliche Kunst 1893 215.

Seite 111. **Freudenberg.** Die Kirche wurde durch Bischof Johann Stryprock (1355—1373) geweiht. Hochaltar 1760 aufgestellt.

---

[1]) Wird in dem S. d. A. P. 1898 behandelt werden.

Haec nova Ara majus ex piissima liberalitate Perillris. Reumi Dni Joannis Lingk, Cantoris Canonici Varmien., Parochi olim Freudenbergen., erecta et posita est etc.

Der Altar der h. Anna von Bildhauer Schmid 1783.

Seite 112. Am Flügelaltärchen stehen folgende Inschriften:

„Maria Virgo Deipara, Regina tricoronata. — Gnata Patris Gnatique Parens et Pneumatis alma — Sponsa Maria, Tibi voce litamus Ave. — Exornant Superi terno diademate frontem; — Vos, servi, ad Dominae sternite corda pedes. — Salve, Mater speciosa, ter coronis gloriosa omni fulgens saeculo. — Nostri perge miserere, perge, perge nos tueri a mundi naufragio.

Schöne Mutter, schöne Jungfrau, dreifach gekrönt im Himmelsblau, dich grüßen fromme Seelen froh, Erbarm dich ihrer allezeit. In Nöthen ihnen hilf bereit, daß sie kein Schiffbruch leiden.“

Kanzel 1752 von Schmid in Rössel, der auch die Taufe 1761/62 machte.

Fleming: Kelch, Fuß im Sechspaß, unter ihm: Johannes Niderhof (Pfr von Freudenburg) fieri curavit. Ao. 1627. **Knauf mit sechs Rotulis: Ihesus; got. Maj.**

Glockstein: Seite 114 Zeile 6 v. o. Der segnende Bischof mit Heiligenscheinen an Kopf und Händen soll der Stifter des Altars sein, der Pfr Martin Schultz (1652—72). In der Widmungsinschrift ist gloriam statt gloria zu lesen; es fehlt die Jahreszahl Ao. 1664.

Seite 115 Zeile 3 v. o. **„Die Kerzenhalter oder Tragleuchter sind nicht alle von 1745; einige mit längerem Schaft, feineren Blumen und Ranken, einfacherem Kapitäl und besseren Figuren, vorwiegend in blau polychroniert, sind älter und dürften dem XVII. Jh. zuzuweisen sein.“**

Seite 115 Zeile 4. Das Ölbild im Turme stellt den Pfr Nikolaus Coronensis (1622—50) vor und ist von 1639. — **Links vom Hochaltar ist der Grabstein dieses Pfrs:**

Nicolaus Coronensis Danus
Parochus Glockstainensis
Ob religionem exul novem supra viginti annos
Ecclesiam hanc a se instauratam
Laudabiliter rexit et tandem
Laboribus pro Dei honore
Susceptus ipsoque senio confectus
Hic exuvias suae mortalitatis
Sexagenarius deposuit
Anno Domini MDCL
Mense Januario die 14.

„Die Monstranz dürfte der Zeit von 1690—1700 angehören.“

„Nicht mehr in Gebrauch ist ein spätgotisches, turmförmiges Ciborium mit der Inschrift auf dem achteckigen Fuß: Ecce panis angelorum, factus cibus viatorum, vere panis filiorum.

Die zur Sakristei führende Thür ist mit Eisenplatten beschlagen, die zum Teil gotische Ornamente zeigen. Die Thürbänder, eine Pflanze mit gewundenen Stielen und Blättern darstellend, sind zwar roh in der Ausführung, aber immerhin erwähnenswert.“

Seite 115 Zeile 21 v. u. **Schellen.** An dem Ölbilde des Hochaltars steht: Dieses Bild hat machen lassen Joh. Sewald Schmit in Glockstein im J. 1679. Um dieselbe Zeit ist wohl auch der Altar gearbeitet.

Seite 116. Die Kirche zu **Glottau** ist nicht dem Frohnleichnamsfeste, sondern dem Frohnleichnam (Corpus Domini) geweiht.

Seite 118. Das Gitter vor der Taufkapelle ist von 1736.

Seite 130. **Guttstadt.** Die Herrsche Bibliothek ist nicht neben der Kirche, sondern im Hause der Kapläne.

Seite 142. Der „große Remter" auf Burg **Heilsberg** wurde im vorigen Sommer (1896) auf den Wunsch Sr. Gnaden des Herrn Bischofs Dr. A. Thiel vom Baurat Dr. Steinbrecht und dem Verfasser vorliegender Zeilen auf Wandmalereien untersucht. Es ergab sich, daß unter dem auf S. 143 Zeile 3 v. u. angeführten gotischen Ornament eine gute Darstellung der Krönung der h. Jungfrau in Temperamalerei sich vorfand.

Seite 151. Der neu angebaute Chor der kath. Pfarrkirche ist vom Diöcesanbaumeister Güldenpfennig aus Paderborn.

Seite 153 vor Zeile 10 v. u. ist einzuschieben:

Im ehemaligen Chor liegt eine Gedenkplatte von Erz, die der Bischof Johannes Dantiskus seiner Mutter setzte, mit der Inschrift:

Hie leit Christina von Puszke Bernt Scholczen tochter, Hansen von Hoven anders Flachsbinder genannt Hausfraw, den beiden Gott gnedig sey. Am Pfingtag begraben MDXXXIX. Joannes D. G. Eppus Warmiensis Matri pientissimo posuit.

„Ebenso ließ Bischof Mauritius Ferber im J. 1530 dem Hildebrand Ferber ein kupfernes Monument setzen.

Andere bemerkenswerte Grabsteine: Georg v. Knobelsdorf, † 1544. Eustachius v. Knobelsdorf, † 1622. Georg Padeluche von Elditten, † 1556. Eustachius Kreczmer, † 1657."

Seite 162. In der Kirche zu **Gr.-Kellen** ist erwähnenswert: ein Kelch mit gotischer Kupa und ornamentiertem Fuß (um 1600); ein Kelch von 1633: Valentinus Majewski fieri fecit Ecclesiae Kellensi 1633. — Monstranz mit getriebenem, achtblätterigem Fuß (um 1700). — Silbernes Reliquienkreuz mit kleeblattartigen Endigungen der Arme, auf spiralförmig gewundenem Fuße, auf den Flächen der Kreuzarme die Leidenswerkzeuge, Kleider, drei Würfel, durchbohrte Hände.

Ölbild des h. Antonius, welcher Mariä mit dem Kinde die Hand küßt. — Desgleichen der h. Barbara.

Seite 163. Kirche zu **Kiwitten:** Monstranz mit ovalem, achtblätterigem Fuße von 1722, Geschenk von J. C. R. d. i. Pfr Joh. Chrys. Rogalli.

Seite 166. In der Kirche zu **Klaukendorf:** Grabstein:

D. O. M.
Anno 1744º die 15ª Aprilis obiit Magca.
Marianna nata Nenchen Hattinska aetatis suae 64.
Cui bene precare Fidelis lector.

Darunter das vereinigte Wappen der Familien v. Hatten und v. Nenchen.

Seite 175. Das Feuer in **Gr.-Lemkendorf** Zeile 2 v. u. im Jahre 1830 oder 1831 verzehrte nur den Turm der Kirche; 1846 wurden die Altäre, welche durch Rauch und Hitze viel gelitten hatten, wieder hergestellt.

Seite 179. Die Pfarrkirche in **Mehlsack** ist 1895 abgebrochen und neu gebaut, nur der Turm ist erhalten geblieben und erhöht. Die innere Ausstattung ist noch nicht vollendet.

Über das Bild im Hochaltar vgl. E. Z. VIII 667.

Das Altarbild im Hochaltar der **Jakobikirche** stellt nicht den h. Rochus, sondern die Vision des h. Jakobus dar.

Das Fachwerkhaus, Abb. 144, ist am 29. Januar 1896 abgebrannt.

Seite 189. In **Eschenau** ist ein Pazifikale. „Der obere Teil erinnert noch an die mittelalterlichen Pazifikalien, hat auch noch jene silbernen und vergoldeten Kügelchen, welche zugleich als Zierat und als Verschluß dienten. Der Fuß ist in der Renaissance des XVII. Jh. gehalten."

Seite 191. In **Peterswalde** soll der Hochaltar nicht 1775, sondern 1777 errichtet sein.

Seite 207. Die von Bischof Cromer 1580 geweihte Kirche in **Queh** war in Fachwerk aufgeführt.

Der gotische Kelch, Zeile 16 v. u., hat die Inschrift: Calix pro Ecclesia Quezensi ex piorum collecta facta Ao 1583. — „Pazifikale von 1720, der obere Teil aber älter. Statt der meistens vorkommenden roten Korallenkügelchen an den Enden der Arme hier silberne und vergoldete Kugeln." — Monstranz unter dem Fuße:

A. R. D. Mich. Marq(uardt) C. G. P. Q. et R. Ferculum hoc divini Salomonis pro usu Ecclesiae Quezensis ex ejusdem Ecclesiae metallo piisque eleemosynis suis sumptibus elaborari curavit. 1674. 12. Mart.

Seite 210. In der Kirche zu **Rantenberg** ist unter anderem eine silberne, teilweise vergoldete Monstranz in Sonnenform, 1857 aufgearbeitet; ein silberner und vergoldeter Kelch von 1616; ein silbernes Ciborium in Kugelform, Geschenk des Domkantors Martin Skarzewki.

Dittrich giebt an, daß die Kanzel 1862 gemacht sei (?).

Seite 210. Kirche zu **Regerteln**. Turm 1850 ausgebaut. Deckenmalereien ungefähr 1730. Tabernakel 1738. Seitenaltäre Mitte des XVIII. Jh. Auf dem r. Seitenaltar oben ist nicht Simeon mit dem Christkinde, sondern Joachim mit Maria als Kind. Die Bilder sind vom Maler Andrasch.

Auf dem Schalldeckel der Kanzel: Ad M. D. O. M. G. S. Margarithae hujus Ecclesiae Patronae haec ambona erecta 1656.

Inschrift einer Glocke: V Maria hil got vor uns.

Seite 211. Zu **Reichenberg** befindet sich noch der Grabstein des Pfrs Burghart, der 1726 den Chor auf seine Kosten durch Peter Meyer ausmalen ließ.

Die 1791 von Fachwerk gebaute Kapelle in Süßenberg wurde gleich wieder abgebrochen, um die jetzige massive 1794 anzufangen und schon im August zu vollenden.

Seite 213. **Rössel.** Die alte Ausstattung der Kirchen in E. Z. X.

An Ausstattungsstücken der Pfarrkirche erwähnt Dittrich noch: Kelch von 1606 in guter Renaissance, Geschenk des Hippolytus Ditlof, der Fuß sechsblätterig mit getriebenen Ornamenten, der Knauf mit Glassteinen. — Kleiner schöner Renaissance-Kelch von ungefähr 1650. — Eine Pyxis von 1611 mit großer Kupa und verhältnismäßig kleinem Fuß im Renaissance-Stil. — Eine große Monstranz von 1648 mit ovalem achtblätterigem Fuß, darauf flach gravierte Ornamente und die Leidenswerkzeuge. — Eine kleinere Monstranz von 1709, einst der Kapelle S. Spiritus gehörend: Patri pauperum Datori munerum Spiritui sancto hanc Monstrantiam pro usu sibi dicatae Ecclesiae xenodochialis Roesseliensis offert Jacobus Burchert Civis ibidem cum Anna conjuge. Anno 1709.

In dem Raum hinter dem Hochaltar befindet sich ein spätgotischer Schrank aus Fichtenholz mit vertieften Reliefs (Pflanzenornament), bei denen nur der Grund herausgeschnitten und gefärbt ist.

Seite 224. Der Hochaltar zu **Santoppen** soll nicht 1780, sondern, wie Pfr Poschmann in einem 1779 aufgenommenen Inventar bemerkt, noch unter Bischof Grabowski (1741—1766) um 1765 erbaut sein. Der Heilige mit einer Monstranz an seiner Seite ist nicht Hugo, sondern Ignatius von Loyola mit dem Constantinischen Wahrzeichen in eine Sonne eingefaßt.

Das silberne Gewand am Seitenaltar r., dem Altar der unbefleckten Empfängnis, ist von den Pfrn Bluhm (1698—1721) und Ignatz Fusius 1721 beschafft.

Monstranz mit buckelartig getriebenem Fuß im Sechspaß, welcher von einer älteren Monstranz herrührt und mit späterem Ornament in Silber überzogen worden ist. Engel tragen die gestrahlte Lunula; oben eine Kreuzigung mit zwei Engeln, welche das herabfließende Blut auffangen. Unter dem Fuß:

Hoc Tabernaculum Ecclae. Santopen. Ex vetusto in melius transformatum Sub Ign. Adalb. Bluhm C. G. Santopen. Anno 1.7.2.0.

Eine spätgotische Pyxis von Kupfer. Der Fuß ist rund und geht nach oben allmählich in einen sechsseitigen Schaft über; dann ein kapellenähnlicher Knauf mit Strebepfeilern und Fenstern; die kugelförmige Kupa in ihrem unteren wie oberen Teile buckelartig getrieben. Auf den Flächen des Fußes je ein Baum inmitten eines schuppenartigen, eingravierten Ornaments.

Ein Psalterium in gotischer Schrift mit schönen Beschlägen in der Mitte und an den Ecken und ähnlicher Schließe.

Die Kanzel ist von 1701. Der Bischof mit dem Löwen auf dem Schalldeckel ist der h. Marthyrer Ignatius.

Seite 227. Im J. 1702 wurde auf Kosten des Rheinmüllers Koch und seiner Gattin Elisabeth an der N. Wand ein neuer Altar mit Bildern der unbefleckten Empfängnis Mariä, der Trinität und der Geheimnisse des Rosenkranzes errichtet. Von diesen rühren die kleinen Rosenkranzbilder in der Vorhalle her; desgleichen das Trinitatisbild unter dem Turm mit der Jahreszahl 1709(2). Das Marienbild befindet sich im Seitenaltar r.

Seite 230. In der Kirche zu **Schalmey** ist ein Kreuz von 1561.

Die Buchstaben auf der Brüstung der Kanzeltreppe bedeuten: Petrus D. Maternus Parochus Salmiensis Pettelkoviensis fieri fecit 1680.

Seite 231 Zeile 9. v. u. **Schönbrück.** Statt „südliche" lies „nördliche".

Seite 233 Zeile 5 v. o. In Schönbrück ist ein ziemlich großes, gotisches Reliquiarium in Kreuzesform, welches in diesem Jahrzehnt in Münster erneuert ist. Der Knauf in durchbrochener Arbeit; der Kruzifixus vor dem Kreuze, dessen mit Korallen gezierte Arme die Embleme der Evangelisten tragen. Fuß im Sechspaß mit den Gravierungen verschiedener Heiliger (hh. Katharina, Barbara u. s. w.). Das Kreuz kann aus dem Fußgestell herausgehoben und in einen Schaft (hasta) eingelassen werden, um dann als Vortragekreuz bei Prozessionen benutzt zu werden.

Seite 238. Die Kirche in **Seeburg** ist 1345 nicht „eingeweiht", sondern gegründet; auf einer Tafel über der Sakristeithür steht: Anno 1345 fundata est Ecclesia Archipresbyteralis Seeburgensis sub titulo S. Bartholomaei Apostoli ab Illustrissimo ac Reverendissimo Dno. Hermanno Episcopo Varmiensi.

Der als Kreuz(?)-Altar bezeichnete Altar ist der schmerzhaften Mutter geweiht.

„Der Rosarien(Rosenkranz)-Altar ist dem Hochaltar gleichzeitig; alle die andren sind erst in neuerer Zeit durch den Seeburger Tischler Klein gefertigt worden. (?) Die wenig schönen Figuren darauf rühren aber von älteren Altären her."

An der Kanzel sieht man ein Wappen (Taube mit Ölzweig) mit den Buchstaben ringsum: G. B. E. C.

„Ein eiserner Kandelaber, dessen oberer Teil fehlt (XVII. Jh.), eines der besten Stücke des kirchlichen Inventars. — Ein schönes gotisches Pazifikale (XVI. Jh.) mit silbernen Kugeln in den vier Ecken; Fuß später (etwa 1700). — Monstranz von 1743.

Seite 241 Zeile 2 v. u. ist eine steinerne Gedenktafel für den Bischof Wydiga erwähnt. Dies ist nicht richtig; vielmehr ist der Gedenkstein der Rogalli. Die Inschrift heißt:

D. O. M.

qui nos patrem et matrem honorare praecepit. Gratae memoriae Nobilium Simonis Rogalli, proconsulis Seeburgen. olim Illmi. Wydzga Episcopi Varmiensis S. R. J. Principis aulici et Margarithae de Walker consortis, tum et illorum filiae Annae Barbarae virginis in hac ecclesia tumulatorum, nec non filiorum Georgii in tractu Lublinensi lue pestifera sublati, item Simonis chiliarchae in exercitu Moschovitico contra Suecos decertantis ad (W)schovam (Fraustat) saevo Marte prostrati, item Adm. Rndi Francisci secretarii venblis. Capli Varmiensis in negotiis provinciae sub tempus belli Suetici ad extra expediti curati in Wolffsdorff et Antonii (qui proconsulatus sui hic officio sub hostico militis Suetici per invidiam multa tulit) octogenario majoris ultimus natu superstes Josephus canonicus cathed. Cracovien. custos Kielcensis prope octogenarius fratribus suis germanis, sorori et parentibus desideratissimis hoc monumentum posuit Ao. 1763.

His precare requiem, viator, et ut moriaris pius, vivere disce pie.

Die Rogalli waren im XVII. und XVIII. Jh. ein hervorragendes Patriziergeschlecht der Stadt Seeburg und haben ihr mehrere Bürgermeister gegeben.

Der Donator des Altares der **Kreuzkapelle**, Seite 242, ist der frühere Erzpriester Simon Niedzwiedzki (1684—1688).

Seite 242. Filialkirche von Seeburg **Lokau**. „Daß die Kirche am Anfange des XV. Jh. erbaut worden ist, folgt aus dem Indulgenzbrief Papst Bonifacius IX. von 1402 nicht; es scheint sich mehr um eine Erhaltung, vielleicht auch Verschönerung und Vergrößerung einer älteren Kirche gehandelt zu haben. Cupientes, heißt es, ut ecclesia parochialis S. Joannis Bapt. in Locau . . . congruis honoribus frequentetur et etiam conservetur et ut christifideles eo libentius causa devotionis confluant ad eandem et ad conservationem dicte ecclesiae manus promtius porrigant adiutrices. — Trotzdem glauben wir nicht, daß schon 1318 die jetzige Kirche stand und ein Jahrhundert später schon so ruinos gewesen sein sollte, daß man, um ihre Erhaltung zu ermöglichen, ein päpstliches Indulgenzbreve zu erbitten für notwendig hielt. Man mag an eine Erhaltung gedacht haben, aber im weiteren Verlauf zu der Überzeugung gekommen sein, daß nur ein Neubau den Intentionen des Ablaßspenders entsprechen konnte." — Vergleiche dagegen die kleinen Thonkrabben auf den Giebeln in unsrer Abb. 178, deren Vorhandensein auf einen Bau aus dem Anfange des XIV. Jh. schließen lassen möchte.

Seite 245. **Siegfriedswalde.** „Der Kirche gehörte einst ein spätgotisches, pyramidal abgeschlossenes, kupfernes, vergoldetes Ciborium, welches irgendwie in die Hände eines Trödlers gekommen war, diesem wieder abgekauft und der eben eingerichteten Kapelle zu Korschellen bei Zinten überwiesen wurde."

Über Kloster **Springborn** fügen wir zunächst den Bericht hinzu, den Caspar Stein, † 1652, giebt:

„Inter Heilsbergam et Bischoffsteinam $1^1/_2$ milliar. media via, in agro sylvis circumdato et colle, Templum novum D. Mariae rotundum, paulatim tamen in altum instar pyramidis assurgens, ab Episcopo Varmiensi Nicolao Cziskowski, ex revelatione quadam facta et miraculo quodam edito, ut tradunt, pulchre extructum (!), et ad desertum, zur Wüsteney, appellatum, cum altari summo, imagine D. Mariae miraculis clarae, altaribus duobus proximis, sacrariis, odeo alto, portis tribus meridionali, occidentali et septentrionali et versibus latinis, germanicis et polonis affixis, qui docent, quo tempore et modo D. Maria honoranda sit, votis et donariis à Peregrinatoribus quotidie advenientibus. A. B. I 244.

Bischof Wydiga hat diese Rotunde nur renoviert; renovatum 1682, heißt es auf dem Schlußstein des südlichen, jetzt zugemauerten Portals des Rundbaus.

Das Kloster selbst, ursprünglich von Fachwerk, wurde von diesem Bischof erbaut.

Seite 246 Zeile 11 v. o. lies Potocki statt Grabowski. P. E. 1870 82.

Epitaphium in der n. Halle:

Memoriae

Joannis . Rudnicki . Capit. Roesselien . Nobili . loco . in . palat. Culmensi (nati?) Cajus . Ossa . Heic . Quiescunt . Executoris . Testamenti . PP. Obiit . VI. Idus. Decembr. MDCCLXIII . Anno . Aetatis LXVI.

Darüber das Wappen der Rudnicki.

Seite 250. In der Kirche zu **Stolzenhagen** ist ein Kruzifixus über dem Halleneingang „gewiß das ehemalige Hängekreuz inter altare et populum".

„Monstranz, Ende des XVII. Jh., Fuß aus dem Sechspaß, mit zwölf vergoldeten Engelsköpfen und sechs Apostelfigürchen in sehr hübscher Umrahmung besetzt. — Kelch, Fuß aus dem Sechspaß, mit schön gezeichnetem, wappenartigem Ornamente im Stil der älteren Renaissance. Fuß und Knauf aus der Spätgotik. Kupa im Renaissancestil."

Seite 256. In der Kirche zu **Tolksdorf** wurden die Nebenaltäre nach Dittrich um 1861 durch Bildhauer Jeroschewitz im Verein mit Maler Saage erneuert und von Hinz mit neuen Bildern versehen. Daraus folgt noch nicht, daß der Bildhauer nicht älteres Material wieder verwendet hat, denn die Nebenaltäre machen auf den Unbefangenen den Eindruck, als ob sie Ende vorigen Jahrhunderts gefertigt worden; ebenso der Hochaltar, der 1865 durch denselben Meister nach eigenem Entwurf neu gefertigt sein soll. Die Kanzel 1865.

Seite 262. In der Pfarrkirche zu **Wartenburg** ist der Zeile 4 v. o. genannte Kelch nicht von 1588, sondern von 1488. „Derselbe ist noch nicht 20 cm h., hat einen sechsteiligen Fuß mit Perlen, Korallen, Steinen in den Ecken. Ganz wie ein ähnlicher in Rössel ist er mit weißem und dunkelgrünem Email verziert. Auf den sechs Flächen des Fußes finden sich folgende Gravierungen: h. Barbara; Christus noch im Grabe stehend; Christus aus dem Grabe auferstehend; Maria mit dem Kinde; h. Katharina; außerdem eine plastische Kreuzigungsgruppe (crux fusilis). Unter dem Fuße die In-

schrift: Balthasar Stockfisch me fieri fecit anno LXXXVIII. Stockfisch lebte am Ende des XV. Jh. und war Domdechant von Guttstadt 1482—1489. — **Kelch** mit Bischofswappen, unter dem Fuß ein anderes Wappen (Kreuz über Halbmond) und den Buchstaben B. D. A. N. — **Kelch** von 1720. — **Monstranz** aus derselben Zeit. — **Pazifikale** von 1737. — **Album** der St. Annabruderschaft hat reiche Silberbeschläge, in der Mitte St. Anna und Maria mit der Jahreszahl 1724.

Ein 1643 geschriebenes Hymnarium Romanum in gotischer Schrift mit rohen Initialen, aber guten Beschlägen."

Seite 268. Zur Geschichte der Kirche zu **Alt-Wartenburg**: „Ao. 1628 in Septembri a Suecis militibus Gutstadii pro tunc morantibus incendio cum toto pago et parochia absumta est ecclesia." Guttstädter Pfarrarchiv, Mskr.

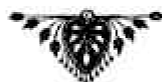
Seite 271. Burg **Wormditt** im n. Flügel sind noch die Keller erhalten, etwa 10,0 zu 28,50 m lang Tonnengewölbe und Kreuzgewölbe auf unprofilierten Rippen, darunter ein Raum mit vier Kreuzgewölben auf einem Mittelpfeiler. Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 275. **Wormditt.** Zeile 7 v. u. ist statt „(† 1838)" zu lesen 1738. Zur weiteren Klärung aus dem Wormditter Pfarrarchiv: Ao. 1738 de piis legatis Illmi. Adm. Reverendi Joannis Braun, olim A. V., ecclesiam hanc quoad internum decorem in organis, ambona, altaribus, parietibus ac fenestris ejus successor J. J. Lamprecht, C. G. A. V., magna cum diligentia et cura exornavit ad M. D. G. et S. Joh. honorem.

Seite 284 Zeile 7 v. o. Auch im auffallend großen (12,7 × 40,2 m) Rathause sind umfangreiche Keller mit mittelalterlichen Mauern, in schmale Räume geteilt, die durch Kappengewölbe überspannt werden und jeder einen besondern Eingang hat, einige mit Resten von Herdanlagen. Die Kellergewölbe selbst haben für den Aufschlag der Thüren flache Stichkappen. Gute gotische Profilsteine an den Bögen der Eingänge.

Außer der erwähnten Glocke von 1384 sind noch zwei vorhanden; die kleine des Mitteldachreiters: Soli Deo gloria 1785; des Giebeldachreiters: Michel Dorman goss mich anno 1606. Bernh. Schmid-Marienburg.

Seite 293. „Der jetzige Hochaltar in der Kirche zu **Wuttrienen** stammt aus der Gründonnerstagskapelle der Pfarrkirche zu Braunsberg, desgleichen eine Anzahl minder wertvoller Bilder."



Nachtrag zu Heft V Litauen.

Seite 9. **Balleten.** Zu dem Pulpet ist zu bemerken Zeile 2 v. u., daß Pfr Gregorius Pauli am 4. Juni 1637 starb. Ihm folgte (nach Quandt und Pastenaci) ein andrer Pfr Pauli, Johann, wahrscheinlich sein Sohn, der 1653 †; die Inschrift auf dem Pulpet 1670 ist unklar. Die Kanzel könnte wohl noch aus der ersten Kirche von 1599 stammen, wie Dr. Ehrenberg vermutet.

Seite 13. **Budweten.** Das Grab des Pfrs Johannes Lepner „ist in der Kapelle unter der Dreßkammer". Da dieser Pfr Johannes genannt wird, so ist er wohl nicht mit Theodor Lepner identisch (?). Quandt, Mst.

Seite 13. **Coadjuten** heißt im Lit. nach Quandt „Kattytei".

Die Einweihung der Kirche geschah 1734, während der Grundstein am 16. Juni 1733 gelegt wurde. Quandt, Mst.

Seite 17. Der Japper in **Darkemen** war ein **Kopf** in grellen Farben mit blauer Mütze unter der Uhr des Rathausturms. Die Bewohner des Stadtteils, gegen welche hin dieser Japper schnappte, wurden von den übrigen Bewohnern der Stadt gefoppt; die Bewohner schieden sich in „Vor- und Hinter-**Jappert**s". Kgb. Hartungsche Ztg. 1876 Nr. 274 Erste Beil. Feuilleton 3.

Seite 34. **Gumbinnen.** Das Regierungsgebäude steht an der Stelle des „Konferenzhauses der Königlich Litauischen Kriegs- und Domainen-Kammer". Grundriß und Aufriß davon (sowie Grundriß des Magazins Unter den Linden) findet sich in Mst. von Lukanus 1748/49 hinter Seite 467 auf der K. Bibliothek in Königsb.

Seite 40. Im Erdgeschosse und ersten Stockwerke haben sich 1897 in der Burg **Insterburg** im S. O. Flügel, also nahe dem Gawehnschen Schloßteiche, zwei Nischen in der Wand vorgefunden, die man, ähnlich wie in Lochstedt, als einen Dansk, eine Abtrittsanlage für den Pfleger ansehen kann, wonach die Ansicht von A. Horn sich bestätigen würde, der hier „des Hochmeisters Gemach" annimmt.

Seite 68. **Kaukemen.** Im J. 1665 wurde eine Schanze zwischen Ruß und Gilge, „wo jetzt der Schanzenkrug steht, angelegt, die Loysen-Schanz, nach der Frau Luise von Hallen". Quandt, Mst. von 1738.

Die erste in Kukernese 1576 gebaute Kirche war „aus purem Holz". Die jetzige ist nicht 1661, sondern 1698 erbaut, unter Aufsicht des Paul Jagewalt aus Trumpeiten (3 km Ostl. s. s. w. von Kaukemen). — Der vorige Turm war von 1727. Quandt, Mst.

Seite 79. **Lasdenen.** Die Wetterfahne des alten Kirchturms trug 1738 die Jahreszahl 1677. Gleichzeitig war ein Epitaph vom Pfr Joh. Schultz † 1709 da. Quandt, Mſk.

Seite 84 Zeile 12 v. u. Labatag=Michel=Purwin, 10 km Lſtl. ſ. ſ. ö. von Memel, Bronzefunde; Verh. d. Berl. Geſ. f. Anthropologie 1887 159 ff. mit Abbildungen. P. M. K. II 1897 Nr. 28.

Seite 86. **Memel.** Zeile 5 v. u. Sembrzycki leitet den Namen Krammeiſt von Krant'mieſtas — Uferſtadt her.

Den Stadtplan von Memel, Abb. 59, haben wir aus verſchiedenen Bleiſtiftzeichnungen des Lieutenants Gieſe (1826—1828) zuſammengeſtellt. Eine davon trägt in Bleiſtift die Aufſchrift: „Plan von Memel 1768." Herr J. Sembrzycki macht uns darauf aufmerkſam, daß es einen Plan von Memel vom J. 1768 (Seite 85 Zeile 19 v. o.) nicht giebt. „Gieſe hat einen Plan der Feſtung von jenem Jahre gehabt und weil er über die Entſtehungszeit der jetzigen ſogenannten Neuſtadt nichts wußte, angenommen, ſie habe in der Geſtalt wie 1827 bereits 1768 beſtanden, alſo im guten Glauben ſeinen Plan der Stadt hinzugezeichnet." Und: „mir ſcheint er (der Plan) ſehr große Ähnlichkeit mit dem in den „Beiträgen zur Kunde Preußens 1821" bei dem Aufſatze Weidt's über den Memeler Hafen befindlichen zu haben." J. Sembrzycki.

Seite 91 iſt zu den Nachrichten über Memel hinzuzufügen: J. Sembrzycki, Vom alten Memel. Memeler Dampfboot 1896 Nr. 76; 266. 1897 Nr. 12, Beilagen.

Seite 103 Zeile 4 v. o. Eine Orgel in der Kirche zu **Pillkallen** wurde z. Z. des Pfrs Boltz 1678—1696 angeſchafft. Eine Grabſchrift des Pfrs Chriſtian Sperber, † 1710, hing in der Kirche. Quandt, Mſk. von 1738. K. Bibl. z. K.

Seite 105 Zeile 14 v. o. Nach Quandt wurde die jetzt ſtehende Kirche zu **Pröküls** erſt 1680 erbaut und 1697 vollendet.

Seite 115 Zeile 8 v. u. In der Kirche zu **Ruß** ſoll nach Quandt 1738 ein Kelch vorhanden geweſen ſein aus der Zeit Melchiors von Schwaben, Komturs zu Memel 1480—1498 (nach Voigt, Namenscod. 1498—1516), innen und außen vergoldet, mit „München=Schrift" den Namen und das Wappen des Komturs enthaltend.

Seite 119. Quandts Mſk. berichtet 1738, daß in der alten Kirche zu **Saalau** „in einem Gehäuſe S. Jakobus" ſtand. Imgleichen giebt das Mſk. die Inſchrift des Epitaphs vom Pfr Waldeck, † 1644.



Nachtrag zu Heft VI Masuren.

Seite 32 Zeile 7 v. u. Bezzenberger, Das Gräberfeld bei Rominten S. d. A. P. 1896 35 ff. mit Abbildungen.

Seite 33. Das Kaiserliche Jagdschloß zu Rominten ist zu Anfang der neunziger Jahre unsres Jh. gebaut.

Seite 60. Die Burg zu **Lötzen** wurde schon 1560 erneuert. Dr. Ehrenberg, A. M. 1897.

Seite 98. Zu den Nachrichten über **Schareyken** ist hinzuzufügen: Buzello, Denkschrift zur 300jährigen Jubelfeier der Kirche Sch. Königsberg, 1881.

Seite 102. Quandts Msk. von 1738 giebt an, daß der Kirchturm zu **Seesten** von Grund aus 1620 gebaut sei und daß er vorher von Holz war.

Seite 112 Zeile 3 v. o. Am vorigen Altaraufsatz in der Kirche zu **Sorquitten** war das Bild des Pfrs Wannovius und wurde 1715 über der Sakristei angebracht. Quandt, Msk. von 1738; K. Bibl. z. Königsb.

Seite 116. Adlerholdt hat die Stelle über Jagdbude aus Joh. Arnold von Brands Reisen 1674, herausgegeben von Hennin, Wesel 1702 274 f. abgeschrieben, wie sein Werk überhaupt aus Plagiaten zusammengesetzt ist.

Zu den Nachrichten über das Ksp. Tollmingkemen kommt hinzu: Tetzner, Die Tolminkemischen Taufregister des Chr. Donalitius; A. M. 1896 18 ff. Derselbe, die T. Kirchenbauakten aus der Zeit des Chr. Donalitius; A. M. 1896 190 ff. — Passarge, Chr. Donalitius litauische Dichtungen, Halle 1894.

Seite 118. Zu dem Philipponendorf **Eckertsdorf** ist den Nachrichten über die Philipponen hinzuzufügen: Horn, Culturbilder aus Altpreußen 1886 144 ff.



Nachtrag zu Heft VII Königsberg.

Seite 7 Zeile 24 v. o. Der Beringsche Plan von Königsberg 1613 ist nicht durch die Altertumsgesellschaft Prussia, sondern durch die physikalisch-ökonomische Gesellschaft 1855 zur Neuauflage durch den Archivar Dr. Mekelburg veranlaßt. Dr. Ehrenberg, A. M. XXXIV 639.

Seite 29. Ein guter Holzstich von O. Ebel von dem von Unfriedschen Flügel befindet sich im Centralbl. der Bauverwaltung 1894 39; ebendaselbst Seite 135 eine Skizze von der Eindeckung des südwestlichen Rundturms und des alten Schloßturms 1862/63 vom Stadtbaumeister J. Lemcke-Bonn. Vgl. Heft VII Abb. 87.

Seite 46 Zeile 10 v. u. Der Adler trägt ein S (Sigismund) auf der Brust, zum Zeichen, daß Preußen unter der Lehnsoberhoheit Polens stand.

Seite 46 Zeile 9 v. u. „Die kleine bronzene Bildsäule ist kein Ordensritter, denn sie trägt einen mit einem Adler geschmückten Helm, einen mit Hermelin gefütterten Fürstenmantel, Scepter, den brandenburgischen Adler auf dem Schilde und eine Ordenskette um den Hals. Es ist die Kette des eingegangenen brandenburgischen Schwanenordens. Ihre Glieder bestehen aus je zwei Sägeblättern mit gegeneinander gekehrten Zähnen, zwischen denen ein Herz befindlich ist. Das Ordenszeichen ist die Mutter Gottes mit dem Kinde in einer Strahlenglorie, darunter ein Schwan, um den sich eine Schärpe schlingt, deren gefranzte Enden nach unten fallen.

Die Bildsäule stellt den Stifter des Schwanenordens, Friedrich II. Eisenzahn dar, der den Orden bei seinem Regierungsantritt 1440 gründete. König Friedrich Wilhelm IV. wollte ihn 1843 erneuern, was aber unterblieb.“ Dr. Hieber.

Der Schwanenorden hatte seinen Sitz in Brandenburg a. H. auf dem Harlunger Berge, wo jetzt das schöne Denkmal zum Andenken der 1864, 1866 und 1870/71 gefallenen Kurmärker von Hub. Stier steht.

Im J. 1459 war durch das Ansehen seines Stifters und durch die gesteigerte Marienverehrung ein neuer gottesdienstlicher Mittelpunkt für den Schwanenorden in Anspach nötig geworden und 1511 wurden auch Ritter vom Deutschen Orden dafür gewonnen, welche das Kapitel zum Schwanenorden in der Schloßkirche zu Königsberg feierten. Vgl. von Stillfried-Rattonitz, Der Schwanenorden.

Seite 66 Zeile 10 v. o. Die beiden Zimmer im Schlosse 246 und 247, Abb. 10, bilden jetzt einen, nur durch das vorspringende Kamin getrennten Raum.

Seite 86 Zeile 7 v. u. Die Statuen Albrechts und Friedrichs I. waren zur Krönungsfeier 1861 hergestellt und standen damals vor der Kirchenfront im Schloßhofe zu beiden Seiten des Brunnens auf sehr hohen Unterbauten. Dr. Hieber.

Seite 99 Zeile 10 v. u. Dieser ganze Satz ist zu streichen; vgl. 178.

Seite 131 Zeile 7 v. o. Die Loge zu den drei Kronen (nicht Dreikronenloge) ist nicht 1746 in dem Hause Holländerbaumstraße 9 gegründet. Im Jahre 1746 entstand die Loge zu den drei Ankern, welche an den verschiedensten Stellen der Stadt ihr Unterkommen hatte. Aus ihr ging 1760 die Loge zu den drei Kronen hervor, welche erst 1771 ein eigenes Haus, das in der Holländerbaumstraße, erwarb. (Vgl. Kienast, Gesch. d. Loge z. d. drei Kronen.) Dr. Hieber.

In der Loge zu den drei Kronen findet sich eine holzgeschnitzte Treppe. Dr. Ehrenberg, a. a. O.

Seite 147 u. Der Erbauer der französisch-reformierten Kirche war nicht Joachim Ludwig von Unfried, sondern Ingermann. Dr. Ehrenberg, a. a. O.

Seite 161 Zeile 5 ff. v. o. Die Inschrift: 1653 den 5. Mai u. s. w. fällt fort. Sie ist nicht auf der Katholischen Kirche, sondern auf der Haberberger Kirche angebracht.

Seite 168 Zeile 4 v. u. Hinter dem O. Giebel der Sackheimer Kirche das von Wernersche Familiengewölbe mit dem von Werner-Sandschen Doppelwappen. Conrad, Geneal. u. biogr. Notizen üb. d. ostpr. Familie v. W. I 1889 12 f.

Seite 178 vor Zeile 6 v. u. Diese ganze westliche Befestigungslinie war schon gebaut, ohne daß der Hm. Erlaubnis dazu gegeben hatte: ursprünglich reichte die Altstadt nur bis zur heutigen Kantstraße und hatte das „Steinthor" in der ehemaligen Wall- und Plankenbefestigung in der Altstädtischen Langgasse, Abb. 66 Nr. 34, so daß die Altstädtische Kirche unmittelbar an der Außenbefestigung der Altstadt lag, wie wir solches bei vielen Ordensstädten finden.

Im Jahre 1375 bestätigte Winrich von Kniprode der altstädtischen Bürgerschaft das westliche Gebiet unter der Bedingung, daß sie zwischen der Mauer und den Häusern (der Altstädtischen Pulver- und der Pauperhausgasse) einen Weg frei ließe, damit kein Feuer auskäme. Perlbach, Q. Nr. 9.

Wir hatten die Urkunde mit Faber und Lüdicke auf die Altstädtische Bergstraße bezogen und danken diese Berichtigung dem Herrn Major Beckherrn.

Seite 203 u. Im Altstädtischen Rathause im Kellergeschoß unter der Treppe war die Butterwage, wo nach Stein = 33 Pfd. mit Bürgerbest — Zugabe gehandelt und von vereideten Butterwägern gewogen wurde, was auf dem Markt feil war. W. Gordack.

Seite 236 Zeile 1 v. u. Zu dem Steindammer Gerichtsgebäude: A. M. XXIV 220.

Seite 237. Steindamm r. Straße Nr. 20. Hausthür aus dem Anfange unsres Jahrhunderts mit guten, zierlichen, schmiedeeisernen Beschlägen.

Seite 237 Zeile 10 v. u. Das Steindammer Thor stand nicht genau dort, wo jetzt das Mineralogisch-Geologische Institut (früher Gärtnerei von Monitzkewitz) ist, sondern da, wo der Bürgersteig der Steindammer Wallgasse nach N. W. umbiegt. Die jetzige Lehrschmiede liegt also bereits außerhalb der alten Umwallung.

Das Thor bestand aus zwei viereckigen, gelbgestrichenen Pfeilern aus Backstein mit Zeltdach und bleiernen Kugeln darauf. W. Gordack.

Seite 247 Zeile 8 v. o. Zum **Provinzial-Museum** der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft ist seine Vorgeschichte nachzutragen.

Die physikalisch-ökonomische Gesellschaft war in Morungen durch den Landrat Köhn, genannt Jaski, und den Landschaftsdirektor, Reichsgrafen Conrad Georg von Finckenstein 1790 gegründet worden und hatte am 22. Februar desselben Jahres die landesherrliche Bestätigung erhalten.

Schon 1799 siedelte sie nach Königsberg über und erhielt daselbst zwei Zimmer im Königlichen Schlosse zugewiesen.

Sie beschäftigte sich zunächst nur mit der Landwirtschaft, ging aber nach und nach zum naturwissenschaftlichen, und zwar speziell zum geologischen Studium über. Dabei war es unerläßlich, daß bei den Bodenuntersuchungen auch Gräber der Vorzeit angeschnitten wurden, die zum Sammeln der Fundstücke Gelegenheit gaben.

Nachdem seit 1866 einige Zimmer der alten Albertina statt der im Schlosse notwendig gewordenen benutzt waren — darunter das ehemalige Karzer mit vielen Inschriften seiner Insassen — und nachdem 1875 im Hause Sackheim rechte Straße Nr. 46 für die immer größer werdenden Sammlungen des Vereins kaum ausreichende Räume gefunden waren, entschloß sich der Präsident, Dr. med. Schiefferdecker († 1889), ein eigenes Heim zu gründen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es 1878, das Haus Lange Reihe Nr. 4 anzukaufen und am 29. Mai 1879 einzuweihen. Dieses Gebäude führt den Namen: „Ostpreußisches Provinzial-Museum“ und birgt in seinem ersten Stockwerke die reichhaltige geologische nebst der Bernstein-Sammlung, während sein zweites Stockwerk der archäologisch-anthropologischen (prähistorischen) Sammlung sowie der Bibliothek eingeräumt ist.

Die Sammlungen sind unveräußerliches Eigentum der Provinz Ostpreußen, die alljährlich namhafte Geldmittel für Zwecke des Provinzial-Museums bewilligt. Im Jahre 1890, wo die Gesellschaft ihr hundertjähriges Jubiläum feierte, war ihre Mitgliederzahl auf über vierhundert angewachsen. In ihrer Büchersammlung waren an Einzelwerken 3500 Bände, an periodischen Zeitschriften 7500 Bände.

Für das Bekanntwerden der Sammlungen sorgt bereits ein auch dem Laien verständlicher Führer durch die geologische Sammlung mit zurechtweisenden Abbildungen, dem hoffentlich bald ein Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung folgen wird, dem wir einen noch reichhaltigeren Abbildungsschatz wünschen. Im übrigen ermöglicht die vorhandene, genaue Bezeichnung der einzelnen Gegenstände auch bereits jetzt eine Übersicht und eine Belehrung für die Besucher.

Seite 290 nach Zeile 21 v. o. Tuchmacherstraße, Ecke der Löbenichtschen Langgasse als Hauszeichen ein großer, liegender, metallener Löwe.

Löbenichtsche Langgasse Nr. 25 über der Thür Sonne mit Kreuz in der Mitte. W. Gordack.

Seite 297 Zeile 1 v. u. Das Köttelthor ist erst in den sechziger Jahren unsres Jahrhunderts abgebrochen. „Es war eigentlich mehr ein Haus mit flachgewölbter Durchfahrt, in welcher sich eine Hökerei, besonders mit gelben Stutzzwergen befand und in dessen oberen Räumen der studentische Freitisch verabreicht wurde. Das Dach war mit einer Holzgalerie verblendet. Beiderseits angrenzende Häuser verengten die Passage außerordentlich.“ W(alter) G(ordack), Königsbergs Aussehen und Leben vor 50 Jahren 1887.

Seite 304 Zeile 2 v. u. lies: Das Langhaus schließt sich den Türmen an: fünf Joche mit je vier Strebepfeilern und je fünf spitzbogigen Fenstern auf der N. und S. Seite, von denen u. s. w.

Seite 310 Zeile 7 v. u. Die Emporenträger im Dome stammen aus dem Ende des XVI. Jh.

Seite 327 Zeile 15. Daß Jakob Binck nicht der Verfertiger des Grabdenkmals Herzogs Albrecht I. gewesen, sondern nur künstlerischer Agent, um die Herstellung des Denkmals der ersten Gemahlin desselben, Dorothea, zu überwachen, hat Dr. Ehrenberg in der Sitzung f. d. Gesch. von Ost- und Westpreußen vom 11. Oktober 1897 zuerst ausgesprochen. In dem bei Giesecke & Devrient in Leipzig unter der Presse befindlichen Werke weist er vielmehr nach, daß Cornelis Floris (eigentlich Cornelis de Vriendt, * 1158, † 1572) in Antwerpen der Schöpfer des Friedrich-Denkmals in Schleswig, des Dorotheen- und Anna-Marien-Epitaphs und des Herzog Albrecht-Denkmals im Dome zu Königsberg ist. „Selbstverständlich ist bei den beiden letzten viel Werkstatt-Arbeit; das sieht man deutlich an den Werken selbst und geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Meister in den letzten Jahren seines Lebens mit Aufträgen überhäuft war."

Vgl. dazu Seite 328 Zeile 3 v. u., wo statt Jakob Binck Cornelis Floris zu lesen ist; und S. 330 Zeile 18 v. u. ist ebenfalls Cornelis Floris der Verfertiger.

Seite 372 nach Zeile 6. Kohlmarkt Nr. 1, Ecke der Köttelgasse, im ersten Stockwerk ein von 2 Putten gehaltenes bürgerliches Wappen: Anno 1610. V. P. mit einer Hausmarke.

Kai Nr. 9 befindet sich ein gutes Portal in Rustika aus dem XVII. Jh.

Magistergasse Nr. 2. Leider sehr zerstörtes, schmiedeeisernes Gitter mit dem Namenszuge des Eigentümers an der Aufgangstreppe aus dem Ende vorigen Jh.

Seite 377 u. Die gesamte innere Ausstattung der Kirche des **St. Georgen-Hospitals** ist jetzt im Kunstgewerbe-Museum in K. Darunter ist noch nachzutragen:

Ganz vergoldeter Kelch, Fuß im Sechspasse mit gravierten Ornamenten und aufgelöteter Kruzifixusgruppe, gebuckeltem Knaufe, dessen sechs Zapfen auf blauem Schmelze Buchstaben tragen. Die Kupa steil mit darum gelegten Lilien.

Silberne, teilvergoldete Abendmahlskanne mit Deckel, worauf die Statuette des h. Georg steht, und Henkel. Fuß getrieben, sonst gravierte Barockornamente.

Ovale, silberne Oblatendose von 1669.

Glocke mit Rococoornament: Me fecit W. A. Leberecht Anno 1777.

Seite 378 oben. Vordere Vorstadt, Ecke der Börsenstraße, Hausmarke: Goldener Anker.

Vordere Vorstadt Nr. 25, Hausmarke: Goldene Kugel.

Seite 383 Zeile 3 v. u. Auf die Haberberger Kirche wurde 1775 ein 2,2 m hoher, aus Kupfer getriebener und vergoldeter Engel als Wetterfahne gebracht; er wiegt 160 Pfund; 1820 neu vergoldet.

Die Glocke von 1763 erhielt nach einer gütigen Mitteilung des Herrn W. Gordack 1892 einen Sprung und wurde in Apolda 1893 ausgetauscht. Auf der alten stand auf ihrem Mantel auf viereckigen Einsätzen:

A. Consule et Directore piorum corporum Wilhelm Kelch verbi divini ministris Johann Heinrich Roode, Lowin Johann Porsch Antisti B N S Johann Heinrich Stack, Johann Krahn, Johann Bessel. Calendis Octobri B N S MDCCLXIII.

B. Quae liquefacta polo delapsi fulminis igne
Inque vagas guttas sum resoluta cadens
Artificis nunc igne regens conflata resurgo
Erectuo (?) phoenix prodit ut igne novus
Me fecit Johann Christian Copinus Regiomonti
MDCCCXXXIII.

Seite 390 vor Zeile 8 v. u. Grab von W. K. 1794 mit schmiedeeisernem Gitter, das fast genau mit Abb. 141 im Hefte VII übereinstimmt.

Seite 391 vor Zeile 4 v. u. Friedländerthorplatz Nr. 7 ist das Gasthaus zum Natanger Wappen, welches ein großes, in Holz geschnitztes, aus fünf Städtewappen zusammengesetztes Schild führt. Die Wappen der Städte Domnau, Pr.-Eylau, Friedland, Creuzburg und Zinten am Rande, oben von einem Helm überkrönt. W. Gordack.



Berichtigung zu S. 80.

Cornelis Floris lebte von 1518 bis 1575.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Auf griechischen Landstraßen.

Berlin 1883. Gebrüder Paetel.

5 Mark.

Olympia, das Fest und seine Stätte.

2te Auflage.

Berlin 1886. Julius Springer.

20 Mark.

Die Akropolis.

Berlin 1888. Julius Springer.

20 Mark.

